
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

C Kronenfeld
1838.

Karl Friedrich Becker's
Weltgeschichte.

Siebente,
verbesserte und vermehrte Ausgabe.
(Zweiter Abdruck.)

Herausgegeben
von
Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen
von
J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

Siebenter Theil.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.
1837.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Vorrede zur fünften Ausgabe.

Je weiter der verstorbene Becker in der Ausarbeitung dieser Weltgeschichte vorrückte, je mehr gewann er an Gründlichkeit, Umsicht und Reife des Urtheils. Daher zeigten sich auch in seiner Bearbeitung der neueren Geschichte, die, so weit er sie fortführte, den sechsten bis neunten Band umfaßt, die größeren Mängel in der ersten Hälfte. Hier mußten in der gegenwärtigen Ausgabe viele Umschmelzungen vorgenommen werden, um Begebenheiten und Charaktere von der vorzüglichsten Wichtigkeit, die aus einem falschen Standpunkte angesehen waren, in das rechte Licht zu rücken. Luther, Karl V. und Elisabeth von England erscheinen, hoffe ich, hier wahrer und würdiger, als in der viel zu klügelnd psychologisirenden und meisternden Ansicht, in welcher sie Becker, von der Kurzsichtigkeit und Parteilichkeit früherer Schriftsteller irre geführt, dem Leser dargestellt hat. Eben so bedurften, um nur noch Eines zu nennen, die Abschnitte über Litteratur und Kunst einer meistens ganz neuen Bearbeitung. Indeß haben auch die beiden letzteren der oben genannten Bände zahlreiche Berichtigungen erfahren. Um die Mühe und den Fleiß zu würdigen, die zu einer solchen Arbeit erfordert werden, müßte ein Kundiger die letzte Ausgabe mit der gegenwärtigen Seite für Seite vergleichen; und wem wäre das zuzumuthen? Daher sucht der Bearbeiter das, was ihm an litterarischer Anerkennung abgehen muß, in dem Bewußtseyn, bei den zahlreichen Lesern dieses Werkes zu einer richtigeren Kenntniß der Geschichte nach Kräften gewirkt zu haben.

Ich kann diese Vorrede nicht schließen, ohne der Verdienste dankbar zu erwähnen, die sich mein Freund Friedrich von Raumer um die gegenwärtige Gestalt dieses Werkes erworben hat.

Dem umfassenden Reichthum seines Quellenstudiums und der Schärfe seines historischen Urtheils bin ich eine bedeutende Anzahl von Bemerkungen schuldig, die mir zur Vermeidung von Irrthümern und zur Auffindung des Rechten sehr förderlich gewesen sind.

Berlin, im März 1826.

Auch diese sechste Ausgabe erscheint, so viel es der rasch fortschreitende Druck nur irgend erlauben wollte, verbessert, in vielen Abschnitten wesentlich verändert, und mit Rücksicht auf die Ergebnisse der neuesten Forschungen berichtigt und ergänzt.

Bonn, im März 1830.

Zur siebenten Ausgabe.

In den ersten Zeiträumen der Neuern Geschichte war die Anordnung des Werkes bisher noch eine ganz ethnographische geblieben, woraus mancher Uebelstand hervorging, indem z. B. die Kriege Karl's V. und Franz I. an zwei verschiedenen Orten vorkamen, von den Jesuiten und von Philipp II. früher die Rede war, als von Luther. Ich habe es daher für nöthig gehalten, auch diese Zeiten nach der Methode zu behandeln, welche für eine allgemeine Geschichte die zweckmäßigere und vorzüglichere ist, und die auch schon in den früheren Ausgaben für die anderen Perioden zum Grunde gelegt war, nämlich, die historischen Gruppen mehr nach großen allgemeinen Erscheinungen, die sich durch den Zusammenhang der Europäischen Verhältnisse bedingen, zu ordnen, als nach Ländern und Völkern. Bei dieser eintretenden Zerlegung der bisherigen Form hat es sich von selbst gemacht, daß ich viele Abschnitte ganz neu schrieb ich hoffe, nicht zum Nachtheil des Werkes.

Bonn, im März 1837.

J. W. Loebell.

Inhalt des siebenten Bandes.

Neueste Geschichte. Erster Zeitraum.

Von der Entdeckung von America bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Neuere Geschichte.

Wir haben die Europäische Menschheit in den letzten Bänden durch jene merkwürdige Periode ihrer Entwickelung begleitet, welche man das Mittelalter genannt hat. Das Mittelalter scheidet sich vom Alterthume durch den gänzlichen Umsturz aller Verhältnisse: gewaltsame Umwälzungen vertilgen ein Weltreich; neue Völker, welche die Bahn ihrer Bildung erst zu durchlaufen beginnen, stiften auf den Trümmern desselben neue Staaten. So durchgreifend sind die Veränderungen nicht, welche das Mittelalter von der dritten großen Hauptmasse der Weltgeschichte, der Neuern Zeit, trennen, und am wenigsten auf den ersten Blick. Die Europäischen Völker bleiben dieselben und in denselben Wohnsitzen, sie schreiten fort auf der Bahn der begonnenen Entwickelung. Aber die innern Verhältnisse und Beziehungen gestalten sich vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts an in allen Richtungen und Kreisen der menschlichen Thätigkeit so neu, Staat und Kirche, Krieg und Handel, Wissenschaft und Kunst nehmen einen so verschiedenen Charakter an, daß man die seitdem verflossene Zeit mit Recht als eine eigene Hauptperiode der Weltgeschichte betrachtet. Wir haben einige der Begebenheiten, welche diese denkwürdigen Veränderungen vorbereiteten und bewirkten, als die Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst, schon kennen gelernt, und werden nun sehen, welch einen großen und bedeutenden Antheil die Entdeckung eines neuen Erdtheils und die von Deutschland ausgehende Glaubensverbesserung an jener Umgestaltung hatten.

Wir theilen die Neuere Geschichte bis zu der großen Staatsumwälzung in Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts in drei Zeiträume, von welchen jeder etwa ein Jahrhundert umfaßt.

Neuere Geschichte.

Erster Zeitraum.

Von der Entdeckung von America bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

I. Die Aufsuchung Indien's zur See, und die Entdeckung von America.

1. Bisherige Handelswege.

Indien war schon im hohen Alterthume das begierig gesuchte Land der Schätze, der Spezereien und anderer kostbarer Waaren. Aegypter, Phönicier, Babylonier, Perser, Griechen und Römer standen mit Indien in unmittelbarem oder mittelbarem Handelsverkehr, der theils auf See-, theils auf Landwegen getrieben wurde. Im Mittelalter legten die Eroberungen der Araber und anderer Mohammedanischer Völker diesem Handel Hindernisse in den Weg, aber Europa entbehrte darum der Indischen Waaren nicht, und Constantinopel wurde ein vorzüglicher Stapelplatz für dieselben. Sie kamen den Indus herauf, so weit dieser Fluß schiffbar ist, gingen von da zu Lande bis an den Oxusstrom (Amu, Gihon) und auf diesem in das Kaspische Meer hinab in die Wolga, wurden dann wieder zu Lande in den Tanais (Don) gebracht, und kamen so endlich in's schwarze Meer, von wo sie, besonders durch die Genueser und Venetianer, über Europa verbreitet wurden. Gewiß ein sehr beschwerlicher und sehr langwieriger Weg.

Ein anderer Weg, auf welchem die Mohammedaner diesen Handel trieben, war der, daß man die Waaren aus Indien zu Schiffe in den Persischen Meerbusen brachte, dann den Euphrat und Tigris bis nach Bagdad herauf, dann auf Kameelen durch die Wüste von Palmyra nach Aleppo, Tripoli und andern Handelsplätzen des mittelländischen Meeres. Von da aus verführten sie gleichfalls die Venetianer und Genueser so wie die Pisaner, deren Verkehr nach diesen Küsten besonders durch die Kreuzzüge sehr lebendig wurde (Th. V. S. 85. 106.). Aber bei der Unsicherheit und Langsamkeit des Caravanenhandels ließ auch dieser beschwerliche Weg noch einen bessern zu wünschen übrig.

Als nun die Genueser durch die Unterstützung, welche sie dem Kaiser Michael Paläologus leisteten, Herren des Handels von Constantinopel und im schwarzen Meere wurden, und die Venetianer verdrängten (Th. V. S. 288.), besuchten Letztere jetzt wieder häufiger den vorzüglichsten unter den alten Stapelplätzen des Indischen Handels, nämlich Alexandria, wohin die Waaren fast gänzlich zur See gelangen konnten, indem die Schiffe aus dem Indischen Ocean in den Arabischen Meerbusen gingen, und nur die kurze Landstrecke zwischen der Aegyptischen Küste und dem Nil zurückzulegen war. Unter der kriegerischen und kräftigen Regierung der Mameluckischen Sultane von Aegypten genoß dieser Handel Schutz und Sicherheit. Aber die starken Auflagen, welche die Sultane auf die Waaren legten, machten diese sehr theuer. Wenn es einer Europäischen Nation möglich war, einen Weg zur See in ununterbrochener Fahrt nach Indien hin aufzufinden, und aller Zwischenvölker entbehren zu können; welche außerordentliche Vortheile mußte ihr dies nicht gewähren.

---

2. Entdeckungen der Portugiesen an der Westküste von Africa.

Im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts erwachte in den Portugiesen ein großer Eifer, Entdeckungen zur See zu machen. Indem König Johann der Unächte die Mauren in Africa mit Glück bekriegte (Th. VI. S. 339.), faßte man den Entschluß, auch die Küsten dieses Erdtheils kennen zu lernen, wo damals das Vorgebirge Non, nur einige Tagereisen von der Europäischen Küste, die Grenze für die Schifffahrt war, obschon einzelne kühne Seefahrer sich darüber hinausgewagt hatten. Glücklicher Weise kam die Leitung dieser Entdeckungen in die

Hände des Infanten Dom Heinrich, eines jungen Mannes von trefflichen Talenten und großer Wißbegierde, der das Studium der Erd- und Himmelskunde mit Eifer trieb, und den Umgang der gelehrtesten Männer seines Volkes aufsuchte, um seine Kenntnisse zu erweitern. Sorgfältig forschte er nach den Berichten der Mauren über die entfernten Länder Africa's, und entfernt vom Hofe, auf seinem Landsitze Terzanabal in Algarbien, entwarf er Pläne zu Reisen, die seinen Entdeckungstrieb und seinen Durst nach Ruhm befriedigen sollten. Die Schätze des Christusordens, dessen Großmeister er war, gaben ihm die Mittel dazu. Die ersten Schiffe, die er aussandte, kamen bis zum Vorgebirge Bojador, wagten jedoch nicht, es zu umsegeln und weiter in das unbekannte Meer vorzudringen. Zunächst erboten sich zwei Ritter aus seiner Umgebung, Johann Gonsalvez und Tristan Vaz, zu einer neuen Unternehmung. Sie entdeckten 1418 glücklich die Insel Porto Santo. Der Infant sandte Anpflanzer hin, welche Sämereien und einige zahme Thiere mitnahmen. Unter den letztern befand sich ein trächtiges Kaninchen, welches in wenig Jahren eine Nachkommenschaft lieferte, die alle Saaten abfraß, und von der man im Ernste den raschen Untergang der neuen Colonie fürchtete.

Von Porto Santo sahen die Portugiesen oft bei hellem Wetter einen fernen Nebelstreif am Horizonte, und Gonsalvez und Tristan Vaz beschlossen einmal, auf denselben loszusteuern. Sie fanden die Insel Madera, welche überall mit dem dichtesten Gehölz bewachsen war (1419). Um sich Raum zur Anpflanzung zu verschaffen, ließ Gonsalvez einen Theil des Waldes in Brand stecken. Das Feuer griff aber dergestalt um sich, daß es sieben Jahre fortbrannte, und in dieser Zeit fast alles Holz der Insel zerstörte*). Dann wurden auf Befehl des Infanten gleichfalls Sämereien, zahme Thiere, Wein aus Cypern und Zuckerrohr aus Sicilien dorthin verpflanzt. In dem mit Asche so herrlich gedüngten Boden gedieh Alles vortrefflich; der feine Canarienzucker und der berühmte Maderawein wurden bald ansehnliche Handelsartikel der Portugiesen.

Trotz dieser Erfolge gehörte nicht wenig Muth und Beharrlichkeit von Seiten des Infanten dazu, die betretene Spur zu verfolgen. Vorurtheil und Trägheit tadelten sein Unternehmen laut; man war auf den Entdeckungsreisen jetzt dem heißen Erdstriche nahe gekommen, der

---

*) Barros Asia, deutsch v. Soltau, Th. I. S. 8.

nach den herrschenden Ansichten wegen der großen Gluth für unbewohnbar gehalten wurde, und wo man sich die ganze Natur mährchenhaft und voll von Schreknissen dachte; dem vaterländischen Boden, hieß es ferner, würden die Bewohner entzogen, um sie auf den Meeren, oder in entfernten wüsten Ländern umkommen zu lassen. Erst im Jahre 1432 ließ der Infant wieder ein Schiff ausrüsten; dieses umschiffte unter der Anführung seines Hofjunkers Gilianez das gefürchtete Cap Bojador, eine That, welche damals für eine außerordentliche galt. Um dieselbe Zeit wurden auch die Azoren entdeckt. Vom Papste ließ sich der Infant eine Urkunde ausstellen, in welcher den Portugiesen ein ausschließliches Recht auf alle Entdeckungen bis nach Indien hin zugesprochen ward. Die Reisen wurden fortgesetzt, obschon die Schiffe anfangs keine andere Ausbeute zurückbrachten, als Robbenfelle. Dann fingen die Portugiesen an, bei ihren Landungen Menschen aufzugreifen, und da einige der gefangenen Mauren sich durch schwarze Sklaven auslöseten, so sah Lissabon 1442 zuerst mit Erstaunen eigentliche Neger, eine von den Bewohnern Nordafrica's völlig verschiedene Menschenrasse. Dies war für die Europäer der erste Anfang des schändlichen Negerhandels. Da dasselbe Schiff auch eine ziemliche Menge Goldstaub mitbrachte, so hörte jetzt auch alles Murren wider die Unternehmungen des Prinzen auf. Bisher hatte dieser allein die Kosten der Ausrüstungen getragen, jetzt bemühten sich Viele um die Erlaubniß, Schiffe nach den reichen Ländern senden zu dürfen, und was der Entdeckungstrieb begonnen hatte, vollendete die Goldgier. Heinrich hatte die Freude, schon kleine Flotten aus dem Hafen von Lagos auslaufen zu sehen. 1445 kam Diniz Fernandez über den Senegal hinaus, und entdeckte das grüne Vorgebirge. Dom Heinrich erlebte noch, daß seine Schiffe nach Guinea kamen. Er starb 1460, hochverdient um sein Vaterland und um die Welt.

Nach seinem Tode stockten die Unternehmungen einige Zeit. Alfons V., welcher damals auf dem Portugiesischen Throne saß, zog es vor, in dem Portugal zunächst gelegenen Theile von Africa Eroberungen zu machen, und war auch durch anderweitige Händel zu sehr beschäftiget, um seine Aufmerksamkeit auf jenen bedeutenden Zweig der Landeswohlfahrt zu richten. Indeß ging unter seiner Regierung ein Portugiesischer Seefahrer über die Linie hinaus, wodurch das alte Vorurtheil, daß der mittlere Strich der heißen Zone unbewohnbar und undurchschiffbar sey, durch die That als irrig erwiesen war.

Alfonsens Sohn und Nachfolger, Johann II., ein thätiger und unternehmender Fürst, suchte alsbald Dom Heinrich's Plane wieder hervor, schickte Pflanzer nach Guinea, und ließ feste Orte auf der dortigen Küste anlegen. Seine Flotten entdeckten 1484 die Königreiche Benin und Congo, und drangen über dreihundert Meilen jenseits der Linie vor. Die Zurückkehrenden erzählten den staunenden Hörern Wunderdinge von den Sternen einer neuen Hemisphäre, welche die Europäer hier zum ersten Male erblickten. Es widerlegten diese Reisen zugleich den Irrthum, daß Africa gegen Süden immer breiter werde, wie man auf das Ansehn des Ptolemäus (Th. III. S. 285.), dem damaligen Orakel der Erdbeschreibung, geglaubt hatte. Dadurch erwachte der auch wol schon früher gehegte Gedanke, einen Seeweg nach Indien zu finden, wenn Africa zu umsegeln sey. Diese Aussicht und die Hoffnung, zu dem Reiche des berühmten Priester Johann zu gelangen, bewogen den König Johann zu einer neuen Ausrüstung*). Der Priester Johann war das Geschöpf einer im Mittelalter entstandenen seltsamen Sage. Er sollte ein christlicher Fürst mitten unter heidnischen Völkern, zugleich ein mächtiger Monarch und der Oberbischof seines Reiches seyn. Sein Sitz war früher in das östliche Asien verlegt worden**), König Johann hatte Nachrichten erhalten, nach welchen er sich für überzeugt hielt, er müsse in Ostafrica zu finden seyn***), und dort wollte er ihn zu Wasser und zu Lande aufsuchen lassen. An der Spitze des kleinen Geschwaders, welches er 1486 in dieser Absicht aussandte, stand der kühne Bartholomäus Diaz. Dieser umsegelte die Südspitze von Africa (1487), aber weiter vorzudringen verhinderten ihn Meutereien unter seinen Leuten, die sich fürchteten, auf dem unbekannten Meere Hungers zu sterben. Auf ihrer Rückfahrt †)

---

*) Barros a. a. O. S. 66.

**) Die Sage von dem Priester Johann ist durch die Nestorianischen Christen entstanden. Diese hatten sich um die Ausbreitung des Christenthums in Asien mit solcher Wirkung bemüht, daß ihre Kirche sich bis nach China hin erstreckte; den Katholiken stellten sie aber ihre Erfolge noch mit prahlerischen Uebertreibungen dar. Nähere Veranlassung zu jenem Gerüchte gab, wie mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen wird, daß einige Fürsten des Tatarischen Volkes der Keraiten (Th. V. S. 278.) sich vom Anfange des elften Jahrhunderts an zum Christenthum bekannten. Ihr Reich ging durch die Mongolischen Eroberungen zu Grunde. Ausführlichere Nachweisungen geben Schröckh Kirchengeschichte, Th. XXV. S. 186 fg. und Ritter Erdkunde, 2te Ausg. Th. II. S. 283 fg.

***) Lafitau, Histoire des decouvertes des Portugais, T. I. p. 58.

†) Barros a. a. O. S. 69.

kamen sie an das merkwürdige Vorgebirge, welches Diaz wegen schrecklicher Stürme, die er bei der ersten Umseglung ausgestanden hatte, das stürmische Vorgebirge (cabo tormentoso) nannte. Als er aber in Portugal ankam, erhielt es von dem vertrauenvollen Könige den glücklichern Namen des Vorgebirges der guten Hoffnung; denn er zweifelte nicht länger, daß damit der Weg nach Indien gefunden sey. Noch vor der Rückkehr des Diaz hatte Johann zwei Männer, den des Arabischen kundigen Covillam und den Payva, über das mittelländische Meer nach dem Orient gesandt. Als sie nach Aden an der Südküste von Arabien gekommen waren, trennten sie sich. Payva ging nach Abyssinien, Covillam aber schiffte sich nach Indien ein, sah das herrliche Land mit eignen Augen, besuchte Calicut und Goa, ging nach Sofala, und kehrte dann nach Cairo zurück. Hier erfuhr er den Tod des Payva, fand aber zwei Juden, die früher im Morgenlande gewesen waren, dem Könige Johann Nachrichten von den dortigen Handelsverhältnissen gebracht hatten, und von ihm den Gesandten nachgeschickt worden waren. Durch einen derselben sandte Covillam dem Könige Bericht von seiner Reise nach Indien; mit dem andern ging er erst nach Ormuz und dann, dem erhaltenen Befehle zufolge, nach Abyssinien, wo der Priester Johann herrschen sollte. Dort fand er wirklich ein christliches Volk (Th. IV. S. 67.) und einen christlichen König, der ihn sehr gütig aufnahm, aber unglücklicherweise schon nach einigen Tagen starb. Sein Nachfolger wollte den bedauernswerthen Covillam nicht wieder entlassen, sondern zwang ihn, in Abyssinien zurückzubleiben.

---

3. Christoph Columbus.

Indem nun alle Blicke auf die Umschiffung Africa's gerichtet waren, und von dieser die Vollendung des Weges nach Indien erwarteten, war in dem Geiste eines großen Mannes, des weltberühmten Columbus, der Gedanke zur Reise gekommen, diesen Weg in einer ganz andern Richtung aufzusuchen, ein Gedanke, dessen Ausführung nichts Geringeres zur Folge hatte, als die Entdeckung eines neuen Welttheils*).

*) Es ist das Festland von America allerdings schon lange vor Columbus von Europäern aufgefunden worden. Normannen von Island und Grönland kamen nämlich im Anfange des elften Jahrhund. nach einem südwestlich gelegenen Lande, welches sie, we-

Christoph Columbus*) hatte um das Jahr 1470 seine Vaterstadt Genua**) mit Portugal vertauscht, und daselbst die Tochter eines gewissen Bartholomäus Perestrello geheirathet, der als Schiffshauptmann mehrere jener Entdeckungsreisen unter dem Infanten Dom Heinrich mitgemacht hatte, und von diesen Reisen Tagebücher, Zeichnungen und Charten besaß. Es galt Columbus damals schon für einen der tüchtigsten Seefahrer. Diesem Berufe hatte er sich früh gewidmet, sich mit Eifer auf die dazu erforderlichen Wissenschaften, Geometrie, Astronomie und Erdkunde, gelegt, und viele Fertigkeit im Zeichnen erworben. Von seinem vierzehnten Jahre an war er auf der See gewesen, und hatte in den häufigen Fehden der Italienischen Staaten unter einander, durch welche sich auch auf dem Meere eine Art von Condottieri bildete, sein Glück versucht. Ein Mal auf einem Kaperschiffe, das in einem hitzigen Gefecht mit einer Venetianischen Galeere mitten auf dem Meere in Brand gerieth und nicht zu retten war, hatte er Gelegenheit gehabt, seinen Muth und seine Geistesgegenwart zu bewähren.

In Lissabon theilte ihm seine Schwiegermutter die Tagebücher und Charten ihres verstorbenen Mannes mit, die ihn unaufhörlich beschäftigten. Er unternahm selbst Reisen nach dem großen Schauplatze der Portugiesischen Thätigkeit, den Africanischen Küsten, und wohnte eine Zeit lang auf der Insel Porto Santo. Der Entdeckungstrieb, der damals Alles begeisterte, ergriff ihn tief und mächtig, und gab sei-

---

gen einer dort wild wachsenden Weintraubenart, Winland nannten, und legten daselbst eine kleine Colonie an, die aber bald wieder zu Grunde gegangen seyn muß, da man seit dem zwölften Jahrh. nichts weiter von ihr hört. Man vermuthet, daß dieses Land die Küste von Canada an der Mündung des S. Lorenzflusses war. S. J. R. Forster, Geschichte der Entdeckungen im Norden, S. 111 fg. — Da nun diese Auffindung gar keine weiteren Folgen hatte, sondern im Andenken der Menschen so erlosch, daß spätere Gelehrte sie erst wieder aus dem Dunkel haben hervorziehen müssen, so wird dadurch dem großen Columbus der Ruhm, der wahre Entdecker America's zu seyn, nicht im mindesten geschmälert.

*) Sein Italienischer Familienname ist Colombo; in Spanien nannte er sich Christoval Colon.

**) Mehrere Städte haben um die Ehre gestritten, der Welt den berühmten Entdecker gegeben zu haben, aber nach der größten Wahrscheinlichkeit gebührt sie Genua. S. Histoire de Christophe Colomb traduite de l'italien de Bossi. p. 59. Noch dunkler ist seine Abstammung und auch sein Geburtsjahr ist ungewiß; es ist aber wahrscheinlicher, daß er 1436 geboren sey, als, nach der Annahme Robertson's, 1447. — S. Relations de quatre voyages entrepris par Colomb traduites de l'espagnol de Navarrete, Paris 1828. T. I. p. 186.

nen Gedanken die kühne Richtung, den äußersten Osten durch den Weg nach Westen aufzusuchen.

Die Zuversicht des Columbus, in umgekehrter Richtung nach Indien zu gelangen, gründete sich auf die Ueberzeugung, daß die Erde eine Kugel ist, ein Satz, den die Erfahrung damals noch nicht bestätigt hatte, den aber schon die alten Philosophen für erwiesen gehalten. Ja es hatte schon Eratosthenes (Th. II. S. 246.) ausdrücklich gelehrt, daß man westwärts segelnd von Spanien nach Indien müsse gelangen können*). So weit sich im Mittelalter die geographischen Kenntnisse der Alten erhalten hatten, war auch diese Ansicht mit überliefert worden**); es war also kein neuer, in dem Kopfe des Columbus entstandener oder mit besonderer Mühe und seltener Gelehrsamkeit aufzusuchender Gedanke, welcher die Entdeckung von America veranlaßte — aber sich für diese Hoffnung so begeistert zu haben, daß er Glück, Ehre und Leben an ihre Ausführung setzte, und mit der seltensten Vereinigung von Kühnheit und Besonnenheit an dieses Ziel gelangte — das bleibt der ewige Ruhm des Columbus.

Zu dem östlichsten Indien zu kommen, war ihm die Hauptsache, dazwischen im großen Ocean liegende Länder, deren Daseyn man ahnete, zugleich aufzufinden, ein Nebenzweck. Es ist merkwürdig, daß ein starker Irrthum der alten Geographen ihm die Schwierigkeit seines Unternehmens bei weitem geringer erscheinen ließ, als sie wirklich war, und in sofern vielen Antheil daran hatte, daß er das Wagstück unternahm. Sie dachten sich nämlich Asien viel weiter nach Osten reichend, als es sich in der Wahrheit findet, und Columbus legte die Rechnung desjenigen zum Grunde, welcher diesen Irrthum am weitesten getrieben hatte, nämlich des Marinus von Tyrus, der kurz vor den Zeiten des Ptolemäus ein geographisches Werk geschrieben hatte, auf welches dieser Letztere das seinige gründete. Marinus beschränkte den Raum, welcher von den Canarischen Inseln bis zu den Ostküsten von Asien zurückgelegt werden muß, auf 135 Längengrade, während er in der That 86 mehr

*) Strabo, I. p. 64. D.

**) Es ist sehr wahrscheinlich, daß Columbus die hierauf bezüglichen Meinungen und Stellen der Alten aus einem Werke des den Lesern aus der Geschichte des Costnitzer Concils wohlbekannten, gelehrten Cardinals Peter von Ailly, de imagine mundi, geschöpft hat. S. A. v. Humboldt, kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt, deutsch v. J. L. Ideler, Bd. I. S. 71.

beträgt*). Es war denjenigen Alten, die in Büchern und den Vorstellungen der Philosophen lebten, geläufig geworden, sich die Dauer einer solchen Schifffahrt als kurz zu denken**).

Bestärkt in seiner Ueberzeugung wurde Columbus durch den Umstand, daß Portugiesische Seefahrer zuweilen ungewöhnlich großes Schilfrohr, künstlich bearbeitetes Holz, ja einmal sogar zwei Leichname von ganz fremdartiger Bildung von Westen her hatten über's Meer schwimmen und an die Küsten der Azoren treiben sehen. Schon im Jahre 1474 legte er dem gelehrten Florentiner Paul Toscanelli in einem Briefe seine Gedanken vor, und hatte die Freude, von diesem Manne, der wegen seiner mathematischen und geographischen Kenntnisse berühmt war, eine Antwort zu erhalten, welche volle Uebereinstimmung mit seinen Ansichten aussprach. Dies gab ihm eine noch entschiednere Zuversicht. Es kam jetzt nur darauf an, daß man eine Regierung für diese Idee gewann, um die Fahrt sogleich in's Werk zu richten. Columbus dachte patriotisch genug, seiner Vaterstadt vor allen die Ehre und den Vortheil der Unternehmung zuwenden zu wollen, aber die Genueser wiesen ihn als einen Projectmacher ab. Nun war ihm der König von Portugal, in dessen Lande er sich niedergelassen, der nächste. Johann, dessen Unternehmungsgeist ein günstigeres Ergebniß hoffen ließ, prüfte den Antrag mit einigen seiner Räthe. Diese entlockten dem begeisterten Mann einen ausführlichen Plan seiner vorgeschlagenen Fahrt, um sie insgeheim ohne ihn in's Werk zu richten, und wußten den König für ihre niedrige Hinterlist zu gewinnen. Es wurde ein Schiff ausgerüstet, dessen Führer den geheimen Befehl erhielt, den bezeichneten Weg zu verfolgen. Aber dieser war nicht der Mann dazu. Als er einige Tage in's Meer hineingefahren war, kehrte er wieder um, und versicherte, das ganze Vorhaben sey eben so unvernünftig als gefährlich.

Voll bittern Verdrusses über diese Treulosigkeit verließ Columbus 1484 Portugal, und begab sich persönlich nach Genua, aber ohne bessern Erfolg, als bei seinem ersten Anerbieten. Nun wandte er sich nach Spanien, wo damals Ferdinand von Aragonien und Isabella von Castilien regierten (Th. VI. S. 339.). Die Spanier hatten bis

---

*) v. Humboldt, a. a. O. S. 551.

**) So sagt Seneca in der Einleitung zu seinen Natural. quaest., freilich, dem ganzen Zwecke der Stelle gemäß, rhetorisch übertreibend: Quantum enim est, quod ab ultimis littoribus Hispaniae usque ad Indos iacet? Paucissimorum dierum spatium, si navem suus ventus implevit.

jetzt den Seeunternehmungen ihrer Nachbarn ohne sonderliche Theilnahme zugesehen. Doch übergaben die Monarchen Columbus' Vorschläge einem Ausschusse von gelehrten Männern und Geistlichen gleichfalls zur Prüfung, die auf den armen Genuesischen Abenteurer, der eine den verflossenen Jahrhunderten verschlossen gebliebene Hemisphäre auffinden wollte, mit dem Zunftstolz beamteter Gelehrten und mönchischem Hochmuth herabsahen, und der vorgelegten Aufgabe keineswegs gewachsen waren. Einer meinte, wenn man da so weit herumsegeln wollte, so müßte man ja zuletzt immer tiefer und tiefer hinunter gleiten, und könne dann den Wasserberg nicht wieder herauf. Ein Anderer, der wenigstens zugab, daß die Sache möglich sey, behauptete, da müsse man wol drei Jahre segeln; und die Meisten erklärten den Plan, als der Bibel und den Kirchenvätern widersprechend, für gottlos. Zu diesen weisen Sprüchen der Spanischen Gelehrten kam noch eine große Geldverlegenheit Ferdinand's und Isabellen's, und daß sie damals ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Krieg mit den Mauren von Granada richteten. Darüber wurde die Entscheidung für Columbus immer weiter und weiter hinausgeschoben. Mit unermüdlicher Geduld folgte dieser dem Hofe von einem Orte zum andern. Endlich, nach vierjährigem Harren, erfolgte der Bescheid: man könne sich jetzt in so unsichere und kostspielige Unternehmungen nicht einlassen.

Schon einige Jahre vorher hatte Columbus seinen Bruder Bartholomäus nach England geschickt, um vielleicht den dortigen König für seinen Plan zu gewinnen. Aber jener ließ nicht ein Wort von sich hören. Columbus wußte nicht, daß er einem Kaper in die Hände gefallen und nach mancherlei Schicksalen in Bettlersgestalt nach England gekommen war, wo er sich erst mit Chartenzeichnen so viel verdienen mußte, um in einem anständigen Kleide bei Hofe erscheinen zu können. Schon wollte Columbus ihm nachreisen, als Juan Perez de Marchena, Prior des Klosters Rabida, in welchem er seinen ältesten Sohn erziehen ließ, kurz vor dem Abschied ihn auf andere Gedanken brachte. Dieser Mann war einst Beichtvater der Königin gewesen, und schmeichelte sich, daß seine Empfehlung etwas gelten möchte. Wirklich ward auch Columbus noch einmal nach Hofe berufen; Granada fiel, Isabella zog triumphirend in die Hauptstadt der Mauren ein, und die Freunde des Columbus benutzten die frohe Stimmung, welche dieses große Ereigniß verbreitete, um sein Unternehmen wieder in Erinnerung zu bringen. Man fand aber seine Forderungen übermäßig, und Co-

lumbus verließ abermals mit großem Unwillen das Hoflager, fest entschlossen, nach Frankreich zu ziehen. Doch nun bewirkten seine bestürzten Freunde endlich, was sie so lange gewünscht hatten. Den größten Anspruch auf seine Dankbarkeit hatte dabei der Obereinnehmer der geistlichen Einkünfte von Aragonien, Sant-Angel. Dieser schilderte der Königin den Zuwachs an Ruhm und Macht für ihre Krone, den sie zu verscherzen im Begriff sey, so lebhaft, daß sie ihre Einwilligung gab, und sich sogar, da der königliche Schatz ganz erschöpft war, bereit erklärte, zum Behuf der Ausrüstungskosten ihre Juwelen zu verpfänden. Sant-Angel küßte ihr gerührt die Hand, und bot ihr sein Vermögen an. Die Königin nahm das Darlehn an, und ließ dem Columbus einen Eilboten nachsenden, der ihn einige Stunden von Granada einholte. Am 17. April 1492 ward der Vertrag unterzeichnet. Kraft desselben ward Columbus zum Großadmiral aller neuen Meere, und zum Unterkönig aller Länder und Inseln, die er entdecken würde, ernannt; ihm ward der zehnte Theil aller daraus zu hoffenden Einkünfte bewilligt, und alle diese Würden und Vortheile sollten erblich auf seine Nachkommen übergehen. Es ward ihm und seinen Nachkommen erlaubt, ihrem Namen den Titel Don vorzusetzen, eine damals noch seltene Auszeichnung.

So war denn nach achtzehnjährigem Warten, nach einer so langen Zeit voll Widerwärtigkeit und Trübsal, die Beharrlichkeit des edlen Mannes endlich gekrönt. Er eilte nach Palos, einem Seehafen in Andalusien, wo seine kleine Flotte ausgerüstet werden sollte, und welches unweit des Klosters Rabida lag. Mit dem Ende des Julius war Alles zur Abreise fertig. Drei höchst mittelmäßige Schiffe, von denen die beiden kleineren (von der Art, die Caravelen genannt wurden) nicht viel mehr als große Boote, ohne Verdeck in der Mitte, waren, machten die ganze Flotte aus. Die Bemannung bestand aus hundert und zwanzig Personen, von denen die meisten sich auf das tollkühne Unternehmen nur sehr ungern einließen, wie denn auch die ganze Ausrüstung mit den härtesten und willkürlichsten Maaßregeln von Seiten des Hofes gegen das allgemeine Vorurtheil und den unaufhörlichen Widerspruch der in Anspruch Genommenen durchgesetzt werden mußte. Den Tag vor der Abreise begab sich die ganze Gesellschaft nach dem Kloster Rabida, empfahl sich Gott und allen Heiligen im Gebete, beichtete, und erhielt Lossprechung und Abendmahl, nach frommer Christen Weise.

---

4. Columbus erste Entdeckungsreise.
(1492 — 1493.)

Den nächsten Morgen, den 3. August 1492, an einem Freitage, kurz vor dem Aufgang der Sonne, stieß die kleine Flotte vom Lande ab, in Gegenwart unzähliger Zuschauer, welche die kühnen Abenteurer mit bangen Blicken begleiteten. Am dritten Tage, als man noch in bekannten Gewässern den Canarischen Inseln zusegelte, brach ein Steuerruder, ein Unfall, der den Columbus bestürzt machte, da er argwöhnte, daß es von den Führern des Schiffs absichtlich geschehen sey, um es unbrauchbar zu machen und damit zurücksegeln zu dürfen. Die Canarischen Inseln wurden indeß glücklich erreicht, und auf einer derselben legte man an, um die Schiffe auszubessern.

Am 6. September fuhren sie wieder ab, und gerade in's Weltmeer hinein gegen Westen. Nach einigen Tagen erhob sich ein Ostwind, der auch, mit wenigen Unterbrechungen, sanft und milde bis zu Ende anhielt, und die Fahrt sehr begünstigte. Bald war alles Land aus den Augen der Schiffenden verschwunden, die, von der ganzen lebendigen Welt abgeschnitten, keine Aussicht hatten, als auf ein ungeheures Meer und den weiten Himmel, und immer tiefer hineingetrieben wurden, von einem Verwegenen angeführt, der keine andere Kunde vom Ziel hatte, als die seine Phantasieen ihm vorspiegelten! Auch den Beherztesten fing der Muth zu sinken an. Columbus suchte ihnen indeß wieder Vertrauen einzuflößen, und seine eigene Ruhe mußte ihre Bewunderung erwecken. Unermüdet stand der edle Mann Tag und Nacht mit Senkblei und Beobachtungsinstrument auf dem Verdeck, schlief nur wenige Stunden, und zeichnete die kleinste Beobachtung auf. Wo er Angst und Traurigkeit bemerkte, da redete er freundlich zu, und heiterte die Murrenden mit Versprechungen auf. Es war zu bewundern, welche Herrschaft über die Gemüther ihm zu Gebote stand. Als die Schiffe in den Strich des Passatwindes kamen, wurden sie sanft und mit großer Schnelle fortgetrieben. Columbus gab zwar den Fragenden eine geringere Strecke als die wirklich schon zurückgelegte an, dennoch wuchs die Angst des Schiffsvolks von Neuem. Hin und wieder stellte sich Anlaß zur Hoffnung ein. Man sah unbekannte Vögel; aber man wußte nicht, daß die Seevögel viele hundert Meilen weit fliegen können. Einmal war die See mit grünem Meergrase so dicht bedeckt, daß die Schiffe fast in ihrem Laufe aufgehalten wurden Aber Gras

und Vögel verschwanden nach einigen Tagen wieder, und die armen verlassenen Menschen sahen sich von Neuem auf dem weiten, öden Ocean allein. Was sollte aus ihnen werden, wenn ihre Vorräthe zu Ende gingen? Wie sollten ihre gebrechlichen Fahrzeuge die lange und sich immer weiter ausdehnende Rückreise aushalten, wenn sie nirgends einen Hafen fänden?

Endlich drohte die Furcht der Verzagten ihrem Führer und seinem Unternehmen die höchste Gefahr. Sie wollten den Admiral zwingen zurückzukehren, und Einige faßten sogar den verruchten Gedanken, ihn, wenn er sich weigere, über Bord zu werfen. Columbus stellte sich, als ob er ihre meuterischen Absichten nicht merkte, und besänftigte sie durch sein ruhiges, heiteres Vertrauen; er erklärte, daß er mit seinen bisherigen Fortschritten sehr zufrieden sey, und gewisse Hoffnung habe, sein Ziel bald zu erreichen.

Vögel erschienen und verschwanden wieder; mehrere Male glaubte man Land erblickt zu haben, wenn man aber näher kam, fand man sich getäuscht. Die Angst der Schiffsleute wandelte sich in Verzweiflung, sie erklärten, daß sie nicht weiter gehen würden. Columbus aber erwiederte mit großer Festigkeit, daß Alles umsonst sey, und daß er von seinem Unternehmen nicht abstehen werde, bis er mit Gottes Hülfe Indien gefunden habe*). Kaum aber würden sein Muth und seine Haltung sie noch länger im Zaum gehalten haben, wenn sich nicht zum Glück am folgenden Tage bestimmte Spuren von der Nähe des Landes gezeigt hätten; Rohr und ein Baumast mit rothen Beeren schwammen auf sie zu, und was mehr als Alles war, sie fischten einen künstlich geschnitzten Stab auf. Die Sonne war eben untergegangen. Noch sah man nichts, aber Columbus befahl, sorgfältige Wache zu halten, um nicht etwa bei Nacht auf Klippen getrieben zu werden. Die größte Aufregung herrschte auf den Schiffen, kein Auge schloß sich. Zwei Stunden vor Mitternacht erblickte Columbus ein Licht von ferne.

---

*) Columbus Tagebuch vom 10. October bei Navarrete, T. II. p. 37. Was gewöhnlich von einer förmlichen Unterhandlung des Admirals mit den Aufrührern erzählt wird, daß er nur noch drei Tage verlangt habe, wenn sich dann kein Land zeige, wolle er umkehren — findet sich weder in diesem Tagebuche, noch in irgend einem andern der ursprünglichen Schriftsteller, als dem Oviedo, und verdient, keinen Glauben. S. Washington Irving Gesch. des Columbus, deutsche Uebers. von Meyer Bd. I. S. 204. A. v. Humboldt a. a. O. S. 212 hält die Angaben von der Furcht und den Meutereien der Schiffsleute auch sonst für übertrieben.

Der Schimmer war vorübergehend und ungewiß, aber Columbus betrachtete ihn als eine sichere Bürgschaft des Landes, und wirklich erscholl um zwei Uhr des Morgens (am 12. October, einem Freitage) von der Pinta, einem der beiden andern Schiffe, ein Kanonenschuß, als frohlockendes Zeichen, daß man das Land deutlich erblicke. „Land! Land!" erscholl es jetzt aus jeder Brust; man stürzte einander in die Arme, Einer schluchzte vor Freude an des Andern Brust. Nach der ersten Trunkenheit des Entzückens erinnerte man sich seiner höhern Pflicht, und stimmte mit innigster Andacht das Te Deum an. Als der Morgen anbrach, sah das Schiffsvolk eine schöne grüne Insel vor sich liegen.

Mit Sonnenaufgang bestiegen sie die Boote, und ruderten mit Kriegsmusik, fliegenden Fahnen und anderm Gepränge dem Lande zu. Am Ufer hatten sich viele Einwohner der Insel versammelt, die eben so sehr über die seltsamen Gäste erstaunten, als sie selber bei diesen Staunen erregten. Sie waren ganz nackt, von einer röthlichen Kupferfarbe, und, den Kopf ausgenommen, am ganzen Leibe unbehaart, übrigens wohlgebildet. Ihre Sprache hatte etwas Unzusammenhängendes und Thierisches, und aus Allem, was man an ihnen sah, leuchtete so wenig Verstand hervor, daß die Spanier auf den Gedanken geriethen, es möchten wol gar keine wirkliche Menschen seyn.

Das waren sie aber allerdings, nur daß sie auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung standen. Sie kannten den Ackerbau nicht; das milde Klima und die Fruchtbarkeit ihrer Insel gewährte ihnen Mais und Maniokwurzel im Ueberfluß, und zwang sie nicht zur Sorge für wärmende Kleidung und Wohnungen. Große Thiere, die ihre Stärke und ihre List hätten üben können, gab es dort gar nicht; daher waren sie so zaghaft, daß ein Europäischer Bullenbeißer einen ganzen Haufen dieser Indianer in die Flucht jagen konnte.

Columbus, in einem reichen Kleide und das bloße Schwert in der Hand, stand an der Spitze des ersten Boots, welches an's Land stieß, um der erste Europäer zu seyn, der die neue Welt beträte. Ihm folgten die Anderen, und in dem unaussprechlichen Gefühle des glücklich geretteten Lebens, nach mehr als vierzigtägiger Angst auf schwankenden Brettern, warfen sie sich Alle nieder, küßten mit Inbrunst die sichere Erde, errichteten dann ein Kreuz, und beteten vor demselben. Sie drängten sich in ihrer Begeisterung um den Admiral, umarmten ihn, küßten ihm die Hände, und thaten Alles, um dem Manne, dessen

Leben sie vor einigen Tagen noch bedroht hatten, ausschweifende Ehrfurcht und Dankbarkeit zu bezeigen. Columbus nahm die Insel für die Castilische Krone in Besitz, mit den Formen und Feierlichkeiten, welche die Portugiesen bei ihren Entdeckungen in Africa zu beobachten pflegten. Die Eingebornen sahen das mit an und begriffen natürlich nichts davon, wie ihnen denn die ganze Erscheinung weißer Männer mit Bärten und Kleidern, einer seltsamen Sprache und noch seltsameren Manieren, überhaupt etwas Unbegreifliches sein mußte. Sie wähnten, sie seyen vom Himmel herabgekommen.

Die Wilden bezeichneten ihre Insel mit dem Namen Guanahani; der Entdecker nannte sie San Salvador, ein Name, den sie auch jetzt noch führt. Sie ist eine der Bahama- oder Lucayischen Inseln *). Columbus glaubte fest, er sey in dem Archipelagus angelangt, der sich nach dem Berichte des Marco Polo an der Ostküste von Asien hin erstrecke, sah aber wohl, daß hier von den Schätzen Indien's noch nicht viel anzutreffen sey, und beschloß daher, weiter zu steuern. Die Indianer (ein Name, welchen die ursprünglichen Bewohner America's eben jenem Irrthum verdanken), welche die Begierde der Spanier nach den kleinen Goldblechen, die Einige zum Zierrath in der Nase oder in den Ohren trugen, bemerkten, wiesen sie südwärts hin. Dies deutete Columbus auf die von Marco Polo beschriebene Insel Zipangu oder Cipango (wahrscheinlich Japan), welche nach diesem Reisenden drei hundert Meilen von der Asiatischen Küste liegen und einen unermeßlichen Reichthum an Gold, Edelsteinen und Perlen besitzen soll. Diese Erzählungen waren es, welche Columbus mit den Vorstellungen von ungeheuern Reichthümern erfüllten, welche die Frucht seiner Entdeckungen seyn würden, und ihn die Hoffnung fassen ließen, daß er von da leicht zu den Ländern des Groß-Chans, des Beherrschers von Ostasien gelangen, und das Verdienst haben würde, diesen zum Christenthum zu bekehren.

Ungeduldig, nach dem reichen Cipango zu kommen, verließ Columbus Guanahani bald **). Man kam auf dieser Fahrt bei vielen klei-

---

*) Navarrete glaubt, daß die zuerst entdeckte Insel eine von den viel südlicher liegenden Türken-Inseln sey, aber schwerlich mit Grund. S. die Note in der Französischen Uebersetzung, T. II. p. 339, und die Untersuchung eines Kundigen bei Washington Irving, Bd. IV. S. 136.

**) Er sagt in seinem Berichte an die Monarchen ausdrücklich, daß er auf der Insel nicht habe verweilen wollen, um keine Zeit zu verlieren, Cipango aufzusuchen. Navarrete, T. II. p. 47.

neren Inseln vorbei, landete auf einigen, und fand zuletzt eine größere, welche die Indianer, die man mitgenommen hatte, Cuba nannten, und die Columbus anfangs für Cipango, dann für das feste Land von Asien oder Indien hielt. Er steuerte an den Küsten umher, fand überall einen Reichthum der Vegetation und eine Schönheit der Gegenden, die ihn in Erstaunen setzten, und von denen er mit Begeisterung spricht, aber von Anbau wiederum keine Spur. Die Bewohner, deren Häuser auf eine etwas fortgeschrittnere Bildung, als man in den kleineren Inseln gefunden hatte, deuteten, flohen schon in die Wälder. Mehr als fünf Wochen brachte Columbus mit Forschungen an den Küsten von Cuba zu, ohne von seinem Irrthume, daß es festes Land sey, zurückzukommen. Vergebens spähte er nach den Reichthümern Indien's; er entschloß sich endlich, wieder in das Meer hineinzusteuern, und nahm seinen Lauf nach Südost. So kam er am 6. December nach Hayti, welches er die Spanische Insel *) nannte. Es ist die Insel, welche späterhin gewöhnlich Sanct Domingo genannt wurde, und in unseren Tagen auch wieder ihren ursprünglichen Namen führt.

Auch hier fand er dieselbe Schönheit der Landschaften, dieselbe Fruchtbarkeit des Bodens, und dieselbe gutmüthige schwache Menschenart. Die Thäler schienen an mehreren Orten angebaut zu seyn. Die Insulaner standen unter Oberhäuptern, Kaziken genannt. Einer der mächtigsten derselben, Namens Guacanagari, erwies sich gegen die Spanier äußerst gutmüthig und dienstfertig, und suchte ihnen so viel Gold zu verschaffen, als er vermochte. Von ihm erfuhren sie, daß zuweilen Feinde von den benachbarten Inseln (den nachher entdeckten Caraibischen) herüberkämen, sein Volk feindlich anfielen, und Viele fortschleppten, die sie zu Hause schlachteten und verzehrten. Columbus, der schon vorher Willens gewesen war, hier eine Niederlassung zu begründen, deutete dem Kaziken an, er wolle in seinem Gebiete eine kleine Festung bauen, und darin einen Theil seiner Spanier ihm zum Schutze zurücklassen. Die Wilden begriffen seine Meinung, freuten sich höchlich, und leisteten den Spanischen Zimmerern förderlichen Beistand. Was sie an Goldblechen hatten, gaben sie freudig für Glaskorallen, Schellen und ähnliche Kleinigkeiten hin, und auf Befragen zeigten sie nach Süden, als dem rechten Goldlande. Columbus war

*) Columbus nannte sie so (Isla Española) wegen der Aehnlichkeit, die er zwischen ihren Gegenden und den Castilischen fand. Der Name „Hispaniola" ist aus Mißverständniß entstanden.

indeß, in einer Verfassung, die ihm keine weiteren Entdeckungsreisen erlaubte, denn eins seiner Schiffe war ihm an einer Klippe gescheitert, und mit dem andern, der Pinta, hatte sich Martin Alonzo Pinzon, der Befehlshaber desselben, schon als sie noch bei Cuba waren, heimlich entfernt, um das Goldland für sich aufzusuchen. So blieb unserm Helden nur noch ein Schiff, und gerade der schlechteste Segler, übrig. Mit diesem entschloß er sich, nach Spanien zurückzureisen, ehe vielleicht Pinzon ihm dort zuvorkäme. Er ließ in seinem neuerbauten Fort, welches er Navidad nannte, neun und dreißig Spanier zurück, gab ihnen weise Verhaltungsbefehle, ermahnte sie zu einem freundlichen Betragen gegen die Indianer, und stach am 4. Januar 1493 mit seinen übrigen Gefährten und einigen mitgenommenen Eingebornen in die See.

Am dritten Tage nach der Abfahrt, als er sich noch an der Küste von Hispaniola befand, traf er mit dem treulosen Pinzon zusammen, der zwar nichts entdeckt, aber an andern Küsten von Hispaniola durch Tauschhandel eine beträchtliche Menge Goldes zusammengebracht hatte. Columbus hütete sich, diesem Manne, der bei der Mannschaft im größten Ansehn stand, das Pflichtwidrige und Treulose seines Betragens vorzuhalten, und stellte sich, als ob er seinen elenden Ausflüchten Glauben beimesse.

Ein fürchterlicher Sturm drohte bald darauf den kühnen Seglern den Untergang. Columbus schrieb eilig eine Nachricht von seinen Entdeckungen auf Pergament, steckte dies sorgfältig verwahrt in eine Tonne, und warf diese in's Meer. Aber sein gutes Schicksal wollte ihm selbst die Freude gönnen, der Herold seiner kühnen That zu seyn. Der Himmel ward wieder heiter, und am 15. Februar entdeckte das Schiff des Columbus Land. Es war St. Maria, eine der Azoren. Hier erwartete ihn ein Vorspiel der Drangsale und Kränkungen, die in der Folge der Lohn seiner großen Entdeckung wurden. Der Portugiesische Befehlshaber wollte ihn, nach einem schon früher erhaltenen Befehle seines Hofes, gefangen nehmen. Doch konnte er sein Vorhaben nicht ausführen, und Columbus segelte weiter. Auf der letzten Fahrt trieb ihn ein neuer Sturm in den Tajostrom (4. März) und hier erhielt er die Aufforderung, sich an das Hoflager, welches damals zu Valparaiso war, zu begeben. König Johann II. wollte ihn selber sprechen, und bereute es nun sehr, dem kühnen Manne nicht Gehör gegeben zu haben. Die Portugiesen betrachteten dies Glück der Spanier mit

finstrem und bittrem Neide, und einige Hofleute gaben dem Könige sogar den niederträchtigen Rath, den großen Entdecker ermorden zu lassen, den indeß Johann mit Verachtung von sich wies.

Als nun aber Columbus am 15. März in den Hafen von Palos einlief, mit welchem Jubelgeschrei wurde er da von der gaffenden Menge empfangen, die ihn vor sieben Monaten an eben der Stelle hätte abfahren sehen! Man läutete die Glocken, feuerte die Kanonen ab, und erdrückte ihn beinahe, als er, ein frommer Christ, mit den Seinen in Procession nach der Hauptkirche ging. Der Hof hielt sich damals in Barcelona auf; Columbus durchzog daher Spanien der Länge nach, wie im Triumphe, und in Barcelona selbst ward ihm ein feierlicher Einzug zu halten erlaubt, bei dem Staunen, Freude und allgemeine Theilnahme den höchsten Grad erreichten. Er stattete feierlich vor dem Throne an Ferdinand und Isabellen, die ihn in ihrer ganzen königlichen Pracht wie einen Mann vom höchsten Range empfingen, Bericht von seiner Reise ab, und ward mit Ehren und Lobsprüchen überhäuft. Ein solches Entzücken, eine solche Begeisterung und Andacht durchdrang die Versammlung, daß ein Berichterstatter sagt, es habe geschienen, als ob sie in dieser Stunde der Freuden der Seligen theilhaftig gewesen. Es war der große Glanz- und Lichtpunkt im Leben des Columbus, der selbst den Neid verstummen machte.

Das Gerücht von einer neu entdeckten Welt flog nun, tausendfältig vergrößert, durch ganz Europa, und erfüllte besonders die Gelehrten mit Bewunderung und Entzücken. Den lebhaftesten Antheil erregte es jedoch in Spanien selbst. In kurzer Zeit hatten sich gegen funfzehn hundert Menschen zusammengefunden, die an dem zweiten Zuge (der nun in das eigentliche Goldland gehen sollte) Theil nehmen wollten. Die Regierung rüstete ihnen siebzehn Schiffe aus, sandte Handwerker und Bergleute mit, und Columbus sorgte für Europäische Thiere und Gewächse, an deren gedeihlicher Ausbreitung auf jenen fruchtbaren Inseln er nicht zweifelte.

Vor allen Dingen holte man aber erst die Einwilligung des Papstes ein, der auch nicht ermangelte, alle neu zu entdeckenden Länder der Krone von Castilien zu schenken, nur, daß er zu Gunsten Portugal's diese Schenkungen auf die Länder jenseits einer Mittagslinie beschränkte, die er hundert Seemeilen westlich von den Azorischen und Capverdischen Inseln durch die Pole zog. Was diesseits gefunden würde, sollte den Portugiesen gehören. Da diese aber mit der Ent-

scheidung unzufrieden waren, so kam es nach einiger Zeit zu einem Vertrage, welchem zufolge die Theilungslinie dreihundert und siebzig Meilen westlich von jenen Inseln gezogen ward. Dadurch blieb Brasilien in der Folge ein Eigenthum Portugal's.

---

5. Columbus zweite Reise.
(1493—1496.)

Diesmal lief die Flotte aus der Bai von Cadix aus (25. Sept.), und nahm einen mehr südlichen Lauf. So fand Columbus am 3. November die erste der Caraibischen Inseln, welche er Dominica nannte, dann Mariegalante, Guadeloupe, Antigua, Portorico u. s. w., und auf allen eine feindselige Menschenart und häufige Spuren jener furchtbaren Barbaren, Feinde zu schlachten und ihr Fleisch zu essen.

Die Sorge für seine zurückgelassene Colonie trieb ihn hierauf nach Hispaniola, wo er den 22. November ankam, aber zu seinem großen Schrecken weder Colonie noch Fort fand. Es hatten die zurückgelassenen Spanier, wie er nur den Rücken gewandt, alle von ihm dringend eingeschärften Vorschriften und Vorsichtsmaaßregeln verachtet, die Indianer durch Habsucht, Raub und Verführung ihrer Weiber und Töchter beleidigt, und sich ihrer groben Leidenschaften wegen unter einander selbst entzweit. Aber auch ihrer eignen Sicherheit gedachten sie nicht, sie unternahmen vereinzelte Streifzüge, auf denen sie in das Gebiet eines Häuptlings in der Mitte der Insel einfielen, der, von Geburt ein Caraibe, nicht die friedliche und furchtsame Natur der übrigen Insulaner hatte. Entschlossen, sich zu rächen, hatte er die Festung überfallen und zerstört; die darin befindlichen Spanier waren theils bei der Vertheidigung erschlagen worden, theils auf der Flucht umgekommen.

Es ward hierauf an einem bequemern Orte eine Niederlassung begründet, die Columbus seiner Königin zu Ehren Isabella nannte, die erste Stadt in der neuen Welt; ein entzückendes Gefühl für den Urheber dieser großen Begebenheit, das ihm aber durch eine Kette von Unannehmlichkeiten, die ihm seine unzufriedenen Begleiter bereiteten, sehr verbittert wurde. Denn wer war darum nach Indien gereiset, um den Acker zu bauen, wilde Gegenden urbar zu machen, und an allen Bequemlichkeiten gesitteterer Länder Mangel zu leiden? Hätte

man durch mühselige Arbeit reich werden wollen, das hätte man in Europa auch gekonnt. Zwar wurde auf Hispaniola häufig Goldsand gefunden, aber wie mühsam war dieser zu suchen, und wie wenig ergiebig das Geschäft! Die goldnen Träume, um welcher willen die Meisten den Entdecker begleitet hatten, waren verschwunden und hatten in ihren Seelen dem bittersten Unmuthe über getäuschte Erwartungen Platz gemacht. Columbus wurde schon als ein Fremder, der so vielen Spaniern zu gebieten habe, mit Neid und Eifersucht betrachtet, und die Strenge, mit welcher er nothgedrungen zur Thätigkeit anhalten mußte und selbst die Ritter und Adeligen nicht schonen konnte, erhöhte die Abneigung wider ihn. Als nun auch verderbliche Krankheiten, erzeugt durch das feucht-heiße Klima und die Ausschweifungen, welchen sich die Spanier überließen, herrschend wurden, nahmen Unzufriedenheit und Muthlosigkeit völlig überhand.

Columbus ging indeß auf eine neue Entdeckungsreise aus, um das wahre Vaterland des Goldes und das noch immer nah geglaubte Indien zu suchen. Er segelte an der Südküste von Cuba hin, entdeckte Jamaica, kehrte dann wieder nach Cuba zurück, und nahm seinen Lauf weiter nach Westen, in der festen Ueberzeugung, an einem, mit Hinterindien zusammenhängenden Lande hinzusegeln. Aber dieses ersehnte Ziel, dem er so nahe zu seyn wähnte, jetzt zu erreichen, mußte er des schlechten Zustandes der Schiffe wegen, die auf der mühseligen und gefahrvollen Reise viel gelitten hatten, aufgeben, und sich entschließen, umzukehren. Als er, von einer schweren Krankheit befallen, nach Hispaniola zurückkam, traf er zwar zu seinem großen Troste seinen indeß nach der neuen Welt gekommenen Bruder Bartholomäus, von dem er so lange getrennt gewesen, aber den Pflanzort, durch den abermaligen Ungehorsam eines großen Theils der Zurückgelassenen, in einem Zustande großer Gefahr. Die Indianer waren in seiner Abwesenheit so unmenschlich behandelt worden, daß sie, zum Widerstande gegen ihre Unterdrücker ermuthigt, schon an einzelnen Spaniern Rache genommen hatten und zur gänzlichen Ausrottung und Vertreibung derselben entschlossen waren. Mit Ausnahme des in seinen freundlichen Gesinnungen beharrenden Guacanagari standen die übrigen Häuptlinge der Insel in einem zu diesem Zwecke errichteten Bunde. Columbus mußte nunmehr selbst zu den Waffen greifen. Mit zweihundert zu Fuß und zwanzig Reitern zog er (März 1495) gegen das aus vielen Tausenden bestehende Heer der Indianer aus.

Aber der Donner der Schießgewehre und eine Anzahl gewaltiger Hunde die auf die nackten Menschen gehetzt wurden und viele derselben zerfleischten, belehrten sie bald, daß die Gewalt der weißen Männer eben so groß sey als ihre Hab- und Unterdrückungssucht. Mit dem leichten Siege war die Unterwerfung der Wilden vollendet. Sie wurden nunmehr zur Ablieferung eines Zinses an Gold und Baumwolle angehalten, deren Aufsuchung die jeder Arbeit Ungewohnten zu den Unglücklichsten aller Sklaven machte.

Indeß waren die Häupter der Unzufriedenen in der Colonie, die Hispaniola schon vor der Rückkehr des Columbus von seiner Entdekkungsreise verlassen hatten, nach Spanien gekommen, und hatten dort so viele Verläumdungen gegen den Admiral vorgebracht, daß ein zur Untersuchung der Beschwerden besonders Bevollmächtigter, Juan Aguado, in die Colonie gesandt wurde. Dieser benahm sich dort mit so viel Anmaßung, daß Columbus, um den Wirkungen seiner Berichte zuvorzukommen, seinem Bruder Bartholomäus den Befehl übergab, und mit Aguado selbst nach Spanien ging (März 1496).

Drei Monate kämpfte er auf der Fahrt mit Wind und Wellen und mit einer Hungersnoth, die seine Gefährten schon der Barbarei nahe brachte, die mitgenommenen Indianer zu schlachten. Die Aufnahme, die er am Hofe fand, war besser, als er selbst sie sich vorgestellt, aber im Volke war der große Eifer für die neuen Entdeckungen schon erkaltet. Der Spanische Hof war damals mit anderen, näher liegenden und kostspieligen Entwürfen beschäftiget, darüber verzögerte sich die Ausrüstung einer neuen Flotte zwei Jahre. Ein Theil ihrer Bemannung bestand aus Verbrechern, die er sich, unüberlegt genug, zu Colonisten ausgebeten hatte.

---

6. Columbus dritte Reise.

(1498—1500.)

Er richtete auf dieser Reise, die er am 30. Mai 1498 antrat, seinen Lauf noch mehr nach Süden als bei der zweiten Fahrt, und kam in die damals noch unbekannte Region in der Nähe des Aequators, wo zwischen den beiden Passatwinden Windstille und eine entsetzliche Hitze herrschen. Die Luft war wie in einem Ofen, der Theer schmolz, die Fugen der Schiffe gingen auseinander, die Wein- und Wasserfässer

bersteten, die Lebensmittel verdarben. Die alte Mähre von der Unbeschiffbarkeit dieser Gegend schien sich nun doch noch zu verwirklichen, die Matrosen verloren Kraft und Besinnung, und Columbus, mitten in diesem neuen Drangsal noch von der Gicht heftig geplagt, sah sich genöthigt, seinen Lauf zu ändern. So gelangte er in eine kühlere Region und dann, am 31. Juli, nach der Insel Trinidad am Ausflusse des Orinocostroms, dessen Heftigkeit seine Schiffe beinahe auf Klippen geworfen hätte. Er schloß aus der Größe dieses Stroms, daß derselbe aus keiner Insel kommen könne, und in der That hatte er nun den großen Americanischen Continent gefunden, den seine Schiffsmannschaft am 5. August an der Trinidad gegenüber liegenden Küste von Cumana betrat, während er selbst von einer heftigen Augenkrankheit am Bord zurückgehalten wurde. Er war überzeugt, er habe hier nichts Anderes als einen weiter gegen Süden und Osten belegenen Punct des Festlandes von Asien entdeckt, von dem er einen andern Theil schon in der Insel Cuba gesehen zu haben glaubte *). Seine stets rege und geschäftige Phantasie brachte ihn auf den Gedanken, es beginne an dieser Küste der edelste und vollkommenste Theil der Erde; das Land erhebe sich allmählich immer mehr und nähere sich dem Himmel, von dieser Höhe komme jener mächtige Strom süßen Wassers, und auf dem höchsten Gipfel liege das irdische Paradies.

Indeß nöthigte ihn seine immer mehr zunehmende Augenkrankheit, für jetzt die weiteren Entdeckungen an dieser Küste aufzugeben, und nach der Colonie auf Hispaniola zu steuern. Als er aber dort anlangte (30. Aug. 1498.), fand er statt der Ruhe und Erholung, deren sein siecher, den vielen Anstrengungen und Mühen fast erliegender Körper so sehr bedurft hätte, nur Unglück, Verwirrung und neue Drangsale. Sein Bruder Bartholomäus hatte als Adelantado (Civil- und Militairgouverneur) die Angelegenheiten mit großer Einsicht und Festigkeit geleitet, und in einer andern Gegend der Insel eine neue Stadt (St. Domingo) gegründet, aber während Bewegungen unter den Indianern seine Gegenwart bald in diesem, bald in einem andern Theile der Insel nöthig machten, bildete sich eine Verschwörung wider ihn. Urheber derselben war Franz Roldan, ein Mann von Fähigkeiten, den Columbus indeß erst aus dem Staube emporgehoben, und ihn zuletzt zum Oberrichter der Insel befördert hatte. Aber statt der

*) v. Humboldt a. a. O. S. 257.

Dankbarkeit, empfand der böswillige Mann nur die Begier, sich auf Kosten seines Wohlthäters noch mehr zu erheben. Er baute seinen Plan auf die Unzufriedenheit vieler Colonisten geringern Standes. Da er sie immer murren hörte über harte Behandlung, Arbeit und Mühsal, stellte er sich gerührt von ihren Leiden, und schilderte ihnen als wahre Quelle derselben den herrschsüchtigen Charakter des Columbus und seiner Brüder. (Auch ein zweiter Bruder des Columbus, Diego, war damals auf der Insel.) Ihren Stolz reizte er durch die Vorstellung, daß es sich für Spanier nicht zieme, die unterwürfigen Diener einiger Genuesischer Abenteurer zu seyn. Durch diese Ränke gelang es ihm, eine förmliche Empörung anzustiften; zum höchsten Schaden der ganzen Niederlassung, denn die Indianer, welche die Entzweiung unter den weißen Männern mit Freuden wahrnahmen, und sich auf den Schutz Roldan's, der sie zum Widerstande ermunterte, verließen, fingen an, sich allen Verpflichtungen gegen die Regierung zu entziehen, und die rebellischen Spanier plünderten und verwüsteten das Land. Der Adelantado war in der gefährlichsten Lage; obgleich sonst ein Mann von großer Entschlossenheit und Kühnheit, wagte er es nicht, die Rebellen anzugreifen, da er auch auf die Treue derer, die er noch um sich versammelt hatte, nicht bauen konnte. Erst, als er durch die Ankunft zweier Schiffe aus Spanien eine beträchtliche Truppenverstärkung erhalten hatte, bekriegte er die abgefallenen Kaziken, während Roldan in die entferntere Provinz Xaragua zog. So fand der Admiral bei seiner Ankunft die Lage der Sachen. Der blühendste Landstrich der Insel glich einer Einöde, und schon gesellten sich zu den Schrecken des Krieges die der Hungersnoth, da die Indianer, die das Feld bauen sollten, in großen Scharen in die Gebirge geflohen waren. Es war ein Zustand, dem ein schleuniges Ende gemacht werden mußte, wenn die ganze Colonie nicht zu Grunde gehen sollte. Unglücklicher Weise waren drei Spanische Caravelen durch die Gewalt der Strömungen an die Küste von Xaragua getrieben worden, und Roldan hatte den größten Theil der Bemannung, welcher jener unseligen Maaßregel zufolge aus Verbrechern und Landstreichern bestand, zu seiner Partei herübergezogen. Columbus aber fand unter der Besatzung von St. Domingo so wenig Geneigtheit, für die gerechte Sache zu kämpfen, daß er wohl sah, er würde nur seine eigne Schwäche und die Stärke der Rebellen offenbaren, wenn er die Entscheidung den Waffen anvertraute. Mit tiefem Schmerze mußte er

sich entschließen, den Empörern eine volle Amnestie zu bewilligen, ja, als sie auch hierauf noch nicht zum Gehorsam zurückkehrten, in einem zweiten Vertrage noch besondere Vortheile hinzufügen, für Roldan die Wiedereinsetzung in sein Amt. Zu so demüthigenden Bedingungen gegen ruchlose Aufrührer mußte sich ein Mann von den höchsten Verdiensten und der fleckenlosesten Pflichttreue verstehen. Aber giftiger Neid und Haß hatten den Boden, auf dem er stand, ganz unterwühlt, und schon bereiteten ihm Bosheit und Tücke am Spanischen Hofe ein noch schlimmeres Schicksal.

Während er den Herrschern treue Berichte über die gefährlichen Vorfälle auf der Insel sandte, hatten auch Roldan und seine Genossen Briefe nach Spanien geschickt, in welchen sie ihren Aufstand dadurch zu rechtfertigen suchten, daß sie den Columbus und seine Brüder der härtesten Bedrückung gegen die Colonisten anklagten, und deren ganzes Verfahren mit den schwärzesten Farben schilderten. Diese Verläumdungen und die frechen Anschuldigungen mehrerer nach Spanien gekommenen Aufrührer boten den Feinden des Admirals am Hofe, an deren Spitze zum Unglück für ihn der mit der obersten Leitung aller Indischen Angelegenheiten beauftragte Bischof Fonseca stand, den willkommensten Stoff dar. Sie ermüdeten nicht, den König mit Klagen über Columbus zu bestürmen, der nur zu geneigt war, ihnen sein Ohr zu öffnen, denn je mehr die Wichtigkeit der Entdeckungen hervortrat, je mehr bereute der mißtrauische Fürst die ausgedehnte Gewalt, die er in die Hände des Entdeckers gelegt. Columbus hatte selbst darauf angetragen, daß ein unparteiischer Schiedsrichter zur Untersuchung des ganzen Hergangs in die Colonie gesandt werden möge. Dieses ergriff Ferdinand, und schickte einen Beamten seines Hofstaats, Franz von Bovadilla, nach der Insel, aber nicht nur als Schiedsrichter, sondern zugleich mit so ausgedehnten Vollmachten zur Vollstreckung, daß er ermächtigt war, den Admiral in der Statthalterschaft abzulösen, wenn er ihn schuldig finden sollte. Dieses war nicht nur an sich ungerecht und willkürlich, sondern schien auch für einen verdienstlosen und unfähigen Menschen, wie Bovadilla es war, eine Aufforderung, die Schuld, aus der ihm ein so großer Vortheil erwachsen sollte, als erwiesen vorauszusetzen. Dies that er denn auch und auf eine wahrhaft empörende Art. Wie er im August 1500 nach St. Domingo kam, setzte er sich gewaltsam in den Besitz der Festung und eignete sich sogleich auch das Haus des eben abwesenden Admirals mit Allem, was

er darin fand, zu. Ihm selbst sandte er den Befehl, auf der Stelle vor ihm zu erscheinen. Columbus, so tief und schwer er gekränkt war, gehorchte still, aber der unwürdige Bovadilla, der alle Schmach auf das ehrwürdige Haupt des großen Mannes häufen wollte, ging so weit, ihn und seine Brüder in Ketten legen zu lassen. Mit der größten Bereitwilligkeit nahm er alle Klagen gegen sie an, um seinem Verfahren in Spanien wenigstens einen Schein des Rechts geben zu können. Alle Schurken auf der Insel, die Columbus in Zaum und Furcht gehalten hatte, traten mit den frechsten Verläumdungen gegen ihn hervor. Und durch die Aussagen solcher Zeugen glaubte Bovadilla den Proceß des Columbus zu dessen Verderben so gut eingeleitet zu haben, daß er es wagte, ihn gefesselt nach Spanien zu schikken. Seine Brüder traf dasselbe Schicksal, und Jeder wurde auf ein besonderes Schiff gebracht.

Als der Admiral den Alonso de Villejo, einen würdigen Mann, den Bovadilla mit der Ueberbringung des Gefangenen beauftragt hatte, in seinen Kerker treten sah, glaubte er, auf's Aeußerste gefaßt, man komme, ihn auf's Blutgerüst zu führen. Auf Villejo's Versicherung, es gehe zu Schiffe, um abzusegeln, war es ihm, als ob er vom Tode zum Leben zurückkehre *). Auf dem Schiffe nahten sich ihm Villejo und der Capitain ehrerbietig und wollten ihm die Fesseln abnehmen, aber Columbus ließ es nicht zu. „Nein, sagte er im Gefühl seiner Würde, Ihre Majestäten befahlen mir schriftlich, den Verfügungen Bovadilla's zu gehorchen; aus ihrer Macht hat er mich mit diesen Ketten beladen, und ich will sie tragen, bis sie selbst befehlen, daß sie mir abgenommen werden, und will sie aufbewahren als Erinnerungszeichen des Lohns, den meine Dienste gefunden haben.“ Seinem Sohne befahl er nachher, sie mit in sein Grab zu legen.

Diese Art der Rückkehr des großen Entdeckers (Nov. 1500) machte in Spanien ungemeines Aufsehn. Die weiche und milde Isabella ward bei der Nachricht von der unerhörten Behandlung, die Columbus erfahren, von Mitleid und Unwillen bewegt, und Ferdinand mußte wenigstens das allgemeine Gefühl des Volkes schonen. Ohne daher die Verhandlungen abzuwarten, die von Bovadilla ankommen sollten, sandten sie den Befehl nach Cadix, wo die Schiffe gelandet waren, daß die Gefangenen sogleich auf freien Fuß gesetzt und mit aller Auszeichnung behandelt werden sollten. Auch wurden dem Columbus

*) Las Casas bei Washington Irving Th. III. S. 114.

zweitausend Ducaten zur Bestreitung seiner Ausgaben gesandt. So kam er denn an den Hof, und warf sich schweigend vor den Stufen des Throns nieder. Vom Drange der Gefühle überwältigt, konnte er lange vor Weinen und Schluchzen kein Wort hervorbringen. Dann erhob er sich zu einer rührenden und beredten Rechtfertigung seiner Thaten und seiner Treue. Er erhielt Beweise von Gunst und Wohlwollen, die Erstattung des ihm genommenen Gutes ward befohlen, und Bovadilla abgesetzt. Aber man sandte an seiner Stelle nicht den Columbus, sondern den Don Nicolas de Ovando, einen Spanier von hohem Range, in die Colonie. Die Wiedereinsetzung des Admirals in die ihm vertragsmäßig gebührenden Würden und Rechte wurde unter dem Vorwande, daß die große Gährung auf der Insel für jetzt seiner Person Gefahr drohen würde, verschoben, aber er erhielt sie nie, denn der argwöhnische Ferdinand war entschlossen, jene Macht in der damals verheißenen Fülle keinem Unterthan und am allerwenigsten einem Fremden einzuräumen. Columbus glaubte indeß noch nicht an die ganze Größe dieses Undanks. Seine stets geschäftige Einbildungskraft, die großen Gestalten seines Innern, lenkten seine Aufmerksamkeit von dem kleinlichen Treiben des Eigennutzes und der Ränke ab. Er machte in dieser Zeit dem Herrscherpaare Vorschläge zur Eroberung des heiligen Grabes, einer seiner Lieblingsgedanken, dem er in seinem frommen Sinne stets nachhing, für dessen Ausführung er entschlossen gewesen war seinen Antheil der Schätze zu verwenden, die, wie er sicher hoffte, aus seinen großen Entdeckungen so reichlich fließen sollten.

---

7. Columbus' vierte Reise und Tod.

(1502—1506.)

Indeß reizten die Vortheile, welche die Portugiesen aus ihrem Handel nach dem aufgefundenen wirklichen Indien zogen, den Columbus zu neuer Thätigkeit. Er wollte sein Werk krönen, indem er auf seinem Wege eben dahin gelangte, und da er vermuthete, daß es in dem aufgefundenen Festlande irgendwo eine Durchfahrt nach dem Indischen Meere gäbe, so wollte er sie aufsuchen. Als er diesen Plan dem Herrscherpaare vorlegte, fand er Gehör, weil Isabella ihm unbedingtes Vertrauen schenkte, Ferdinand aber theils sehnlich wünschte, in Indien neben Portugal auftreten zu können, theils den Columbus gern durch anderweitige Beschäftigungen von seinen Ansprüchen auf die Statthalter=

schaft von St. Domingo abgelenkt sah. Columbus erhielt vier ziemlich schlechte Schiffe, mit denen er am 9. Mai 1502 in Cadix unter Segel ging. Eins derselben war ein so schlechter Segler, daß er auf Hispaniola lossteuerte, um es dort gegen ein besseres zu vertauschen. Aber dem Entdecker des Landes wurde sogar Aufnahme in den Hafen versagt *). Er suchte nun das feste Land auf, segelte längs der Küste vom Cap Gracias a Dios südlich bis Portobello hin, fand aber die gehoffte Straße nicht. Die ganze Reise war eine Kette von Unglücksfällen. Stürme und schreckliche Gewitter ängstigten die Schiffenden alle Tage; zwei ihrer elenden Fahrzeuge waren schon verloren, die beiden andern wurden einigemal so heftig an einander geworfen, daß sie fast zerschmettert wurden. Nach vielen Mühseligkeiten erreichten sie endlich am 14. Junius 1503 Jamaica. Die fast zertrümmerten Schiffe mußten auf den Strand getrieben werden. An Ausbesserung war nicht mehr zu denken, der große Weltentdecker hatte jetzt die trostlose Aussicht, mit der ganzen Schiffsmannschaft, von Europa vergessen, das Leben bei Mais und Maniokwurzeln mitten unter den Wilden kläglich zu beschließen. Ja, wenn die Indianer sich weigerten, sie ferner mit Vorräthen zu versehen, so hatten sie keine Mittel, es zu erzwingen. Dies traurige Loos abzuwenden, ermunterte Columbus einen unerschrockenen Spanier, Diego Mendez, zu einem kühnen Wagstück. Auf zwei Canoes, ausgehohlten Baumstämmen, deren sich die Wilden als Nachen bedienten, wagte er mit einem Gefährten, dem Genueser Fiesco, die Fahrt nach Hispaniola, eine Strecke von vierzig Seemeilen. Zehn Tage lang ruderten die Indianer, welche sie mitgenommen, durch das wogende Weltmeer; mehrere unterlagen der Anstrengung und, als das Trinkwasser ausging, dem quälenden Durste, und Alle waren dem Verschmachten nahe, als sie die Insel erreichten. Dort aber wurden sie von Ovando ein ganzes Jahr hingehalten, bis sie ihren Zweck erreichten. Diese Zeit war für Columbus die unglücklichste, die er je verlebt hatte. Sein vorgerücktes Alter und die unaufhörlichen Sorgen hatten seine Kräfte nach und nach verzehrt; er litt an so heftigen Anfällen der Gicht, daß er fast stets an sein Lager gefesselt war. Aller Gehorsam verschwand bei den Seinen;

*) In den Tagen, wo Columbus an den Küsten der Insel verweilte, geschah es, daß Bovadilla und Roldan sich nach Spanien einschifften. Ein heftiger Sturm erhob sich, und verschlang das Schiff mit seiner ganzen Mannschaft und allen Schätzen, welche jene dort erpreßt hatten, und nun nach der Heimath bringen wollten.

seine Warnungen, die Indianer nicht zu kränken, wurden verachtet; ein Haufe Spanier rottete sich zusammen und verließ ihn ganz. Die Meuterer versuchten es, davon zu schiffen; als ihnen dies mißlang, streiften sie auf der Insel umher, um aus Habsucht und Rohheit gegen die Eingebornen zu wüthen. In kurzer Zeit zogen sich die Wilden zurück, und hörten auf, den schlimmen Gästen ferner Lebensmittel zu bringen. Nur die Klugheit und Wissenschaft des kranken Columbus konnte die Mannschaft vom Hungertode retten. Den Tag vor dem Eintritt einer totalen Mondfinsterniß, die er berechnet hatte, verkündigte er den Indianern den Zorn seines Gottes, den sie diesen Abend an dem Gesichte des Vollmondes erblicken würden. Sie sahen wirklich mit Schrekken die helle Scheibe sich verdunkeln, baten den furchtbaren Fremdling um Vermittelung, und versprachen so viel Vorrath zu bringen, als er verlangte. Die entlaufene Rotte aber machte sogar Anschläge gegen die Person des Admirals, so daß Bartholomäus Columbus ihnen an der Spitze der treuen Mannschaft ein förmliches Treffen liefern mußte, in welchem er ihren Anführer gefangen nahm, worauf die Uebriggebliebenen zum Gehorsam zurückkehrten. Endlich erschienen zwei Schiffe, um die Verlassenen abzuholen, das eine von dem treuen, unermüdlichen Mendez gemiethet, das andere endlich von Ovando gesandt. Auf Hispaniola verweilte Columbus nur kurze Zeit, bald schiffte er sich nach Spanien ein, welches er am 7. November 1504 erreichte. Zum größten Unglück für ihn starb die Königin Isabella, seine Beschützerin, auf die er seine größte Hoffnung gesetzt, neunzehn Tage nachher. Vergebens bat er schriftlich um die Wiedereinsetzung in seine Aemter und Würden, die man ihm schuldig war; vergebens erschien er, sobald es seine Krankheit nur irgend erlaubte, selbst bei Hofe. Ferdinand hatte nichts für ihn als kalte Höflichkeit und ausweichende Antworten, bis sein willkommener Tod (20. Mai 1506 zu Valladolid) den treulosen König von dem lästigen Mahner befreite. Sein Leichnam wurde später nach St. Domingo, und von da im Jahre 1795 nach Havanna auf der Insel Cuba gebracht.

Sein Sohn Diego bestand indeß mit fortgesetzter Beharrlichkeit auf die Erfüllung des Vertrages von 1492. Ferdinand konnte ihm endlich die Bitte nicht versagen, seine Angelegenheit im Wege Rechtens zu verfolgen. Es wurde ein förmliches Verfahren eingeleitet, und der Spruch lautete völlig zu Diego's Gunsten, aber die Vollstreckung würde schwerlich erfolgt sein, wenn Diego sich nicht eine mächtige

Fürsprache verschafft hätte. Er heirathete nämlich die Tochter Ferdinand's von Toledo, aus einem der vornehmsten Geschlechter Spanien's. Dieser und sein Bruder, der Herzog von Alba, der bei Ferdinand sehr viel galt, hörten nun nicht auf, in den König zu dringen, bis er endlich gewährte. Ovando, der sich noch überdies mit Fonseca entzweit hatte *), wurde zurückgerufen und Diego an seine Stelle nach Hispaniola gesandt. Auch dem Diego wurde sein Amt durch Kränkungen und Demüthigungen verbittert. Mit seinem Sohne Don Luis, dem nur noch der Titel eines General-Capitains von Hispaniola gelassen wurde, erlosch der Mannsstamm des Columbus. Die Ehre, dem von ihm entdeckten Welttheile den Namen zu geben, ist dem großen Columbus nicht zu Theil geworden, sondern einem Zeitgenossen, dem Florentiner Amerigo Vespucci (Americus Vespucius). Dieser begleitete 1499 den Spanier Ojeda auf einer Reise nach Westindien, und gab sich in einer Beschreibung derselben, die er nach seiner Rückkehr einem seiner Landsleute sandte, das Ansehn, als ob er zuerst das Festland der andern Hemisphäre gesehen und betreten habe, obschon er als Seemann fast hinter allen Entdeckern seiner Zeit zurückstand **). Dadurch ist es denn geschehen, daß America nach ihm benannt worden ist, aber nicht durch ihn, denn die entdeckten Länder hießen geraume Zeit nur die neue Welt, und der Name America ist erst später in allgemeinen Gebrauch gekommen.

Auch einem andern Zeitgenossen des Columbus, dem Deutschen Martin Behaim, haben einige Schriftsteller fälschlich den Ruhm zueignen wollen, America vor dem großen Genueser gekannt zu haben. Martin Behaim (geb. 1430, gest. 1506) stammte aus einer Nürnbergischen Patricierfamilie, die noch jetzt dort blüht. Er begab sich früh auf Reisen, und kam auch nach Portugal, wo er sich unter den Seefahrern sehr auszeichnete, unter Andern auch an der Entdeckung von Congo Theil nahm, König Johann II. schlug ihn 1485 zum Ritter. Sodann ließ er sich auf Fayal, einer der Azorischen Inseln, welche von einer Flamländischen Colonie bewohnt wurde, nieder. Von da besuchte er 1491 seine Vaterstadt Nürnberg noch einmal, wo er seiner weiten Reisen, und der staunenswerthen neuen Dinge wegen, die er davon zu erzählen wußte, höchlich bewundert wurde. Nachher hat man von

*) Charlevoix, Histoire de St. Domingue, T. II. p. 59.

**) Muñoz, Geschichte der neuen Welt, S. 18. der Deutschen Uebers.

ihm behauptet, er sey schon in Brasilien gewesen, ja er habe die Magellanische Meerenge gekannt. Wie wenig er aber von der wahren Lage und Beschaffenheit America's ahnete, geht am deutlichsten aus einem Globus hervor, den er 1492 in Nürnberg verfertigte, und der noch gegenwärtig dort befindlich ist. Denn auf diesem ist die Ostküste Asiens ganz irrig gezeichnet, daneben finden sich verschiedene ganz oder halb fabelhafte Inseln, auch wo America liegen sollte, einige Länder und Inseln von ganz willkürlicher Gestalt. Erläuterungen sind beigeschrieben, wie folgende:

Insula Java minor: „In Konigreich Jambri haben die Leutt Man vnd Fraven hinden schwenz gleich die Hundt. Do wechst übertrefflich vil Specerey vnd allerley Thier alß Ainhörner vnd andere." Angama Insula: „Im letzten Buch Marco Polo im 16. Capitel findt man geschrieben, daß das Volckh in dieser Insul Angama genant hab hundts heupt Augen und Zähn gleichwie die Hundte, und das es vast ungestallt Leut sollen sein und wildt." Bei der großen Insel Zipangu steht eine lange Note, darin es unter andern heißt: „Hie findt man vil Meer Wunder von Serenen und andern Fischen. Und ob jemand von diesen wunderlichen Volckh und selzamen Vischen im Möer oder Thieren auf dem Erdreich begert zu wissen, der leß die Bücher Plini, Isidori, Aristotiless, Strabonis und Specula Vincenzi und vil anderer Lehrer mer ꝛc." Bei anderen Inseln steht: „Die in diesen Inseln wonen, haben schwenz gleich die Thier wie Ptholomeus schreibt in der ailfften Tafel von Asia."

Man sieht klar, daß Behaim von allen Ländern und Inseln im Osten von Asien und bis zu den Azoren hin nichts wußte, als was er aus den fabelhaften Berichten der Alten, Marco Polo's und anderer Reisebeschreiber geschöpft hatte.

---

8. Mißhandlung der Indianer. Weitere Ausbreitung der Entdeckungen.

Als Statthalter von Hispaniola handelte Ovando gegen die dortigen Spanier mit Einsicht und Festigkeit. Er verschaffte den Gesetzen wieder Achtung und traf auch andere Einrichtungen, die den Flor der Colonie beförderten. Er war es, der das Zuckerrohr anpflanzen ließ, dessen Ertrag späterhin der vorzüglichste Reichthum der Insel wurde.

Gegen die Eingebornen aber verfuhr er so unmenschlich und treulos, daß er seinen Namen dadurch in der Geschichte gebrandmarkt hat.

Schon Columbus hatte, um die Theilnehmer an Roldan's Meuterei für ein ruhiges und seßhaftes Leben zu gewinnen, eine Einrichtung getroffen, wonach ein Theil der Indianer, statt Tribut zu zahlen, den Anpflanzern zugetheilt wurde, um ihnen beim Anbau ihrer Ländereien hülfreich zu sein. Er konnte freilich nicht ahnen, welch eine Quelle von namenlosem Jammer diese Maßregel für die Unglücklichen seyn würde. Schon unter Bovadilla artete sie in unerträglichen Druck aus, durch ihn ward der Grund zu dem Verfahren gelegt, förmliche Vertheilungen (repartimientos) der Indianer unter die Colonisten zu machen, die sie zum härtesten Frohndienst in den Minen zwangen. Dieses Elend ging der menschenfreundlichen und milden Isabella zu Herzen, daher erhielt Ovando den Befehl, die Indianer für frei zu erklären. Nun standen aber die Bergwerksarbeiten still, Ovando machte dringende Vorstellungen, und die Königin ermächtigte ihn, die Indianer gegen Bezahlung zu mäßiger Arbeit anhalten zu dürfen. Diese Vollmacht überschritt er auf das willkürlichste, und nach Isabellen's Tode gingen die Mißhandlungen der Unglücklichen über jedes Maß hinaus. Während man ihnen Arbeiten zumuthete, welche die Kräfte des stärksten Mannes überstiegen, war die Kost, die ihnen gereicht wurde, eben so schlecht als unzureichend. Wenn die Spanischen Bergwerksvorsteher an der Tafel saßen, krochen die ausgehungerten Indianer wie Hunde unter dem Tisch herum, harrend, daß ihnen ein Knochen zugeworfen würde. Suchten sie sich dieser unmenschlichen Behandlung durch Flucht in die Berge zu entziehen, so wurden sie wie wilde Thiere gejagt, furchtbar gepeitscht und mit Ketten beladen. Acht Monate im Jahr sollten sie Dienste thun, für die übrigen vier in ihre Heimath entlassen werden, aber Viele erlagen schon vor dem Ablauf der Arbeitszeit, Andere starben unterwegs vor Hunger, noch Andere verschmachteten in der endlich erreichten Heimath, die sie wüst und öde fanden, in Verzweiflung*).

Diese furchtbaren Unmenschlichkeiten führten zu Versuchen, ein solches Joch abzuschütteln, von den Spaniern Empörungen genannt, und nach ihrer Unterdrückung mit einer Grausamkeit gestraft, die Schauder erregt**). Auf das bloße Gerücht einer Verschwörung rückte

---

*) Las Casas bei Washington Irving, Th. III. S. 323 fg.

**) Von den Martern, unter welchen Viele dieser Indianer sterben mußten, sagt Las

Ovando in die blühende Provinz Xaragua ein, indem er mit teuflischer Hinterlist vorgab, der dortigen Fürstin Anacaona, die sich den Spaniern äußerst ergeben bezeigt hatte, einen freundschaftlichen Besuch abstatten zu wollen. Er wurde mit Ehrerbietung und Auszeichnung aufgenommen, plötzlich aber, mitten unter den Freuden eines Festes fielen auf ein gegebenes Zeichen seine Spanier über die Wehrlosen her und richteten ein schreckliches Blutbad an. Sechs Monate hindurch wurde in der Provinz gemetzelt und verheert. So konnte es nicht anders kommen, als daß von einer Million Menschen, die Columbus zuerst auf Hispaniola vorgefunden hatte, nach funfzehn Jahren kaum noch sechzigtausend übrig waren. Mit welchem Abscheu die Spanier in Westindien betrachtet werden mußten, ist leicht zu denken. Als sie Cuba eroberten, wurde der Kazike Hatuey, der Widerstand versucht und sich tapfer gewehrt hatte, zum Feuertode verurtheilt. Als er schon an den Brandpfahl gebunden stand, wollte ihn ein Franziscaner noch zum Christenthum bekehren, und erzählte ihm viel von den Freuden des Paradieses. „Giebt es auch Spanier dort?" war des Wilden erste Frage. „Ja," war die Antwort, „aber nur würdige und gute." —„Die besten taugen nichts," rief der Kazike, „ich mag an keinem Orte seyn, wo ich nur einem von dem verfluchten Geschlechte begegne."

Indeß fanden die unglücklichen Americaner Vertheidiger an den Geistlichen, und besonders an den Dominicanermönchen, welche nach der neuen Welt gekommen waren, um dort das Christenthum auszubreiten. Sie predigten mit Eifer und Beredsamkeit wider die Repartimientos, als wider ein Verfahren, welches die natürliche Gerechtigkeit und die Vorschriften des Evangeliums auf gleiche Weise verdammten. Die Colonisten, welche ihren Vortheil allen Rücksichten der Sittlichkeit und Religion voransetzten, verklagten die Dominicaner wegen dieser Predigten beim Könige. Dieser erklärte die Dienstbarkeit der Indianer für eine rechtmäßige, und tadelte den Eifer der Dominicaner als einen wohlgemeinten, aber übel angebrachten. Aber auch dadurch ließen sie sich in ihrem Bestreben, das Loos der Unglücklichen zu erleichtern, nicht irre machen.

Diese Menschlichkeit hat besonders den Namen des Bartholomäus de Las Casas (geb. 1474, gest. 1566) verewigt. Er war einer der mit

---

Casas: „Alle diese Dinge und andere mehr, welche die Menschheit empören, sah ich mit eigenen Augen, und nun fürchte ich mich fast, sie zu wiederholen, weil ich mir kaum selber traue und zweifelhaft bin, ob mir nicht bloß davon geträumt hat." Daselbst S. 348.

Columbus auf seiner zweiten Reise nach America gekommenen Geistlichen, und ein eifriger Verfechter der Indianer. Seinen Predigten zu ihren Gunsten desto mehr Nachdruck zu geben, setzte er seine eigenen Sklaven zuerst in Freiheit. Da er in America nicht durchdringen konnte, so unternahm er mit unermüdlicher Beharrlichkeit mehrere Reisen nach Spanien, um die Regierung zur Freilassung der Indianer zu bewegen. Es wurden auch Schritte für sie gethan, und Untersuchungen angestellt; allein da die Hauptfrage blieb: wer die Pflanzungen bearbeiten sollte, wenn die von Natur trägen, jede Anstrengung scheuenden Indianer des Zwanges entbunden würden, so blieb Alles beim Alten. Las Casas ließ sich indeß nicht abschrecken, und machte andere Vorschläge zum Besten seiner Schützlinge. Er wollte in Cumana, abgesondert von allen andern Colonieen, eine eigene Niederlassung stiften, und so zeigen, wie die Eingebornen zu arbeitsamen Menschen gebildet werden müßten. Wirklich wurde der Anfang dazu gemacht, aber die Indianer jener Gegenden, auf's Höchste gereizt durch eine von andern Spaniern so eben verübte schreckliche Verwüstung ihrer Küsten, fielen über die neue Niederlassung her, zerstörten sie, und tödteten und verjagten die Spanier (1547). Mißmuthig und beschämt ging Las Casas in ein Kloster, und trat in den Dominicaner-Orden. Doch ruhten darum seine Bemühungen zu Gunsten der Indianer keinesweges, zogen ihm aber auch neue Anklagen zu. Späterhin wurde er Bischof zu Chiapa in Mexico. Auch in diesem Wirkungskreise war er eifrig bemüht für die Ausführung der Idee, welche sein ganzes Leben beseelte. Er ermahnte die Beichtväter, keinen Spanier zu absolviren, welcher seinen Americanischen Sklaven die Freilassung verweigerte. Und die sämmtlichen Bischöfe der neuen Welt billigten auf einer zu Mexico gehaltenen Versammlung diese Lehre. So waren es also die Geistlichen, welche den traurigen Zustand der Americaner nach Kräften milderten.

Unter den Vorschlägen, welche damals gemacht wurden, die zu befreienden Indianer zu ersetzen, war auch der, Negersklaven nach Westindien zu führen, deren stärkerer Körperbau den harten Arbeiten in den Bergwerken und Pflanzungen nicht so schnell erliegen würde. Es war dies schon früher von Einzelnen geschehen, und Las Casas, nur mit dem Gedanken beschäftigt, seinen Indianern eine lastende Bürde abzunehmen, ging auf diese Maßregel ein. Daher ist die Meinung entstanden, daß er der Urheber des Handels mit Negern nach

America sey, die zwar von vielen Geschichtschreibern wiederholt, aber nichts desto weniger ungegründet ist*). Allmählig vermehrte sich die Anzahl der Neger auf St. Domingo. Sie zeigten sich wenig brauchbar in den Bergwerken, aber als treffliche Arbeiter in den Zuckerpflanzungen.

Indeß war der Kreis der Entdeckungen schon ungemein erweitert worden. Schon 1495, als während der zweiten Reise des Columbus seine Gunst bei Hofe zu sinken begann, war eine Verordnung ergangen, die Jedem die Erlaubniß ertheilte, auf seine Kosten und Gefahr Schiffe nach der neuen Welt auszurüsten, und alle Vorstellungen des Admirals, daß dieses eben so sehr eine Verletzung seiner Vorrechte als eine Störung des regelmäßigen und geordneten Laufs der Entdeckungen sey, waren vergebens geblieben. Die Lust, neue Länder aufzufinden, noch mehr die Begierde, dadurch schnell zu großen Reichthümern zu gelangen, trieben zur Benutzung der gegebenen Erlaubniß. Die erste Reise dieser Art war die schon oben erwähnte des Ojeda, auf der ihn Vespucci begleitete. Bald folgten andere, besonders von Leuten unternommen, die an den ersten Fahrten des Columbus Theil gehabt. So wurde unter andern Florida entdeckt (1512). Bald nachher machte ein kühner Führer, Vasco Nugnez de Balboa, von der an dem Meerbusen von Darien angelegten Pflanzstadt Santa Maria, aus eine weit folgenreichere Entdeckung. Er war seiner Klugheit und seines Unternehmungsgeistes wegen von seinen Gefährten mitten unter großen Gefahren und Mühseligkeiten an die Spitze gestellt worden, und strebte, sich für diese Würde aus Spanien die königliche Bestätigung zu verschaffen. Diese konnte er nicht sicherer hoffen, als wenn er von der Ausdehnung seiner Unternehmungen ansehnliche Vortheile erwarten ließ. Er trieb daher auf seinen Streifereien von den Wilden so viel Goldblech ein, als er bekommen konnte. Einst, als ein junger Kazike die Spanier wegen der Theilung eines Goldhaufens in heftigen Streit gerathen sah, rief er: „Wie könnt ihr doch des unnützen Tandes wegen zanken? Wenn euch danach so sehr verlangt, so will ich euch ein Land zeigen, wo es im größten Ueberfluß vorhanden ist. Es liegt an dem andern Ocean, den ihr sechs Sonnen (Tagereisen) von hier entdecken könnt. Wenn ihr aber dieses mächtige Königreich angreifen wollt, so müßt ihr ungleich stärker seyn." Er meinte Peru, und der

*) S. Oeuvres de Don Barthélemi de Las Casas, publiées par Llorente Paris, 1822.

andere Ocean war die Südsee. Balboa war überzeugt, daß dieses Meer kein anderes seyn könne, als das von Columbus so eifrig gesuchte, und sandte Botschafter nach Hispaniola, mit reichen Geschenken, um sich den Statthalter geneigt zu machen, und Theilnehmer für seine Unternehmung zu gewinnen. An diesen fehlte es auch nicht, und mit hundert und neunzig kühnen Abenteurern machte er sich auf, den Weg nach dem bezeichneten Ziele durch ungebahnte Wildnisse, Wälder, Sümpfe und Gebirge zu suchen. Er hatte die Freundschaft der benachbarten Kaziken gewonnen, so daß tausend Indianer ihm folgten, um den Spaniern Lebensmittel nachzutragen. Die feuchten Niederungen in dieser höchst ungesunden Gegend America's, die breiten Ströme, die hohen Berge, die dichtverwachsenen Wälder, die zahllosen Schlangen und anderes giftige Ungeziefer, dies Alles machte diese Reise zu einer der beschwerlichsten, die je unternommen worden sind. Balboa schlug alle Klagen seiner murrenden Gefährten durch seine Theilnahme an ihren Drangsalen nieder. Einige kriegerische Kaziken stellten sich ihm mit ihren Leuten entgegen, ihm den Weg zu versperren, wurden aber angegriffen und zurückgeschlagen. Indeß waren aus den sechs Sonnen schon fünf und zwanzig geworden, denn man hatte bei aller Anstrengung manchen Tag kaum eine Meile weit vordringen können. Endlich kamen sie an einen hohen Berg. Da sagten die Indianer, wenn sie den erstiegen hätten, so würden sie den Ocean vor sich liegen sehen. Diesen entzückenden Anblick mußte sich der begeisterte Balboa zuerst verschaffen; er ließ seine Leute unten, und stieg allein hinauf. Und siehe, da lag das weite Weltmeer vor seinem trunkenen Auge, und wälzte seine dunkelen Wogen aus unabsehbarer Ferne vom äußersten Horizont herauf. Er fiel auf seine Knie, und dankte Gott, daß er ihn bis hieher geführt hatte. Seine Gefährten hielten sich nun auch nicht länger, sondern stürzten hinauf, und theilten auf dem Gipfel des Berges seine Empfindungen und seine Gebete. Dann stieg er hinab an den Strand, ging mit Schwert und Schild bis an die Brust in's Wasser und nahm mit den gewöhnlichen Formeln das Weltmeer für den König von Spanien in Besitz.

Die Eingebornen in dieser Gegend an einem Meerbusen ostwärts von Panama bestätigten die Nachricht von dem reichen, südwärts gelegenen Goldlande, aber auch von dessen mächtigem Könige. Das Letztere bewog Balboa umzukehren, um mit hinreichender Macht zurückzukommen, und so gelangte er denn im Anfange des Jahres 1514, mit

großem Ruhme und noch größeren Reichthümern, wieder nach Santa Maria. Er sandte nun dem Könige Ferdinand einen Bericht von seinen Entdeckungen, welche in Spanien als das endlich aufgefundene Mittel, auf einem andern Wege als die Portugiesen nach Indien gelangen zu können, außerordentliche Freude erregte. Aber es war dem Balboa am Hofe schon entgegengearbeitet worden, und Ferdinand, der durch seine mißtrauische Politik so oft abgehalten wurde, gerecht zu seyn, ernannte zum Statthalter von Darien nicht den hochverdienten Balboa, sondern den talentlosen Don Pedrarias Davila. Dieser ging mit funfzehn tüchtigen Schiffen und zwölf hundert Soldaten dahin ab, zu denen sich noch funfzehn hundert andere Spanier freiwillig gesellten; denn das Gerücht hatte die Reichthümer jener Länder so vergrößert, daß in Spanien eine Sage ging, man dürfe dort nur ein Netz in's Meer senken, um Gold zu fangen.

Balboa, in ein grobes leinenes Wamms und in Schuhe von geflochtenen Hanfstricken gekleidet, war eben mit einigen Indianern beschäftigt, seine Hütte mit Rohr zu decken, als Offiziere des Pedrarias auf ihn zukamen, die ihm dessen Ankunft und Ernennung zum Statthalter verkündeten. Balboa, so tief er auch den Undank des Königs empfand, und so laut seine treuen Soldaten murrten, unterwarf sich doch, mit der Mäßigung des Columbus, den Befehlen des neuen Gebieters, der ihn jetzt auch wegen früherer Anklagen gegen ihn zur Rechenschaft zog, und ihm dafür eine ansehnliche Geldstrafe auflegte. Tadelfrei war allerdings das Benehmen des Balboa bei der Verdrängung des ersten Anführers der Ausrüstung nach Darien nicht gewesen, aber die großen Verdienste, die er sich nachher erworben, hätten ihn jetzt billig von der Strafe entbinden sollen.

Die Verwaltung des Pedrarias brachte der Colonie keinen Segen. Das ungesunde Klima raffte ihm in Kurzem gegen sechshundert Menschen weg. Die übrigen, die er nicht zu beherrschen verstand, durchstreiften wie Räuber das Land, plünderten die Wilden, und betrugen sich so gewaltthätig, daß die Freundschaftsverhältnisse, die Balboa mit den Kaziken gestiftet hatte, zerstört wurden. Dieser schlechte Erfolg öffnete dem Könige über den Mißgriff, den er gethan, die Augen, und da Balboa von Neuem dringende Vorstellungen machte, wurde er zum Adelantado über die Länder an der Südsee ernannt. Die Bemühungen des Bischofs von Darien bewirkten eine Aussöhnung, Pedrarias gab ihm sogar seine Tochter zur Frau, und unterstützte ihn bei dem

Bau von vier Brigantinen, mit denen er seinen Lieblingsplan, die Entdeckung von Peru, ausführen wollte. Aber ehe er absegeln konnte, rief ihn Pedrarias, in dessen Herzen von Neuem Eifersucht und Neid erwacht waren, vor sich. Er ward vorgeblicher Empörungsabsichten beschuldigt, und zum Tode verurtheilt. Die ganze Colonie bat für ihn, aber vergebens; und so sahen die Spanier, mit Erstaunen und Schmerz, einen Mann hinrichten, den sie alle für fähiger als irgend einen der nach Columbus in der neuen Welt aufgetretenen Befehlshaber hielten, große Entwürfe zu machen und auszuführen.

Der Wunsch, die unmittelbare Seeverbindung mit dem reichen Indien eröffnet zu sehen, bewog Ferdinand, im Jahre 1515 den Juan Diaz de Solis mit zwei Schiffen auszusenden, um die Durchfahrt nach dem Indischen Ocean zu suchen. Schon glaubte dieser sie gefunden zu haben, als er sich bei näherer Untersuchung überzeugte, daß es nur ein Strom, der La Plata, war, dessen riesenmäßige Breite von fünf und sechzig Seemeilen freilich seinen Irrthum sehr verzeihlich machte. Bei einem Versuche, in dieser Gegend zu landen, wurde er mit mehreren seiner Leute von den feindseligen Wilden erschlagen, gebraten und verzehrt, worauf die übrigen entmuthigt nach Europa segelten.

Was dem Solis mißglückt war, gelang endlich dem Portugiesen Magelhan, der nach vielen tapfern Thaten in Ostindien, aus Erbitterung über erlittene Ungerechtigkeiten, den Dienst seines Königs verlassen und sich nach Spanien gewandt hatte. Hier machte er sich gegen den König Karl anheischig, ihm einen Weg nach Ostindien durch den Westen zu entdecken, und erhielt eine Flotte von fünf Schiffen, mit denen er am 10. August 1519 den Hafen von St. Lucar verließ. Erst am 12. Januar 1520 erreichte er die Mündung des La Plata. Von da untersuchte er die Küste mit großer Aufmerksamkeit, denn er zweifelte nicht, daß er, immer weiter nach Süden segelnd, die Meerenge finden würde; wie weit ihn dieß aber führen könne, darüber war er gänzlich in Zweifel*). Er hatte auf dieser Fahrt mit rauher Witterung und gefährlichen Klippen zu kämpfen, und als er den neunundvierzigsten Grad südlicher Breite erreicht hatte, sah er sich genöthigt, in den Hafen St. Julian (31. März) einzulaufen, und daselbst den Winter abzuwarten, der bekanntlich jenseits der Linie in unsere Sommermonate fällt. Hier verlor er eins seiner Schiffe, und auf drei

*) v. Humboldt, a. a. O. S. 302.

andern brach eine gefährliche Meuterei aus. Das Schiffsvolk, müde, die schwersten Mühseligkeiten für einen Plan zu erdulden, den es für phantastisch hielt, wollte nach Europa zurückgeführt seyn. Mit großer Klugheit und mit Hülfe einiger wenigen Getreuen dämpfte Magelhan den Aufruhr. Die Rädelsführer wurden theils hingerichtet, theils an dem wüsten Orte ausgesetzt und zurückgelassen.

Endlich erreichte er die erwünschte Straße. Seine Freude wurde ihm indeß durch den abermaligen Verlust eines Schiffes verbittert, das er ausgesandt hatte, eine Bai zu untersuchen, und das nicht wieder zu ihm zurückkam. Zwanzig Tage segelte er hierauf durch diese gewundene und höchst gefährliche Straße, die noch jetzt seinen Namen führt, und am 27. November 1520 erblickte er endlich, mit Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott, die unermeßliche Südsee. Ein günstiger Wind trieb ihn nun durch diesen weiten Ocean so ununterbrochen fort, der Himmel war so unveränderlich heiter, daß Magelhan bewogen wurde, dies Meer das stille (pacificum) zu nennen. Während einer Zeit von drei Monaten und zwanzig Tagen glitten die drei Schiffe so fort, ohne Land zu sehen. Auf eine solche Fahrt hatte er sich nicht gefaßt gemacht. Die Lebensmittel gingen aus, so daß man Mäuse wie einen Leckerbissen theuer verkaufte, und an ekelhaften Häuten nagte; frisches Wasser fehlte gänzlich, und die Sonne schoß ihre Strahlen fast senkrecht auf die Köpfe der Schiffenden. Fast die ganze Mannschaft war erkrankt, als man endlich am 6. März 1521 eine kleine fruchtbare Inselgruppe erreichte. Magelhan nannte sie los Ladrones, weil er die Eingebornen sehr diebisch fand, und so heißen sie noch jetzt. Das klarste Wasser und ein Ueberfluß von erfrischenden Früchten in diesem heitern Klima stellte alle seine Kranken in kurzem völlig her. Darauf kam er nach den Eilanden, die späterhin Philippinen genannt wurden, und das war das ungehoffte Ziel seiner Reise. Der König der Insel Sebu hatte die Spanier sehr freundlich aufgenommen; Magelhan griff die Feinde desselben auf einer benachbarten kleineren Insel an, wurde aber von ihnen erschlagen (26. April 1521). Nun erwies sich auch der König von Sebu treulos, indem er die Vornehmsten der Schiffsmannschaft bei einem Feste erwürgen ließ. Die übrigen Spanier lichteten eiligst die Anker, setzten auf zwei Schiffen die Reise fort, und erreichten am 8. November Borneo. Von da kamen sie nach Tidor, einer der Molukken, wo sie schon Portugiesen fanden, die über ihre Ankunft von Osten her höchst erstaunt waren,

und das eine höchst beschädigte Schiff zwangen, sich ihnen zu ergeben. Das andere trat unter der Führung des Sebastian del Cano mit einer Ladung Molukkischer Gewürze die Reise um Africa nach Spanien an, wo es, nach vielen Unglücksfällen, am 7. September 1522 glücklich in den Hafen einlief, von welchem es vor drei Jahren ausgesegelt war. So wurde die erste **Reise um die Welt** vollbracht.

---

9. Vasco de Gama und die ersten Niederlassungen der Portugiesen in Ostindien.

Die Reise des Magelhan führt uns auf die Entdeckungen und Thaten der Portugiesen in Ostindien. König Emanuel, der Nachfolger Johann's II. auf dem Thron von Portugal, beschloß den Weg nach Indien, den Bartholomäus Diaz eröffnet hatte, weiter verfolgen zu lassen. Eine Flotte von vier Schiffen unter dem trefflichen Seemann Vasco de Gama, wurde zu diesem Zwecke ausgerüstet, und ging am 9ten Julius 1497 unter Segel.

Aus Unkunde der Passatwinde hatte Gama gerade die ungünstigste Jahreszeit gewählt. Das erfuhr er bald zu seinem Schrecken. Er hatte mit heftigen Stürmen, und, nach einigen Berichten, auch mit Meutereien der Schiffsmannschaft zu kämpfen. Aber mit großer Ruhe und Standhaftigkeit überwand er diese Gefahren, erreichte am 20. November die Südspitze Africa's und fuhr sodann, nach Osten herumlenkend, längs der Küste von Sofala, nach Mosambique, Mombazza und Melinde, wo er überall schon einen ziemlichen Grad von Cultur und einen blühenden Handel fand. Die Einwohner waren Mohammedaner. An den beiden ersten Orten hatte er mit Verrath und Nachstellungen zu kämpfen; der König von Melinde aber nahm ihn freundlich auf, und gab ihm einen Lotsen mit, der ihn siebenhundert Meilen quer über den Ocean, und gerade in den Hafen von Calicut auf der Malabarischen Küste führte, wo er den 19. Mai 1498 ankerte.

So war also das vielgepriesene Indien auf dem neuen Wege gefunden! Den Civilisationszustand der Einwohner fanden die Portugiesen auf einer bedeutenden Stufe, Manufacturen und Handel in einem sehr blühenden Zustande. Ein Maure aus Tunis, der sich des Handels wegen dort aufhielt, und Spanisch verstand, ward ihnen durch seine Nachrichten und guten Rathschläge sehr nützlich. Vasco de Gama

ließ sich dem Könige oder Samorin*) von Calicut vorstellen, und hatte schon die beste Hoffnung, ein vortheilhaftes Handelsbündniß zu Stande zu bringen, als der Neid der Mohammedaner, die im alleinigen Besitze des Handels in diesem Reiche waren, und von einem solchen Verein großen Nachtheil für sich besorgten, das gute Vernehmen schnell zerstörte. Sie verleumdeten die Portugiesen bei dem Samorin, als wären sie Verbannte, die auf Seeraub ausgingen. Gama mußte für seine Sicherheit besorgt werden, und ging daher wieder unter Segel. Auf dem Wege, den er gekommen, kehrte er nach Europa zurück, und lief am 29. August 1499 in den Tajo ein.

König Emanuel eilte, von Gama's glücklichem Erfolge, nämlich von der erlangten Kenntniß des Seeweges nach Indien den schnellsten Gebrauch zu machen. Eine Flotte von dreizehn Schiffen ward den 8. März 1500 unter den Befehlen des Admirals Pedro Alvarez Cabral abgesandt, der den Auftrag erhielt, wenn gütliche Unterhandlungen nichts fruchten sollten, durch die Waffen festen Fuß in Indien zu fassen, und das Christenthum mit Güte oder mit Gewalt auszubreiten. Cabral hielt sich auf dieser Reise westlicher als sein Vorgänger und fand Brasilien in Südamerica. Er nahm das Land mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten für den König von Portugal in Besitz, und fertigte eins von seinen Schiffen mit der Botschaft nach Lissabon ab.

Mit den übrigen brach er am 5. Mai 1500 von Brasilien auf, und wandte sich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Auf diesem Wege ereilte ihn ein entsetzlicher Sturm, und er hatte den Schmerz, mehrere seiner Schiffe und mit denselben den Entdecker des Caps, Bartholomäus Diaz, vor seinen Augen vom Meere verschlungen zu sehen. Nach vielen Gefahren erreichte er endlich, nur noch sechs Schiffe stark, Melinde, und am 13. September lief er in den Hafen von Calicut ein. Er hatte eine Zusammenkunft mit dem Samorin, erklärte ihm, daß er hergesandt sey, für Gold- und Silber Indische Waaren einzukaufen, und bat um eine Niederlage für diese Waaren. Der Samorin gewährte dies anfangs, aber durch die Ränke der Mohammedaner entstanden bald wieder Zwistigkeiten, die Portugiesen wurden in dem eingeräumten Hause angegriffen, und mehrere erschlagen. Cabral nahm dafür blutige Rache, verbrannte den Indiern mehrere Schiffe und ließ Calicut beschießen. Hierauf ging er unter Segel,

*) Eigentlich Samudriya-Râja, d. h. der König am Ocean, der Küstenfürst, A. W. v. Schlegel im Berliner Kalender auf 1831. S. 17.

sprach bei seiner Beschiffung der Malabarischen Küste bei den kleinen Königen von Cochin und Cananor ein, die ihn aus Eifersucht und Haß gegen den Samorin, dem sie zinspflichtig waren, freundlich aufnahmen, und versah sich bei ihnen mit einer reichen Ladung von Pfeffer und Ingber, mit welcher er am 23. Junius 1501 glücklich in Portugal ankam.

Man hatte nun hinlänglich erfahren, daß die Unternehmungen nach Indien, wenn sie gelingen sollten, mit dem größten Nachdruck fortgesetzt, daß Handelsverbindungen in jenem Lande mit den Waffen erzwungen werden müßten. Daher ward Vasco de Gama im März 1502 an der Spitze von zwanzig Schiffen ausgesandt, mit denen er sich und dem Portugiesischen Namen in Indien bald Achtung verschaffte. Er beschoß die Hauptstadt Calicut einen ganzen Tag lang, und nahm mehrere Saracenische Schiffe weg, auf denen er eine so reiche Beute, selbst an Gold, Perlen und Edelsteinen fand, daß er, überflüssig für seine Fahrt belohnt, nach Lissabon zurückkehrte, wo er den 10. November 1503 ankam.

Noch vor seiner Rückkehr waren drei andere Geschwader nach Indien gesegelt. Das dort zuerst ankommende fand den König von Cochin wegen seiner Anhänglichkeit an die Portugiesen vom Samorin aus seinem Reiche vertrieben, und setzte ihn wieder ein. Aus Dankbarkeit erlaubte er den Portugiesen, ein kleines Fort an seiner Küste zu erbauen, und das wurde ihre erste Niederlassung in Ostindien. Sie zu vertheidigen, blieb, als die Flotten heimfuhren, ein Mann von ausgezeichnetem Heldenmuth, Eduard Pacheco Pereira, mit drei Schiffen und hundert und sechzig Mann zurück, und verrichtete dort Thaten, die an das Wunderbare gränzen.

Kaum waren nämlich die Flotten abgesegelt, so erschien der Samorin wieder mit seiner ganzen Land- und Seemacht, um diesmal den Beherrscher von Cochin völlig zu vertilgen. Er konnte ein Heer von sechzigtausend Mann in's Feld stellen, und war mit Feuergewehr versehn. Dagegen kamen die Truppen des Königs von Cochin wenig in Betracht, theils ihrer weit geringeren Anzahl, theils ihrer unzuverlässigen Gesinnung wegen, so daß Pereira fast auf sein Portugiesisches Häuflein beschränkt war. Nur die erstaunenswürdige Tapferkeit der Besatzung, der Geist des Führers und die Ueberlegenheit der Europäischen Kriegskunst machten die Vertheidigung möglich. Alle Angriffe des Samorin blieben vergeblich. Nach sechs Monaten gab er voll

Unmuth und Scham einen Krieg auf, der ihm achtzehntausend Menschen gekostet hatte. Pereira's That fand so allgemeine Bewunderung, daß man ihn bei seiner Rückkehr nach Lissabon mit lautem Jubel empfing und ihn feierlich in die Domkirche führte, wo ihm der Bischof von Viseo eine Lobrede hielt. Auch er gehörte zu den uneigennützigen Helden, denen schon am Ruhme genügt; er hatte ein ansehnliches Geschenk des dankbaren Beherrschers von Cochin ausgeschlagen, und bloß um ein schriftliches Zeugniß seiner dort verrichteten Thaten gebeten. König Emanuel gab ihm nachher eine Befehlshaberstelle in Guinea. Dort erlag seine Redlichkeit den Ränken seiner Feinde, und auf eine verleumderische Anklage ward er in Ketten nach Lissabon gebracht, und dort in den Kerker geworfen. Die Zeit entdeckte seine Unschuld, man gab ihn wieder frei, dachte aber nicht weiter an seine vormaligen Verdienste, und ließ ihn in Armuth sterben*).

Don Francesco de Almeida, welcher die 1505 abgehende, aus zwei und zwanzig Schiffen bestehende Flotte befehligte, hatte den Auftrag, nur die Lastschiffe mit Ladungen zurückzuschicken, die andern Fahrzeuge aber als eine stehende Flotte in Indien zu behalten. Er sollte den Titel eines Vicekönigs annehmen, aber erst, wenn er an einigen bezeichneten Stellen Festungen angelegt haben würde. Almeida fing an, den Indern Gesetze vorzuschreiben. Die erste Bedingung der Verträge, die er mit den dortigen Fürsten abschloß, war, daß sie die Oberhoheit des Königs von Portugal und ihre Zinspflichtigkeit anerkannten, und die Anlage von Factoreien, selbst von Citadellen in ihren eignen Hauptstädten, zuließen. Die Portugiesen bestimmten den Preis, den sie für die Waaren zahlen wollten, und zwangen die Eingebornen, keinem Andern zu verkaufen, bis sie nach ihrem Gutdünken mit Vorräthen versehen waren**). Diese Ansprüche mußten den Indern als die lästigsten Anmaßungen erscheinen, und sie hatten um so gerechtern Anlaß zum Klagen, da Almeida die Bedrückungen habsüchtiger Unterbefehlshaber nicht mit dem erforderlichen Nachdruck ahndete; aber die Versuche, die sie machten, sich des Joches zu erwehren, scheiterten an

*) Der Bischof Osorius kann sich hierbei eines strafenden Blicks auf Diejenigen nicht enthalten, welche die Fürsten zu einem solchen Undank verleiten: Tantum valet saepe numero quod est opera malevolorum hominum optimorum regum auribus inculcatum, ut eos a virtute debitis muneribus afficienda, in quo maxime laudis regiae magnitudo consistit, abducat. De rebus Emmanuelis, L. IV. p. 112. vers. Ed. Colon.

**) Lafitau, T. I. p. 268.

der unbezwinglichen Tapferkeit Almeida's und seiner Krieger. Sein Sohn Lorenzo, der erste Portugiese, der nach Ceylon, dem Vaterlande des Zimmts, kam, erwarb unsterblichen Heldenruhm. An der Spitze von elf Schiffen trieb er zweihundert feindliche in die Flucht, die der Samorin mit Anstrengung aller seiner Kräfte ausgerüstet hatte. Nach diesem Verluste erwartete der Indische Fürst die Demüthigung seiner Feinde von dem Sultan Kansu. Sultan Kansu von Aegypten und Syrien, der durch die Ausbreitung des Handels der Portugiesen beträchtlich litt, weil diese, nicht zufrieden in Indien reiche Ladungen einzunehmen, die Sperrung des Persischen und Arabischen Meerbusens beabsichtigten, und also die Quelle von Reichthümern, welche ihm durch diesen wichtigen Zwischenhandel zuflossen, zu vernichten drohten. Die Venetianer, dadurch nicht weniger beeinträchtigt und bedroht, und bemüht, den Todesstoß, der einem ihrer ergiebigsten Handelszweige drohte, abzuwenden, ermunterten den Sultan zum Kriege, und unterstützten ihn mit Kanonen und andern Bedürfnissen *). Der Sultan beschloß daher, eine Flotte vom rothen Meere aus in die Indischen Gewässer zu senden. Der Vicekönig sandte ihr seinen Sohn an der Spitze einiger Schiffe entgegen. Lorenzo gerieth in eine gefährliche Lage, wollte sich aber durchaus nicht zurückziehen, auch als ihm eine feindliche Stückkugel den halben Schenkel weggerissen hatte, nicht vom Verdeck weggebracht seyn, sondern fuhr fort, seine Befehle zu ertheilen, und die Mannschaft zu ermuntern, bis eine zweite Kugel ihn tödtete. Der Rest der Mannschaft vertheidigte sich noch, bis kein Unverwundeter mehr am Bord, und alles Pulver verschossen war **). Den so heldenmüthig gefallenen Sohn rächte der Vicekönig auf das vollständigste. Nachdem er Verstärkungen aus Portugal erhalten hatte, griff er die Feinde an, und erfocht einen glänzenden Sieg, durch den die Mohammedanische Flotte fast gänzlich vernichtet wurde (3. Febr. 1509). Noch in demselben Jahre wurde er nach Portugal zurückgerufen, und hatte nach so großen Thaten in Indien das Unglück, auf der Rückreise an der Africanischen Küste von wilden Hottentotten erschlagen zu werden. Sie hatten bei einem entstandenen Streite einige von der Schiffsmannschaft verwundet, und dafür hatte er sie züchtigen wollen. Fünf und sechzig Portugiesen, unter ihnen elf der angesehensten Officiere, fielen an diesem unglücklichen Tage mit ihm.

*) Daru, Histoire de Venise. T. III. p. 57.
**) Barros, a. a. O. Th. II. S. 61.

Der Schwung, den diese wunderbaren Erfolge der Portugiesischen Nation gaben, trieb sie zu Anstrengungen, die weit über ihre materiellen Kräfte zu gehen schienen, sie aber eben darum auf den höchsten Gipfel des Ruhmes, den sie je erreichte, brachten. Triebfedern sehr verschiedener Art, Ehrgeiz, Begeisterung für den Nationalruhm, Bekehrungseifer, Gewinnsucht, mischten sich, aber die Thaten, die sie hervorriefen, glänzen unsterblich neben den größten, welche die Geschichte verzeichnet hat.

---

10. Alfons von Alboquerque.

Dem Almeida folgte in der Statthalterschaft Alfons von Alboquerque, der den größten Männern seines Jahrhunderts mit Recht zugezählt wird. Schon ehe er Statthalter ward, hatte er ein Geschwader angeführt, mit dem er den wichtigen Staat von Ormus angriff. Ormus liegt auf einer kleinen, unfruchtbaren Insel, da diese aber den Eingang in den Persischen Meerbusen beherrscht, so war sie der Sitz eines wichtigen und ausgebreiteten Handels geworden. Alboquerque's Erscheinung brachte den Herrscher von Ormus zu dem Versprechen, der Krone Portugal einen jährlichen Zins zu zahlen (1507). Als er fragen ließ, wie er es mit dem Tribute halten sollte, den er bisher dem Könige von Persien hatte zahlen müssen, schickte ihm Alboquerque einige Degenspitzen und Kanonenkugeln, diese sollte er den Persischen Gesandten überreichen, und ihnen dabei sagen, in solcher Münze bezahlten die Schutzgenossen des Königs von Portugal, wenn ein Anderer ihnen Tribut abforderte. Schon hatte Alboquerque den Bau einer Festung angefangen, als er den König treulos erfand und zum Schwerte griff. So ungleich der Kampf war, würde er doch wol Ormus unterworfen haben, wenn ihn nicht drei seiner Hauptleute mit ihren Schiffen verlassen hätten. Ein zweiter Zug gegen die Insel, den er im nächsten Jahre unternahm, war nicht glücklicher. Doch schwur er im Weggehen, sich nicht eher den Bart abnehmen zu lassen, bis er Ormus wiedergewonnen hätte.

Als er bald darauf Generalcapitain wurde, überließ sich sein großer Geist den kühnsten Entwürfen, um die Portugiesen zum herrschenden Volke an den Küsten und in den Gewässern von Indien zu erheben. So viele Hindernisse ihm auch das Mißtrauen des Portu-

giesischen Hofes, der, um Einen Mann nicht allzumächtig werden zu lassen, in Indien mehrere Statthalterschaften errichten wollte, dann der Neid, die Eifersucht und der böse Wille seiner Untergebenen in den Weg legten; seine Klugheit und Standhaftigkeit überwanden Alles. Er dachte auf einen bequemen Mittelpunkt der Herrschaft in Ostindien, und erwählte mit großer Einsicht Goa dazu, dessen Lage auf einer kleinen Insel in der Mitte der Malabarischen Küste sich trefflich dazu eignet, den ganzen Handel derselben zu beherrschen. Die Stadt ward eingenommen (1510), aber bald erschien Hidalchan, der Beherrscher derselben, ein Vasall des Königs von Decan, an der Spitze eines Heeres von sechzigtausend Mann und belagerte die Portugiesen. Alboquerque mußte die Stadt räumen und sich auf seine Schiffe begeben, bis ihn die Ankunft von Verstärkungen aus Europa in den Stand setzte, einen abermaligen Angriff zu machen. Am 25. November 1510 erdberte er Goa zum zweiten Male, und traf nun alle Anstalten, um es zu erhalten, und zum Hauptsitze der Portugiesischen Macht in Ostindien zu erheben. Mehr als einmal bewährte sich Alboquerque's Weisheit bei der Wahl dieses Ortes, denn in mancher drohenden Gefahr verdankten die Portugiesen allein dem Besitz von Goa die Erhaltung ihrer Macht in Indien. Almeida hatte sein Augenmerk hauptsächlich auf die Herrschaft zur See gerichtet; Alboquerque hielt die Behauptung derselben für unmöglich, wenn sie nicht in wohlbefestigten Besitzungen auf dem Lande eine sichere Grundlage hätte.

Im nächsten Jahre (1511) unternahm er einen Zug gegen Malacca, den wichtigsten Stapelplatz des Hinterindischen Handels, wo Chinesische und Arabische Kaufleute zusammen trafen. Die Eroberung dieser Stadt, die mit einer zahllosen Menge von Geschütz vertheidigt wurde, kostete den achthundert Portugiesen, welche sie unternahmen, außerordentliche Anstrengung. Zweimal mußte Alboquerque den Angriff von Neuem beginnen, und als er schon in die Stadt eingedrungen war, wurde noch neun Tage innerhalb derselben gefochten*). Alboquerque sorgte sogleich für die Anlage starker Befestigungen, und traf so weise Einrichtungen zum Schutze des Handels, daß die fremden Schiffe noch zahlreicher nach Malacca strömten als vorher. Jetzt ward auch den mächtigsten Königen Indiens der Portugiesische Name furchtbar; Alboquerque empfing zu Malacca Gesandtschaften aus

*) Barros, Th. II. S. 196.

Siam, Java und Sumatra, deren Beherrscher seine Freundschaft suchten. Ein Theil der Flotte drang weiter vor, und kam bis zu dem Vaterlande der feinsten Gewürze, den Molukken.

Von Glück und Sieg gekrönt eilte der unermüdliche Mann nach Goa zurück, welches er von den Feinden angegriffen und hart bedrängt fand. Mit Hülfe einiger aus Europa angelangten Verstärkungen schlug er die Belagerer und befreite die Hauptstadt. Selbst von Abyssinien und Ormus kamen jetzt Gesandte an den großen Alboquerque; nah und fern schienen die Fürsten mit einander zu wetteifern, sich um die Freundschaft des Königs von Portugal zu bewerben.

Dem ausdrücklichen Befehle des Königs Emanuel und seinem eignen Gelübde zufolge, unternahm Alboquerque 1515 einen Zug gegen Ormus, dessen König den Tribut, zu dem er sich verpflichtet, nur sehr unwillig entrichtete, und den Portugiesen die von Alboquerque angelegte Festung nicht einräumen wollte. Alboquerque's schneeweißer Bart war indessen so lang geworden, daß er ihm bis über den Gürtel hinabreichte. Mit sieben und zwanzig Schiffen, die funfzehnhundert Portugiesen und siebenhundert Indier an Bord hatten, erschien er vor Ormus, zwang den König, ihm die Festung zu überliefern, und sein eigenes Geschütz herzugeben, um sie zu besetzen. Damit beschloß er die lange Reihe seiner glänzenden Thaten; denn als er nach Goa zurücksegeln wollte, erhielt er unterweges von seinem Könige seine Entlassung, vermöge der schon oben erwähnten Politik der Herrscher. Und was ihm diesen Schlag noch schmerzlicher machte, war, daß mit dem neuen Oberbefehlshaber zugleich zwei Menschen zur Bekleidung ansehnlicher Stellen ankamen, die er einst zur Strafe ihrer Unthaten als Gefangene nach Portugal geschickt hatte, und die vorzüglich an seinem Sturze Schuld waren. Schon entkräftet von einer gefährlichen Krankheit, empfing er durch diese Nachricht vollends den Todesstoß. Zitternd schrieb er noch auf dem Schiffe an den König: „Dies ist der letzte Brief, Señor, den ich an Ew. Hoheit in tödtlichen Zuckungen schreibe, nachdem ich so viele mit froherem Herzen an Sie geschrieben habe, so oft es mir gelungen war, Ihnen Dienste zu leisten. Ich habe in diesem Lande einen Sohn, er heißt Blas d'Alboquerque. Ich flehe Ew. H. an, ihn den Lohn für die Dienste seines Vaters ernten zu lassen. Was Indien betrifft, so wird es selbst für sich und mich sprechen." — Er wollte Goa gern noch einmal sehen; er sah es, und entschlummerte kurz vorher, ehe sein Schiff in den Hafen einlief

(16. Sept. 1515). Alboquerque war von schöner Gestalt, seine Züge waren freundlich und einnehmend, im Zorn aber war sein Blick furchtbar. Im Umgang war er munter und angenehm, und sehr reich an witzigen Einfällen. Seine Soldaten betrauerten ihren Vater in ihm, die Bewohner der von ihm bezwungenen Städte verdankten ihm die Einführung einer guten polizeilichen Ordnung und besserer Gesetze, die besiegten Völker rühmten dankbar seine Menschlichkeit und Mäßigung. Doch wird ihm vorgeworfen, daß sein Zorn, der, wenn er gereizt ward, mit großer Heftigkeit ausbrach, ihn zuweilen zu übereilten Todesurtheilen und Grausamkeiten verleitet habe. Viele Jahre nach seinem Tode wünschte man, seine Gebeine in Lissabon zu haben, aber die Einwohner von Goa konnten nur erst nach langem Streit durch einen päpstlichen Befehl bewogen werden, diesen theuern Ueberrest ihres großen Statthalters herauszugeben, dessen Schatten sie bei den Bedrückungen, die sie von seinen Nachfolgern erfuhren, oft mit Wehmuth anriefen.

Nach Alboquerque's Tode wurden die Entdeckungen und Eroberungen noch weiter ausgedehnt. Die Portugiesen machten sich zu Herren der Molukken, errichteten Niederlassungen auf Ceylon und der Küste Coromandel, und Factoreien auf den Sundischen Inseln; 1535 eroberten sie das wichtige Diu; 1542 kamen sie nach Japan, und knüpften dort, so wie später auch in China, einen einträglichen Handelsverkehr an. Dennoch muß die Verwaltung Alboquerque's als die schönste Blüthe der Portugiesischen Herrschaft in Indien betrachtet werden. Von den Befehlshabern, die ihm folgten, waren die Meisten nicht im Stande, ihn zu ersetzen; ihre Führung diente nur, den Verlust dieses außerordentlichen Mannes recht fühlbar zu machen. Noch gaben zwar die Portugiesen Proben großen Heldenmuthes, die einheimischen Fürsten, die es versuchten, wider sie aufzustehen, fühlten ihren tapfern Arm; aber die Begeisterung der ersten Zeit, die so bewundernswürdige Thaten vollbracht, erlosch allmählig, und machte niedern Leidenschaften Platz. An die Stelle des alten Heldeneifers trat bald ein höchst verderblicher Kaufmannsgeist. Je leichter es war, große Reichthümer zu erwerben, je mehr stieg die Habsucht; erschlaffende Weichlichkeit und Ueppigkeit nahmen überhand; in der Verwaltung wurden grobe Mißbräuche herrschend, die wichtigsten Aemter nach Reichthum, Gunst und Familienverbindungen vergeben*). Auch die große

*) Saalfeld Geschichte des Portugiesischen Kolonialwesens in Ostindien, S. 264.

Ausdehnung der Küsten, an denen sich diese Besitzungen befanden, machte die Aufsicht schwierig, Eigennutz und Willkür konnten um so ungestörter überhand nehmen. So bereitete sich schon früh im Innern der Portugiesisch-Indischen Herrschaft ein Verderben vor, welches es den späterhin von außen her gegen sie geführten Stößen leicht gemacht hat, sie umzustürzen, und bis auf wenige Trümmer ihrer ursprünglichen Größe zu zerstören.

---

11. Entdeckung von Neuspanien. Erste Erfolge des Cortez.

(1517—1519.)

Wir kehren jetzt wieder zu den Spaniern in America zurück. Cuba, welches unter der klugen Verwaltung seines Eroberers, des Diego Velasquez, einer großen Blüthe genoß, und daher die Mittel zu neuen Unternehmungen leicht hergab, schien für solche auch ein vorzüglicher Ausgangspunkt zu seyn, da es sich unter den Spanischen Besitzungen am weitesten nach Westen hin erstreckte, und Columbus behauptet hatte, ein weiteres Vordringen nach dieser Weltgegend würde zu noch viel wichtigeren Entdeckungen als alle bisherigen führen. Der von einer solchen Autorität empfohlenen Richtung folgend, entdeckte Hernandez Cordova 1517 die Küste von Yucatan, und fand zu seinem Erstaunen die dortigen Eingebornen in baumwollene Gewänder gekleidet, überhaupt in einem ganz anderen Zustande als die Wilden der Inseln. Sie waren überdieß so kriegerisch, daß sie bei einer Landung, welche die Spanier machten, um frisches Wasser einzunehmen, zwei und funfzig derselben erschlugen. Selbst mit gefährlichen Wunden bedeckt, blieb dem Cordova nichts Anderes übrig, als nach Cuba zurückzusegeln, wo er wenige Tage nach seiner Ankunft starb.

Aber dieses Mißgeschick schreckte so wenig, es reizte vielmehr die gewonnene Kunde so sehr, daß man sich dazu drängte, an einer neuen Ausrüstung, die Velasquez betrieb, Theil zu nehmen. Führer derselben war Johann von Grijalva. Er verließ Cuba im Frühling 1518, landete an dem Orte, wo Cordova jene Niederlage erlitten hatte, um die Indianer dafür zu züchtigen, und schlug sie, aber nicht ohne tapferen Widerstand erfahren zu haben. Als die Schiffe hierauf weiter an der Küste hinsegelten, sahen die Spanier zu ihrem Erstaunen Ortschaften mit steinernen Häusern und Thürmen, und in der Erinnerung an das

Vaterland, mit dem man hier in so fern Aehnlichkeit fand, gab Grijalva dem Lande den Namen Neuspanien. An einigen Orten, wo er die Küste betrat, bewirkte der Schreck, den sein Sieg im Lande verbreitet hatte, eine freundliche, ehrerbietige Aufnahme. Alles, was die Spanier sahen, erhöhte ihre Vorstellungen von dem Anbau und dem Reichthum des Landes, welches sie gefunden hatten, und von der Civilisationsstufe seiner Einwohner. Diese sagten ihnen, daß sie Unterthanen eines mächtigen Monarchen, Namens Montezuma, seyen, dessen Herrschaft sich noch über viele andere Provinzen, die zusammen das Mexicanische Reich bildeten, erstrecke. Unter diesen Umständen hielt Grijalva den Plan, mit den ihm zu Gebote stehenden Hülfsmitteln hier eine Colonie zu gründen, für zu kühn, und kehrte daher nach Cuba zurück. Velasquez hingegen brannte vor Begierde, die gemachte Entdeckung, die alle seine Erwartungen weit übertraf, so vollständig als möglich zu benutzen. Er bereitete daher eine neue, weit bedeutendere Ausrüstung vor, da er aber in sich selbst den erforderlichen Geist und Muth nicht fühlte, so wollte er sie einem andern Anführer vertrauen, und zwar suchte er einen Mann, der mit diesen Fähigkeiten keinen Ehrgeiz vereine, so daß er den Hauptgewinn und die Ehre, die Besitzungen der Krone Spanien außerordentlich erweitert zu haben, ihm willig überlassen würde.

Er wählte nach einigem Schwanken den Ferdinand Cortez, der, um einen Schauplatz für Thaten, nach denen sein feuriger Geist dürstete, zu finden, im Jahre 1504 als ein neunzehnjähriger Jüngling nach St. Domingo gekommen, dann mit Velasquez nach Cuba gegangen war. Schon damals hatte er solche Proben von Geistesgegenwart und Unerschrockenheit gegeben, daß man Ungemeines von ihm erwarten konnte. Indeß hätte nicht viel gefehlt, so wäre seine Laufbahn früh geendet gewesen, denn er hatte an einem heimlichen Einverständniß gegen Velasquez thätigen Antheil genommen, und war von diesem zum Tode verurtheilt worden. Die Sache war indeß ausgeglichen worden, und schien jetzt, wo sechs Jahre darüber verflossen waren, vergessen. Cortez erhielt die Bestallung zu seinem neuen Berufe, und zur Ausführung desselben elf Schiffe, wovon die meisten nur offene Barken waren. Aber die Klugheit und der Eifer, die er bei der Ausrüstung und Truppenwerbung entwickelte, reizten auch seine Feinde und Neider. Sie erweckten den schlafenden Argwohn im Herzen des Velasquez, so daß ihn seine Wahl zu reuen anfing. Cortez merkte dies nicht sobald,

als er schnell absegelte und an anderen Punkten der Insel die Ausrüstung vollendete. Velasquez entsetzte ihn nun zwar förmlich des Commando's und befahl seine Gefangennehmung, aber Cortez hatte die Herzen der Angeworbenen schon so zu gewinnen gewußt, daß sie ihm, als er seinen offenen Bruch mit dem Statthalter erklärte, Treue und Ergebenheit verhießen, und selbst auf die Abreise von der Insel drangen. Sie geschah am 10. Februar 1519. Die ganze Mannschaft, mit der einem mächtigen Königreiche Gesetze vorgeschrieben werden sollten, bestand — das Schiffsvolk ungerechnet — aus 508 Soldaten, die vierzehn kleine Kanonen führten. Die Reiterei bildeten sechzehn Mann, und von dem gesammten Fußvolk waren nur dreizehn mit Flinten bewaffnet.

Die erste Landung geschah an dem Orte, wo Grijalva von den Eingebornen so freundlich aufgenommen worden war. Cortez aber fand sie wiederum feindselig, und mußte sie mit Waffengewalt zu einem Friedensvertrage bringen. Er schiffte sich hierauf wieder ein, und landete an dem Orte, wo jetzt das Fort St. Juan de Ulloa liegt. Hier fanden sich die Indianer zahlreich zu einem friedlichen Verkehre ein. Ein besonders günstiger Umstand war es, daß man mit ihnen durch eine Indianerin unterhandeln konnte, welche sowohl das Mexicanische verstand, als das Yucatanische, dessen wiederum ein Spanier mächtig war, da er acht Jahre unter diesen Indianern als Gefangener gelebt hatte. Cortez versetzte die Mexicaner durch das Schauspiel Europäischer Kriegsübungen, das er ihnen gab, in staunende Ehrfurcht. Der Donner des Geschützes, die Reiter, die mit ihren Pferden ein monströses Ganzes schienen, ließen sie glauben, daß die Ankömmlinge höhere Wesen seyen. Montezuma*) erhielt durch seine Statthalter schleunigst Nachrichten und durch Indianische Maler ziemlich gute Abbildungen von den Fremden und ihren Wunderdingen. Zugleich wurde ihm berichtet, daß Cortez begehre, nach der Hauptstadt zu kommen, denn er habe Aufträge von dem mächtigsten Monarchen der Ostländer an den Montezuma, die er nur ihm selbst anvertrauen dürfe. In Kurzem erschienen Gesandte von dem Könige an Cortez, welche ihm reiche Ge-

*) Dieses ist die unter uns gewöhnlichste Art, den Namen zu schreiben, aber nicht der ursprüngliche Laut desselben, sondern eine Erweichung des fremdartigen Mexicanischen für Europäische Ohren. Der alte ächte Name ist Motecuhcuma gewesen. So schreibt ein vorzüglicher Kenner der Sprache, der Franciscaner Torquemada in seiner Monarquia Indiana.

schenke brachten, aber auch die Aufforderung, das Reich zu verlassen. Als Cortez bei seinem Verlangen blieb, kam eine zweite Botschaft, welche die Weisung der ersteren wiederholte, und noch größere Geschenke hinzufügte. Aber was ihn zur Rückkehr bewegen sollte, verstärkte nur seine Begierde, ein solches Land zu gewinnen. Er bestand auf dem Besuch, und machte Anstalten zur Anlegung einer Spanischen Stadt im Mexicanischen Gebiete.

Indeß fühlte er die Nothwendigkeit, ehe er weiter vorwärts ging, seine eigene Stellung mehr zu sichern. Es gab unter den Truppen Mißvergnügte, die aus Zaghaftigkeit Heimkehr wünschten, Andere, die als Anhänger und Freunde des Velasquez den Anführer als einen Abtrünnigen und Rebellen betrachteten. Cortez benahm sich mit außerordentlicher Klugheit, indem er Alles auf die Entscheidung der Seinen ankommen zu lassen schien, während er sie auf das Geschickteste leitete. Er ertheilte den Befehl zur Einschiffung, und hatte die Freude, ein lautes Murren dagegen zu vernehmen, so daß der Beschluß zu bleiben und auf dem betretenen Wege fortzuschreiten, von der großen Mehrheit der Truppen gefaßt ward. Die Frage über die Befehlshaberwürde wurde von dem für die neue Stadt im Namen des Königs eingesetzten Colonie-Verwaltungsrathe verhandelt. Cortez legte vor diesem, der aus seinen treuesten Freunden zusammengesetzt war, feierlich seine Bestallung und seinen Befehlshaberstab nieder, und ersuchte die Mitglieder, nach ihrer besten Einsicht den Würdigsten im Heere zum Feldherrn zu wählen. Man kann leicht denken, daß kein Anderer als Cortez erwählt ward. Der Verwaltungsrath ernannte ihn zum General-Capitain und Oberrichter der Colonie bis auf weitere Befehle des Königs. Diese Form war sehr wichtig, denn sie reinigte ihn von dem Flecken, das Befehlshaberamt willkürlich und eigenmächtig zu führen.

Er rückte nun in das Gebiet des Kaziken von Cempoalla. Dieser, längst unzufrieden mit der drückenden Herrschaft Montezuma's, ergriff begierig die Gelegenheit, das verhaßte Joch abzuschütteln, und verband sich förmlich mit ihm. Dasselbe that der Kazike von Chiahuitztlan, in dessen Gebiet die neue Colonie angelegt wurde, genannt die reiche Stadt des wahren Kreuzes (Villa rica de la vera cruz, gewöhnlich abgekürzt Veracruz). Cortez hielt es nun für dringend nöthig, dem Kaiser Karl V., dem damaligen Beherrscher Spanien's, von Allem, was geschehen war, Bericht abzustatten. Er malte die Aussichten bei der Eroberung eines solchen Reiches, die Vortheile davon für die Krone

mit glänzenden Farben und verschwieg sein Verhältniß zu Velasquez nicht, ohne doch um die Befehlshaberstelle für sich geradezu zu bitten. Dieses that der Verwaltungsrath der Colonie in einem besondern Briefe, worin er die Verdienste des Feldherrn hervorhob. Noch war das Schiff, welches die mit der Ueberreichung dieser Schreiben beauftragten Freunde des Cortez nach Spanien bringen sollte, nicht abgesegelt, als eine Verschwörung von Anhängern des Velasquez entdeckt wurde, diesem, vermittelst eines Schiffes, dessen man sich heimlich bemächtigen wollte, von der Absendung der Berichte Kunde zu geben, damit er zuvorkommen könne. Cortez bestrafte die Rädelsführer mit dem Tode, um aber für die Zukunft gegen ähnliche Entwürfe gesichert zu seyn, und seinen Soldaten zugleich nur die Wahl zwischen Sieg oder Untergang zu lassen, faßte er den kühnen Entschluß, die sämmtlichen Schiffe auf den Strand laufen und zerstören zu lassen. Es geschah unter allgemeinem Beifall der Truppen. So ließen sich, sagt Robertson, mit einem Aufschwunge von Heldenmuth, der in der Geschichte seines Gleichen nicht hat, fünfhundert Menschen freiwillig in ein feindliches, mit mächtigen und unbekannten Völkern erfülltes Land einschließen, und entsagten durch Vernichtung der Mittel zu entkommen, jeder Zuflucht als der in ihrem Muthe und ihrer Ausdauer liegenden.

Nun begann der Zug in's Innere des Landes. Cortez wählte den Weg durch das Gebiet der Tlascalaner, einer kriegerischen Völkerschaft, die ihre Unabhängigkeit gegen das Mexicanische Reich tapfer behauptet hatte. Sie widersetzten sich seinem Durchzuge mit den Waffen, aber nachdem ihre außerordentliche Ueberzahl gegen die Spanische Tapferkeit, Kriegskunst und bessere Waffen vergeblich gestritten hatte, sie in mehreren Treffen besiegt worden waren, schlossen sie Frieden, und erkannten sich, nach Cortez Verlangen, als Vasallen der Castilischen Krone. Sie nahmen die Spanier in ihrer Hauptstadt, über deren Größe, Schönheit und treffliche Anstalten diese erstaunten, mit Ehrerbietung wie höhere Wesen auf, und brachten ihnen Lebensmittel in Ueberfluß.

In Cholula, der nächsten großen und volkreichen Stadt, wohin Cortez kam, erfuhr er durch seine Dolmetscherin, daß die Einwohner ihn nur willfährig eingelassen hätten, um ihn desto sicherer in der Nacht zu überfallen, und die Spanier zu ermorden. Sogleich bemächtigte er sich der Oberhäupter, hielt sie in Verwahrung, und ließ plötzlich seine Soldaten unter die Einwohner einhauen, und ihre Häuser anzünden. Sechstausend Menschen sollen hier um's Leben gekommen seyn,

die Uebrigen flohen. Jetzt verzieh er den eingesperrten Häuptern, ließ sie wieder frei, und erlaubte ihnen, die Entflohenen zurückzurufen. Die Cholulaner verbanden sich nun gleichfalls mit ihm, und auf dem weitern Marsche ward sein Anhang immer größer und mächtiger. Keiner der ihm beigetretenen Stämme hing jedoch so sehr an ihm, als die Tlascalaner. Diese waren ihm zu Tausenden gefolgt und bereit, ihn in seinen Kämpfen kräftig zu unterstützen.

---

12. Eroberung des Mexicanischen Reiches.
(1519—1521.)

Als Cortez die Unterwerfung des mächtigen Mexicanischen Reiches unternahm, bestand es noch nicht volle drei Jahrhunderte*). Die Civilisation, welche die Spanier darin antrafen und bewunderten, war gleichfalls keine dem Lande, so weit das Andenken der Menschen reichte, eigenthümliche, sondern eine von Völkern, die aus Nordwesten kamen, dahin gebrachte. Zu diesen gehörten die Azteken, der herrschende Stamm in Neuspanien. Es waren die Azteken um das Jahr 1160 unserer Zeitrechnung von ihren früheren Sitzen, nordwärts vom Meerbusen von Californien, aufgebrochen**), und allmählig weiter gegen Süden vordringend, bis an den See von Tezcuco gekommen, wo sie im Jahre 1325***) die Stadt Tenochtitlan, nachher Mexico genannt, gründeten, den Mittelsitz ihres Reiches. Sie wurden damals von einer Anzahl adeliger Häuptlinge aristokratisch regiert, da sie sich aber gegen die

---

*) Die Azteken kannten die Buchstabenschrift nicht, aber sie hatten das Andenken an die Begebenheiten ihrer Vorfahren in zahlreichen hieroglyphischen Gemälden aufbehalten, deren allergrößter Theil durch den Fanatismus der Spanier zerstört wurde. Aus den Ueberresten derselben und noch mehr aus dem Munde derer, welche sie alle noch gesehen, ist eine Geschichte niedergeschrieben worden, die grade wegen ihrer Ausführlichkeit Mißtrauen erregt, aber doch in ihren Grundlagen ohne Zweifel auf Wahrheit beruht. Da die Deutung der Hieroglyphen nicht ohne Schwierigkeit ist, so kommen in den chronologischen Angaben große Abweichungen vor. Ich folge in den obigen Bestimmungen dem Clavigero. Ueber den Grad und den Umfang der Kenntnisse der Mexicaner würden wir ganz anders urtheilen können, wenn die Spanier nicht die Bewahrer derselben, die Aztekischen Priester fast gänzlich ausgerottet hätten. S. v. Humboldt Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien, Bd. I. S. 127.

**) Clavigero, Geschichte von Mexico, deutsche Uebersetz. Th. I. S. 172.

***) Daselbst Th. II. S. 320.

Nachbarn schwach fühlten, und größerer Einheit der Maßregeln zu bedürfen glaubten, führten sie im Jahre 1352 das Königthum ein. Wirklich wurden sie von der Zeit an ihren Nachbarn furchtbar und breiteten ihre Herrschaft aus. Aber die monarchische Regierung artete in Despotismus aus, der allmählig immer drückender wurde, besonders für die untern Stände; der Adel war im Besitz großer, für das Ganze verderblicher Vorrechte. Als die Spanier in das Land kamen, lebte das Volk in großer Armuth, während der Kaiser, die Prinzen, der Adel und die Priester allein die fruchtbarsten Ländereien besaßen, und die Statthalter in den Provinzen sich ungestraft die härtesten Erpressungen erlaubten. Die zuletzt unterworfenen Stämme trugen dieses Joch mit heftigem Unwillen. Unter jenem Montezuma (er war der zweite dieses Namens und der neunte in der Reihe der Aztekischen Könige) erlangte das Reich seine größte Ausdehnung, aber der Druck, den er gegen die neuen Vasallen übte, führte dem Cortez zahlreiche Verbündete zu, und wurde eine der wirksamsten Ursachen seines Unterganges.

Von Cholula aus zog Cortez, trotz fortwährender Gesandtschaften des Montezuma, die ihn zur Umkehr bewegen sollten, der Hauptstadt immer näher. Die Spanier kamen durch so große und volkreiche Städte und durch ein so herrlich angebautes Land, daß ihr Erstaunen von Tage zu Tage wuchs. In der That ist es bewundernswürdig, daß ein Volk, welches weder eiserne Werkzeuge noch Zugvieh hatte, solche Städte bauen konnte. Endlich zeigte sich den Spaniern Mexico selbst in seiner ganzen Ausdehnung, mit seinen weißen Häusern und Tempeln. Die Spanier schätzten die Zahl der Häuser auf etwa sechzigtausend. Die Stadt lag auf einer Insel in dem See Tezcuco, mit dem festen Lande durch drei verschiedene Dämme verbunden, auf deren einem Cortez die Seinen vorsichtig heranführte (8. Nov. 1519). Ehe er die Stadt erreichte, kamen ihm tausend, dem Ansehn nach angesehene, Männer, in feine baumwollne Gewänder gekleidet, entgegen, begrüßten ihn ehrerbietig und verkündeten die nahe Ankunft ihres Gebieters. Bald erschien dieser auch selbst auf einem kunstreichen Tragsessel, umringt von seinen Großen und einer zahlreichen, reich gekleideten Dienerschaft. Er begrüßte den Cortez auf eine Weise, wie sie in Mexico nur von Geringeren gegen Höhere gewöhnlich war, so daß die Mexicaner, welche von dem stolzen Monarchen noch nie dergleichen gesehen hatten, fest glaubten, die Fremden müßten von übermenschlichem Ursprunge seyn. In

der Stadt wurde den Spaniern ein sehr weitläufiger steinerner Palast zur Wohnung angewiesen. Montezuma führte den Cortez selbst dort ein und beschenkte die Spanier reichlich. Er erzählte dem Feldherrn von einer Ueberlieferung unter seinem Volke, daß ein Fürst desselben vor uralten Zeiten in die Länder nach Sonnenaufgang gezogen sey, und daß man stets geglaubt, es werde dereinst einer seiner Nachkommen sein Recht auf Land und Volk geltend machen. Er glaube nun, nach Allem, was die Spanier von ihrem mächtigen Könige erzählten, es sey dieses ihr angestammter Herrscher, dem er daher auch sich und sein ganzes Reich unterwerfen wolle.

So gut dieses auch klang, und so freundschaftlich der Empfang war, wußte doch Cortez nicht, wie weit er dem Allen trauen dürfe. Er befestigte sich zwar in seinem Palaste so viel als möglich, und sicherte sich durch geladene Kanonen und die sorgfältigsten Wachen vor einem Ueberfall; doch mußte ihm auf den Fall, daß Montezuma, wie es die Tlascalaner behaupteten, treulos erfunden werde, seine Lage, mitten in einer volkreichen Hauptstadt, aus der ihm der Rückzug so leicht abgeschnitten werden konnte, höchst gefährlich erscheinen. Aber er war schon zu weit gegangen, um scheu zurücktreten zu können, und glaubte den Erfolg seiner bisherigen Kühnheit nur durch eine noch größere sichern zu können. Der Person des Königs selbst wollte er sich bemächtigen, damit er ihm als Geisel gegen sein Volk diene, und sich dann auch in allen Stücken seinem Willen fügen und jede seiner Forderungen befriedigen müsse*). Nur eine so beherzte Seele wie die des Cortez konnte einen solchen Plan entwerfen, vor dem selbst mehrere seiner Officiere erschraken; nur eine so kluge Besonnenheit, als die seine, konnte ihn glücklich ausführen. Sechs Tage nach seinem Einzuge in Mexico begab er sich, nach genauer Verabredung mit seinen Soldaten, in Begleitung seiner besten Hauptleute in die Wohnung des Königs. Man begann damit, diesen über einen Vorfall zur Rechenschaft zu ziehn, der die Spanier in Schmerz versetzt hatte. Der Mexicanische Feldherr Quauhpopoca

*) „Nach Allem, schreibt Cortez an Karl V., was ich von dem Lande gesehen, schien mir, daß es dem königlichen Dienste und unserer Sicherheit entsprechen würde, wenn ihr Oberherr sich in meiner Gewalt befände, und nicht in seiner völligen Freiheit, damit er nicht etwa wankend werde im Entschluß und Willen, so er gezeigt, Ew. Hoheit zu dienen; besonders, da wir Spanier ziemlich unverträglich und ungestüm sind, und wenn ihn das etwa zu verdrießen anfinge, er uns vielen Schaden zufügen könnte, und dergestalt, nach seiner großen Macht, daß von uns auch nicht einmal das Gedächtniß verbliebe.“ Drei Berichte des Cortez an Karl V., deutsch von Koppe, S. 78.

hatte die mit den Spaniern verbündeten Völker angegriffen, und die Besatzung von Veracruz war Letzteren zu Hülfe gekommen. In einem Treffen hatten die Spanier zwar gesiegt, aber ihr Befehlshaber und sechs Soldaten waren geblieben, ein achter war lebendig gefangen und getödtet, und dessen Kopf nach der Hauptstadt gesandt worden, um allen Mexicanern zu zeigen, daß die Fremden so gut sterblich wären als andere Leute. Cortez stellte dem Könige dieses feindselige Verfahren als eine schwere Beleidigung des Königs von Spanien vor, die eine große und glänzende Genugthuung erfordere. Montezuma versprach, den Quauhpopoca sogleich kommen zu lassen, und ihn den Spaniern zur beliebigen Bestrafung auszuliefern. Cortez antwortete, daß er für seine Person damit allerdings ganz zufrieden sey, aber die übrigen Spanier hegten gegen den König den Verdacht geheimer Feindschaft, und es sey kein anderes Mittel, sich in dem Zutrauen derselben wieder herzustellen, als daß er sich freiwillig entschlösse, eine Zeitlang mitten unter ihnen zu wohnen. Montezuma antwortete anfangs wie ein Mann, der seine Würde kennt. Cortez blieb bei seinem Begehren. Drei Stunden ward hin und her geredet; endlich rief ein rascher Spanischer Officier: „Wozu so viele Zeit verschwenden! wir müssen ihn entweder mit Gewalt fortschleppen, oder niederstoßen." Der König erschrak über die Stimme und Geberde des Mannes, und fragte, was er gesagt habe. Als er erfuhr, daß sein Leben in Gefahr sey, ergab er sich. Von dem Augenblick an, wo die Spanier ungeschreckt auf seine Hauptstadt losgingen, hatten Kleinmuth und Unentschlossenheit immer mehr überhand in ihm genommen, und die abergläubische Furcht vor der Erfüllung jener Prophezeihung ihn vollends jeder Thatkraft beraubt. Als er hinausgeführt ward, lief das staunende Volk zusammen, entschlossen, die Behandlung, die ihr Gebieter erdulden mußte, zu rächen; er aber winkte mit den Händen und nahm eine heitere Miene an, um seine Unterthanen glauben zu machen, es sey sein eigener Entschluß. Cortez unterließ übrigens nichts, was dem tiefgebeugten Monarchen seinen Zustand erträglicher machen konnte, und begegnete ihm mit ausgezeichneter Höflichkeit. Er blieb von seinen Hofbedienten umgeben, und seine Räthe hatten täglich freien Zutritt zu ihm. Quauhpopoca wurde bald nachher mit seinem Sohn und seinen vornehmsten Hauptleuten, zum Entsetzen aller Mexicaner, lebendig verbrannt, und das auf einem Scheiterhaufen, den man aus mexicanischen Waffen aufgethürmt hatte.

Um sich der Herrschaft noch gewisser zu versichern, bewog Cortez den König, seine klügsten Räthe abzusetzen, und dagegen unfähige anzunehmen, endlich sogar, sich öffentlich und feierlich für einen Vasallen des Königs von Spanien zu erklären. Nur dem Andringen, seinen Götzen zu entsagen und sich zum Christenthume zu bekehren, widerstand er beharrlich. Der Eifer, den Cortez bei dieser und vielen anderen Gelegenheiten für die Einführung des Christenthums zeigte, muß um so mehr gelobt werden, weil der Götzendienst der Mexicaner der schrecklichste war, den es je gegeben hat. Der furchtbare Gräuel der Menschenopfer befleckt den Götterdienst der meisten heidnischen Völker, aber nirgends hat er in solcher Ausdehnung und mit so großer Grausamkeit geherrscht, wie bei den Mexicanern. Eine der mäßigsten Angaben bestimmt die jährliche Zahl dieser unglücklichen Opfer, wozu besonders die Kriegsgefangenen dienten, auf zwanzig tausend *).

Cortez wollte die Götzen in dem Haupttempel gewaltsam zerstören lassen, als er aber die Wuth des Volkes gewahrte, ließ er von dem gefährlichen Unternehmen ab. Von da ging der Unmuth der Mexicaner gegen die herrischen Fremdlinge in bittern Haß über, der Adel beschäftigte sich eifrig mit Befreiungsplänen. Auch Montezuma ermannte sich, und erklärte dem Cortez, weder seine Götter noch sein Volk wollten das längere Bleiben der Spanier dulden. Um Zeit zu gewinnen, antwortete Cortez, er sey bereit, sein Verlangen zu erfüllen, man müsse nur erst die gehörigen Schiffe bauen. Inzwischen hoffte er Verstärkung aus Spanien zu erhalten, wohin seine Berichte schon vor neun Monaten gegangen waren. Er wußte nicht, daß Velasquez trotz der angewandten Vorsicht von allen Vorgängen Kunde erhalten, und daß von daher ein Gewitter über ihn heraufzog, welches ihn mit einem Schlage um alle Früchte seiner Klugheit und seines Muthes zu bringen drohete.

Als Velasquez nämlich erfahren hatte, daß Cortez sich von aller Verpflichtung gegen ihn völlig losgemacht, und welches Land er im Begriff sey zu erobern, ließ er, von Schmerz, Scham und Rachsucht ergriffen, eine Flotte von achtzehn Schiffen mit achthundert Mann Fußvolk, achtzig Reitern und zwölf Kanonen ausrüsten, und sandte sie nach der Küste von Mexico. Der von ihm ernannte Befehlshaber

*) So der den alten Mexicanern gewiß nicht ungünstige Clavigero, Th. I. S. 392. Nach Behauptung des ersten Mexicanischen Bischofs, Zumarraga, wären jährlich, die Erwachsenen ungerechnet, allein mehr als zwanzig tausend Kinder diesem blutgierigen Wahne zum Opfer gefallen. Torquemada Monarquia Indiana. T. II. 120.

Narvaez, hatte den Auftrag, Cortez in Ketten nach Cuba zu schicken, und an seiner Stelle die Eroberungen fortzusetzen. Er stellte nach vollbrachter Landung den Cortez als einen rebellischen Abenteurer vor, und brachte dadurch viele Mexicaner zum Abfall von ihm.

Aber auch in dieser außerordentlichen Gefahr bewahrte Cortez den gewohnten Muth. Er ließ zur Bewachung des Montezuma und der Hauptstadt hundert und vierzig Mann zurück, und ging mit den übrigen dem Narvaez entgegen. Auch nachdem er die Besatzung von Veracruz an sich gezogen hatte, betrug sein Häuflein kaum das Drittel der feindlichen Macht. Einen solchen Gegner glaubte Narvaez verachten zu dürfen und verwarf in stolzer Sicherheit alle Vergleichsvorschläge. Indessen schlichen geheime Boten von Cortez in seinem Lager umher, und gewannen durch Geschenke und Versprechungen einen Theil seiner Truppen. Aber nicht die Künste der Schlauheit allein sollten siegen. In Cempoalla, wo Narvaez stand, wurde er von Cortez und seinen versuchten Kriegern in einer finstern Nacht überfallen, und nach kurzem Gefechte mit sehr geringem Blutvergießen vollständig besiegt. Er selbst empfing tapfer fechtend eine gefährliche Wunde und ward gefangen (27. Mai 1520). Seine Soldaten nahmen mit sehr wenigen Ausnahmen bei Cortez Dienste.

Wohlverstärkt mit einer so bedeutenden Zahl frischer Truppen und gutem Kriegsbedarf, brach dieser nun nach der Hauptstadt auf, wo seine Gegenwart sehr nöthig war. Denn der dort zurückgelassene Befehlshaber hatte inzwischen seine Strenge nachahmen wollen, ohne seine Klugheit zu besitzen, und dadurch eine große Gefahr hervorgerufen. Einer vermutheten Verschwörung zuvorzukommen, hatte er, so treulos als grausam, bei einem festlichen Tanze viele Vornehme überfallen und ermorden lassen. Darüber geriethen Stadt und Land in Aufruhr, und selbst Cortez schnellste Dazwischenkunft konnte die Gährung nicht dämpfen. Die vorher so scheuen Mexicaner fochten jetzt für ihre Götter, ihren Heerd, ihre Weiber und Kinder mit der Erbitterung und Wuth der Verzweiflung. Sie griffen den festen Palast der Spanier an, Cortez that einige Ausfälle, konnte aber den Feind, der sich aus der umliegenden Gegend täglich mehr verstärkte, nicht demüthigen, verlor mehrere Leute, und wurde selbst in der linken Hand verwundet. In dieser Noth wollte Montezuma versuchen, den Streit zu einem gütlichen Ende zu bringen. Er erschien in seinem Königsschmuck auf einer Zinne des Palastes, und verhieß den Abzug der Fremdlinge, sobald die

Mexicaner die Waffen niederlegten. Aber das wüthende Volk schrie ihn mit Verachtung an, und schleuderte einen Hagel von Steinen und Pfeilen auf ihn. Schwer am Kopf verwundet, sank der Unglückliche nieder, und starb nach wenigen Tagen *).

Die Mexicaner setzten indeß den Kampf fort, und thaten von dem hohen Dache eines nahen Tempels durch Steinwerfen den Spaniern großen Schaden. Vergebens waren alle Versuche, sie von diesem Thurm zu vertreiben, bis Cortez selbst, trotz seiner Wunde, sich den Schild an den linken Arm binden ließ, und an der Spitze seiner Tapfersten hinauf drang. Die adligen Mexicaner, die den Tempel besetzt hatten, machten ihm jede Stufe streitig, oben begann ein höchst hitziges und blutiges Handgemenge; Cortez ermunterte die Seinen durch Wort und Beispiel. Zwei Mexicanische Jünglinge, nach dem Heldentode durstend, umfaßten ihn, als er nahe am Rande des Daches stand, und wollten ihn mit sich hinabreißen. Nur seine Stärke und Gewandtheit retteten ihn; er rang sich los, und so stürzten jene allein hinunter **). Nach langer Anstrengung blieben die Spanier Sieger, und steckten den Tempel in Brand.

Aber an eine längere Behauptung seines Platzes dachte Cortez nun nicht mehr. Er gab Befehl zum Aufbruch, und um Mitternacht (1. Juli) trat das ganze Heer in größter Stille den Rückzug an. Sie waren eben auf dem schmalen Damme zusammengedrängt, als von allen Seiten durch die dichte Nacht ein Hagel von Pfeilen und Steinen auf sie herflog. Der See wimmelte von Nachen. Die Bemühung der Spanier, ihre Schätze zu retten, vermehrte noch die tödtliche Verlegenheit des gepreßten Haufens. Am Morgen nach dieser schrecklichen Nacht (noch jetzt in Mexico noche triste genannt) fand Cortez kaum noch die Hälfte seiner Leute beisammen, und konnte sich der Thränen nicht enthalten, da er sie musterte. Mehrere der bravsten Officiere waren theils erschlagen, theils ertrunken; von den treuen Tlascalanern wurden zweitausend vermißt; viele Krieger hatten die Mexicaner lebendig ergriffen, um sie den Göttern zu opfern. Alles Geschütz und Pulver war verloren, fast alle Pferde fehlten, und von den großen Schätzen war nur sehr wenig gerettet.

---

*) Die eigentliche Ursache seines Todes ist dunkel, und wird sehr verschieden angegeben. Der Todestag ist wahrscheinlich der 13. Juni 1520. Clavigero, Th. II. S. 149.

**) Clavigero, S. 146, verwirft diese Erzählung von den beiden Mexicanern, die sich in der That bei denen, die als Augenzeugen geschrieben, nicht findet.

Cortez ward auch in dieser Noth der Trost und das Vorbild seiner Soldaten. Er theilte mit ihnen alle Entsagungen und Beschwerden, die nicht gering waren, da sie, stets von Feindeshaufen umschwärmt, durch ein Land zogen, in dem sie kaum die nothdürftigste Nahrung fanden. Und noch war die größte Gefahr nicht überstanden. Am sechsten Tage ihres Rückzuges nach Tlascala, als sie sich in der Nähe von Otumba befanden, sahen sie von einer Anhöhe herab die ganze weite Ebene vor sich mit Mexicanern bedeckt. Sieg oder Tod konnte auch hier nur die Losung seyn*). Cortez führte die Seinen nach einer kräftigen Anrede in's Treffen, aber ihre geringe Anzahl verlor sich fast in den unzählbaren Schaaren, von denen sie umringt und beinahe erstickt wurden. Da erinnerte sich Cortez, gehört zu haben, daß nach dem Glauben der Mexicaner von dem Schicksal der Reichsfahne der Ausgang jeder Schlacht abhange. Augenblicklich sprengte er mit einigen tapferen Gefährten auf dies Palladium zu, und streckte den Anführer, der es trug, mit der Lanze zu Boden. So wie die Mexicaner dies sahen, stürzten sie sich in sinnlose Flucht. Am folgenden Tage (8. Juli) rückten die Spanier in das treue Tlascala ein.

Obschon dem Untergange nur wie durch ein Wunder entronnen, gab Cortez doch den Gedanken nicht auf, das Mexicanische Reich völlig zu erobern. Selbst unter den Schmerzen einer in der Schlacht erhaltenen Kopfwunde, die seinem Leben eine Zeit lang Gefahr drohte, beschäftigte er sich unaufhörlich mit Plänen dazu. Aber viele seiner Soldaten, besonders der mit Narvaez gekommenen, waren höchst unzufrieden mit seinen neuen Entwürfen, und bestanden auf Rückkehr. Cortez hatte alle seine Klugheit und Ueberredungskunst nöthig, die schon ausbrechende Meuterei zu stillen. Um die Fortschritte der Unzufriedenheit zu hemmen, eilte er, seinen Truppen Beschäftigung zu geben, indem er mit ihnen verschiedene in der Nähe liegende Gebiete und Städte, die sich feindlich erwiesen hatten, unterwarf. Indeß führte ihm das Glück Verstärkungen zu durch Schiffe, die aus Cuba und Jamaica kamen. Die Truppen, die sie am Bord hatten, waren von den dortigen Statthaltern freilich in entgegengesetzter Absicht gesandt, ließen sich aber leicht überreden, in Cortez Dienste zu treten.

*) „Und wahrlich, wir glaubten unsern jüngsten Tag gekommen, nach der großen Macht der Indianer und dem geringen Widerstande, den sie bei uns finden konnten, da wir so ermattet einherzogen, und beinahe Alle verwundet und entmuthigt durch Hunger.“ Cortez Berichte, S. 170.

Dieser dankte nun die Unzufriedenen aus Narvaez Heere, die noch zurückkehren wollten, ab, und schickte sie nach Veracruz; mit den übrigen aber (fünfhundert funfzig Mann zu Fuß und vierzig zu Pferde) und mit neun Kanonen trat er den 28. December seinen Marsch nach Mexico wieder an, von zehntausend Tlascalanern und andern verbündeten Indianern begleitet. Dort hatte Montezuma's Bruder und Nachfolger im Reiche, Cuitlahuatzin, die Vertheidigung mit großer Einsicht und Thätigkeit vorbereitet, und als ihn die Kinderblattern (die eben erst durch die Spanier ins Land gebracht worden waren und gleich außerordentliche Verwüstungen anrichteten) weggerafft hatten, setzte sein Neffe Guatimozin*), der nun zum Könige erhoben ward, diese Anstalten mit Geist und Geschick fort. Um die Hauptstadt mit Erfolg angreifen zu können, waren durchaus Schiffe erforderlich, ohne welche die Spanier den See nicht beherrschen konnten. Cortez ließ die einzelnen Bestandtheile in den Wäldern von Tlascala zimmern, eine Arbeit, welche unter den ungeübten Händen, die dazu angewandt werden mußten, nur langsam von Statten ging. In der Zwischenzeit gewann er mehrere um den See gelegene Gebiete theils mit Waffengewalt, theils durch gütliche Uebereinkunft. Endlich erschienen achttausend Tlascalanische Sclaven, welche die Balken, Bretter, Masten und alles Uebrige zum Bau der Brigantinen Erforderliche auf ihren Schultern trugen. Nun wurden dieselben mit vieler Feierlichkeit von Stapel gelassen, und ein siegreiches Gefecht gegen eine zahllose Menge Mexicanischer Canoes bewährte ihre Ueberlegenheit. Die Spanier waren noch durch zweihundert neue Ankömmlinge aus Hispaniola verstärkt worden, und viele tausend Eingeborene**) waren als Hülfstruppen zu ihnen gestoßen. Es begann nun der Angriff auf Mexico auf eine so seltsame Art, wie die Geschichte kaum eines ähnlichen gedenkt. Fast täglich drangen die Spanier in die Stadt ein, und steckten dort die Häuser in Brand, wenn sich der Tag aber neigte, zogen sie sich wieder in ihr Lager zurück, um die Arbeit am nächsten Morgen von Neuem zu beginnen***). Nachdem dies schon vier Wochen gedauert

*) Richtiger Quauhtemotzin.

**) Clavigero, Th. II. S. 229, giebt ihre Zahl auf 240,000 an.

***) Ueber die Gründe zu diesem Verfahren hört man den Cortez am besten selbst. „Vielleicht bedünkt Ew. Majestät, daß bei der sich täglich erneuernden Gefahr in Wiedereroberung der Gräben und Schanzen es eine Unvorsichtigkeit unsererseits war, nach einmaliger Gewinnung sie nicht zu behaupten, um nicht täglich von Neuem in dieselbe Gefahr und Anstrengung uns begeben zu müssen, welche ohne allen Zweifel groß war. Wissen

hatte, drangen die Truppen endlich auf einen entscheidenden Schlag, und Cortez gab, wiewol ungern, nach. Am 3. Juli 1521 geschah der Angriff. Des Cortez Befehl, eine große und tiefe Lücke im Damm so auszufüllen, daß der Rückzug gedeckt sei, wurde nicht vollzogen, im Taumel und Rausche des Sturms drang man leichtsinnig vorwärts. Zum Schein wichen die Mexicaner anfangs, dann aber wandten sie sich, und durch den Schall einer großen, dem Kriegsgott geweihten Trommel mit religiöser Begeisterung erfüllt, drangen sie so muthig vorwärts, daß die Spanier sich zurückziehen mußten. Zu der Kluft in dem Damme gedrängt, stürzten Viele hinein, Andere wurden von den anstürmenden Mexicanern gefangen. Cortez selbst, der herbeigeeilt war, zu ordnen und zu helfen, war von einigen Mexicanern schon ergriffen, wurde aber durch die Tapferkeit eines Hauptmanns wieder befreit, der das Leben seines Feldherrn mit seinem eigenen bezahlte. Das Loos der Gefangenen war furchtbar. Die Mexicaner schleppten sie, nachdem die Nacht hereingebrochen war, lebendig nach dem Tempel, schlitzten ihnen den Leib auf, rissen ihnen das Herz aus, und opferten es ihren Göttern. Die geretteten Spanier sahen mit Grausen aus der Ferne diesem teuflischen Opferfeste zu, sie sahen die freudetrunkenen Mexicaner jubelnd in dem hell erleuchteten Tempel tanzen, und glaubten die jammernden Schlachtopfer an den Stimmen zu erkennen. Ihr Haar sträubte sich empor. — Cortez hatte in Allem etwa sechzig der Seinigen eingebüßt.

Er ging jetzt zu einem andern Verfahren über, indem er die Häuser in den Straßen, die eingenommen wurden, völlig zerstören ließ. Drei Viertel der Stadt kamen so nach und nach in seine Gewalt, in dem vierten, dem festesten, hielten sich die Mexicaner noch fortwährend mit unbezwinglicher Hartnäckigkeit, und verwarfen alle Vergleichsvor-

---

aber Ew. Majestät, daß dies auf keine Weise geschehen konnte, denn um es zu thun, wäre Eines von Beiden nothwendig gewesen; entweder unser Hauptquartier nach dem großen Platze und der Ringmauer des Götzentempels zu verlegen, oder die Brücken in der Nachtzeit durch angestellte Mannschaft bewachen zu lassen, und das Eine wie das Andere war höchst gefährlich, ja unmöglich. Denn nahm ich mein Hauptquartier in der Stadt, so hätten die Feinde, da ihrer Viele waren, und Unserer nur wenige, nächtlich ja stündlich uns tausendfach geplagt und angegriffen, und die Beschwerde wäre unerträglich für uns geworden, da sie stets von allen Seiten über uns herfallen konnten. Die Brücken aber bei Nacht bewachen zu lassen, war unthunlich, weil die von den Kämpfen des Tages ermatteten Spanier diesen doppelten Dienst nicht ausgehalten haben würden." Berichte, S. 310.

schläge, obschon der Hunger bereits schrecklich unter ihnen zu wüthen begann. So gingen die Angriffe fort, und das Blut floß in immer stärkeren Strömen. Vierzigtausend der Eingeschlossenen wurden in einem Tage niedergemetzelt, besonders durch den furchtbaren Blutdurst der Bundesgenossen *). Auch an diesem Abend gingen die Spanier noch einmal zurück, besonders von dem pestilenzialischen Geruch der unzähligen unbegrabenen Leichname vertrieben, der folgende Tag (13. August 1521) brachte endlich den letzten Sturm und die Einnahme des Restes der Stadt. Guatimozin suchte sich durch die Flucht zu retten, er ward aber eingeholt, und vor Cortez gebracht. „Ich habe gethan," sprach er mit Würde, „was einem König ziemte; ich habe mein Volk auf's äußerste vertheidigt. Jetzt bleibt mir nichts übrig, als der Tod. Fasse diesen Dolch und stoße ihn mir in's Herz."

Die Spanier hatten eine unermeßliche Beute gehofft, und fanden sich sehr getäuscht. Sie trauten es den Besiegten zu, daß sie ihre Schätze wol aus Rachsucht in den See geworfen haben könnten, und waren barbarisch genug, den Guatimozin und einen seiner Vertrauten auf schreckliche Weise zu foltern, um die Stellen zu erforschen, wo das meiste Gold versenkt sey. Doch keine Marter konnte ihnen ein Geständniß abpressen, sey es, daß sie nichts zu entdecken hatten, oder nicht bekennen wollten. Der unglückliche Freund erlag den Folterqualen, worauf Cortez, der die Grausamkeit gar nicht hatte zugeben wollen **), den leidenden König zu befreien befahl.

Die übrigen Provinzen wurden nun auch, eine nach der andern, unterworfen. Indeß waren in Spanien die Gegner des seltenen Mannes, der alle diese großen Dinge vollbracht hatte, beschäftigt, ihm statt des Lohnes und Dankes Verderben zu bereiten. Derselbe Bischof Fonseca, der den Columbus mit tödtlichem Hasse verfolgt hatte, war auch ein erbitterter Feind des Cortez. Es erschien ein Bevollmächtigter, der ihn absetzen und an seine Stelle treten sollte. Cortez wandte

---

*) „So gräßlich war das Geschrei und Geheul der Kinder und Weiber, daß keiner unter uns war, dem es nicht das Herz brach. Und wir hatten alle Hände voll zu thun, um unsere Indianischen Freunde einigermaßen abzuhalten, daß sie nicht Alles todtschlugen und wenigstens an den nicht mehr kampffähigen Feinden nicht die größte Grausamkeit verübten; und diese Grausamkeit ist niemals bei irgend einem Geschlechte gräßlicher erfunden worden, und mehr außer aller Ordnung der Natur, als bei den Eingeborenen dieses Landes." Cortez Berichte S. 366.

**) Fernando Cortès siempre contradecia, afirmando, que no convenia irritar à Dios, que les avia dado tan gran victoria. Torquemada T. I. p. 574.

sich aber mit einer so überzeugenden und eindringlichen Vorstellung an Karl V., daß er Gerechtigkeit fand, und zum Statthalter und General-Capitán von Neuspanien ernannt ward.

Schon vorher hatte er den Wiederaufbau der Hauptstadt angefangen und Anordnungen zur Einrichtung der Niederlassungen und der Verwaltung des Landes getroffen. Die Eingeborenen wurden eben so wie auf den Inseln unter die Colonisten vertheilt, eine Maßregel, zu der sich Cortez äußerst ungern verstand, und, wie er selbst sagt, nur auf ungestümes Begehren der Spanier, dem er sich auf keine Weise habe entziehen können *). So kam das Volk in einen noch schlimmeren Zustand als unter dem Despotismus des Montezuma **). Empörungen wurden mit großer Härte und Grausamkeit bestraft, eine derselben, durch die Gewaltthaten Spanischer Soldaten, die im Lande umherstreiften, hervorgerufen, so schrecklich, daß vierhundert Mexicanische Edle verbrannt und ihre Weiber und Kinder zum Anblick dieses höllischen Schauspiels gezwungen wurden. Guatimozin und die Fürsten von Tezeuco und Tacuba, welche dem Cortez Mexico hatten erobern helfen, wurden gehängt, weil sie geäußert, es würde ihnen leicht sein, sich des Cortez und seiner wenigen Spanier zu entledigen und ihre Herrschaft wieder zu erlangen.

Bald fingen die Klagen und Anschwärzungen wider Cortez bei Hofe von Neuem an, und es kamen zweimal Untersuchungs-Commissarien, mit der Befugniß, den Statthalter vor ihren Richterstuhl zu ziehen und zu bestrafen, wenn sie ihn schuldig finden sollten. Zu stolz, sich in dem Lande, das der Schauplatz seiner Siege gewesen war, einem schimpflichen Verhör zu unterwerfen, wollte er lieber selbst den Kaiser antreten. Er erschien 1528 in Spanien mit einer Pracht, die seiner Würde angemessen war, eine Reihe Mexicanischer Edlen in seinem Gefolge. Karl empfing ihn mit Auszeichnung und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen; aber ihm die Leitung der Mexicanischen Angelegenheiten in dem ganzen Umfange wie früher zu lassen, hielt er doch nicht für räthlich. Er ernannte für die bürgerliche Verwaltung des Landes eine eigene Behörde (die audiencia von Neuspanien) und überließ dem Cortez nur das Kriegswesen, und das Geschäft, auf weitere Eroberungen auszugehen. Diese Trennung wurde die Quelle unauf-

---

*) Cortez Berichte S. 399.

**) v. Humboldt Versuch über Neu-Spanien, Bd. I. S. 143.

hörlicher Reibungen, und sowol um diesen Verdrießlichkeiten zu entgehen, als um eine Beschäftigung für seinen nach Thätigkeit dürstenden Geist zu suchen, unternahm er neue Züge. Nach großen Mühseligkeiten entdeckte er 1536 die Halbinsel Californien. Sich gegen fortdauernde Beeinträchtigungen Recht zu verschaffen, ging er 1540 abermals nach Spanien, fand aber eine sehr kalte Aufnahme. Seine Verdienste schienen längst vergessen zu seyn, und nach vielen fruchtlosen Bemühungen bei Ministern und Richtern starb er, wie Columbus, im Gram über den Undank seines Herrn, zwei und sechzig Jahre alt (2. Dec. 1547). Die Furcht, daß es einem dieser Führer in den Sinn kommen und gelingen möchte, sich zum Herrn der von ihm eroberten Provinzen aufzuwerfen, erklärt diesen Undank und dieses Mißtrauen, ohne sie zu rechtfertigen.

---

18. Eroberung Peru's durch Pizarro.

Mit Balboa's Tode waren die Entwürfe, jenes reiche Land an der Südsee, von dem er die erste Kunde erhalten, aufzusuchen, nicht erloschen. Pedrarias hatte die Colonie in Darien von Santa Maria auf die entgegengesetzte Seite der Landenge von Panama verlegt; von da aus waren einige Unternehmungen gemacht worden, aber erfolglos geblieben, bis es der Ausdauer eines kühnen und begabten Mannes besser gelang. Es war Franz Pizarro, der Bastard eines Hauptmanns, der, von seinem Vater gänzlich vernachlässigt, in seiner Jugend die Schweine gehütet haben soll. Späterhin trieb ihn sein feuriger Geist in den Krieg nach Italien, und zuletzt nach America, wo er mit Cortez und Balboa bekannt wurde. Den Letztern hatte er auf seinen Zügen begleitet, und hier schon ausgezeichnete Proben von Geist und Tapferkeit abgelegt. Ihm gesellte sich in Panama zur Ausführung jenes Planes ein Findling, Diego de Almagro, zu, dessen Erziehung nicht besser gewesen war, als die des Pizarro. Er konnte eben so wenig lesen und schreiben als dieser. Beiden schloß sich noch ein dritter an, ein Priester, Hernando de Luque, der das Geld zu dem Zuge hergab, das er sich in der neuen Welt erworben hatte. Almagro und Pizarro wandten gleichfalls ihr Vermögen daran, und da der Letzte am wenigsten besaß, so übernahm er dafür das schwierige und mühselige

Geschäft des Befehlshabers auf der Entdeckungsreise. Almagro sollte ihm von Zeit zu Zeit Hülfe zuführen.

Am 14. November 1521 segelte Pizarro von Panama ab, und schiffte nach Süden. Die ganze Fahrt ging überaus langsam und das feuchtheiße Klima raffte an den Orten, wo man landete, den besten Theil der Mannschaft hin. Mit größeren Beschwerden hatte noch keiner der vorigen Entdecker gekämpft, aber Pizarro's starker Geist überwand sie alle. Endlich kam er zu der Küste von Peru (1526). Das Land zeigte einen so guten Anbau und einen solchen Reichthum an edlen Metallen, daß die Entdecker alle ihre Hoffnungen erfüllt glaubten, aber das Häuflein, welches sich nicht mehr auf hundert Mann belief, konnte hier weder an Niederlassung noch an Fortschritte denken. Pizarro begnügte sich daher, sich von den Eingeborenen goldne und silberne Gefäße und einige Proben ihres Kunstfleißes zu verschaffen, und kehrte nach Panama zurück, fast drei Jahre nachdem er es verlassen. Aber der dortige Statthalter, des Pedrarias Nachfolger, welcher schon bisher der Unternehmung jedes Hinderniß in den Weg gelegt und sogar einen Theil der Mannschaft hatte zurückholen lassen, wollte auch jetzt von einer neuen Ausrüstung nichts hören, weil sie die Kräfte der Colonie zu Grunde richten würde. Die Verbündeten beschlossen daher, sich an ihren Monarchen selbst zu wenden, um die Erlaubniß zu erlangen. Pizarro reiste nach Spanien und machte dem Kaiser von seinen ausgestandenen Drangsalen eine so rührende, von den Reichthümern Peru's hingegen eine so reizende Schilderung, daß Karl, dem es ohnehin nur einen Titel kostete, den kühnen Mann sogleich zum Statthalter des zu erobernden Landes ernannte, und ihm freie Vollmacht ertheilte, seine Offiziere und die übrigen Beamten selbst zu wählen, wofür Pizarro die Kosten der Ausrüstung übernahm (26. Juli 1528). Cortèz, der sich eben damals in Spanien befand, schoß seinem alten Kriegsgefährten eine Geldsumme vor.

Die Unternehmung ward nun 1531 mit drei kleinen Schiffen und hundert und achtzig Mann, worunter sechs und dreißig Reiter, von Neuem begonnen. Nach einer schnellen Fahrt landete Pizarro an der Peruanischen Küste. Statt die Eingeborenen zu gewinnen, wandte er überall Gewalt an. Die Menschen wurden verscheucht oder sie unterwarfen sich. Die Beute war sehr reich, und Pizarro sandte einen Theil derselben nach Panama, um Abenteurer anzulocken. Am Flusse

Piura ward hierauf die erste Colonie angelegt, die man St. Michael nannte.

Das große Reich von Peru, dessen Mittelpunkte Pizarro sich jetzt näherte, war in früheren Zeiten, eben so wie das übrige America, von wilden Stämmen bewohnt gewesen. In der Zeit aber, wo die Spanier das Land beschritten, war die Civilisation in einigem Betracht noch weiter gediehen als die der Mexicaner. Der Ackerbau war weit blühender und an vielen Orten durch künstliche Bewässerung gefördert, die Tempel und Paläste mit bewundernswürdiger Festigkeit gebaut, ja es gingen einige treffliche Kunststraßen durch das Land, wie sie damals kein Europäisches Reich hatte. Die Peruaner verstanden das Silber zu schmelzen und zu verfeinern und besaßen auch noch andere Kunstfertigkeiten. Zurück standen sie gegen die Mexicaner besonders darin, daß sie außer ihrer Hauptstadt Cuzco fast gar keine eigentliche Städte hatten, sondern nur zerstreute Wohnungen, wodurch der Verkehr gering und die Theilung der Gewerbe höchst unvollkommen war.

Diese Civilisation führten die Peruanischen Sagen auf einen Sprößling ihrer obersten Gottheit, der Sonne, zurück, der vor Jahrhunderten in das Land gekommen sei, mit seiner Gemahlin die rohen Stämme in nützlichen Künsten unterrichtet, ihnen Religion gelehrt, und sie durch politische Einrichtungen verbunden habe. Er hieß Manco Capac und ward ihr oberster Fürst oder Ynca, seine Nachkommen folgten ihm in dieser Würde. Der Glaube an ihre Abstammung von der Gottheit sicherte ihnen völlige Unumschränktheit und den pünktlichsten Gehorsam. Auch die Peruaner zerfielen in Stände, in Adel, unadelig Freie und Knechte. Von Gemüthsart waren sie mild und sanft, wozu der Geist ihrer Religion, die durch keine Menschenopfer befleckt war, viel beitrug. Dieses ging bei ihnen bis zu einer Weichheit, die ihnen im Kriege Muth und Ausdauer nahm. Doch waren die Yncas an der Spitze ihrer Heere oft siegreich gewesen, und hatten ihr Reich allmählig immer mehr erweitert.

Der zwölfte in der Reihe derselben, Huana Capac, war wenige Jahre vor der Ankunft der Spanier gestorben. Er war ein kriegerischer Fürst, hatte das benachbarte Königreich Quito erobert, und außer einer Gemahlin von seinem eigenen Stamme, gesetzwidrig aber vielleicht staatsklug, eine Tochter des Königs von Quito geheirathet. Von dieser hatte er einen jüngern Sohn, Namens Atahualpa, von jener einen ältern, Huascar. Jener hatte nach des Vaters Willen ihm in

Quito folgen sollen, dem aber widersetzte sich Huascar, und das Reich gährte im vollen Bürgerkriege. Atahualpa, dem das Heer seines Vaters zu Gebote stand, hatte so eben seinen Stiefbruder gefangen bekommen, und alle übrigen Sprößlinge aus dem Geschlecht der Yncas ermorden lassen.

Dieser inneren Noth des Reichs verdankte es Pizarro, daß man ihn so tief eindringen ließ, ohne ihm Widerstand entgegenzusetzen. Und da ihm Huascar Hülfe bittende Gesandten entgegenschickte, suchte sich Atahualpa gleichfalls die Spanier, und zwar durch kostbare Geschenke, geneigt zu machen. Pizarro begriff vollkommen den außerordentlichen Vortheil, der ihm aus diesem Streite erwachsen könne, und ließ dem Atahualpa sagen, er sei der Abgesandte eines großen Königs, und geneigt, ihm beizustehen. Er ging darauf nach dem Flecken Caxamalka, dort wollte ihm der Ynca, der in der Nähe gelagert war, einen Besuch abstatten. Pizarro faßte den kühnen Plan, ihn dort gefangen zu nehmen, wie Cortez dem Montezuma gethan.

Der Ynca erschien auf das reichste und prachtvollste geschmückt auf einem Tragsessel, begleitet von einem wohlgeordneten, fein bekleideten Hofstaat und einem Heere von dreißigtausend Mann. Ein spanischer Geistlicher, der Bruder Vincenz Valverde, trat hervor, und hielt ihm eine Anrede in Spanischer Sprache, worin er ihm die Lehre von der Schöpfung, dem Sündenfall, der Menschwerdung, dem Leiden und der Auferstehung Jesu, der Ernennung des heiligen Petrus zum Statthalter Christi in Rom, und der Uebertragung der apostolischen Macht auf alle Nachfolger desselben vortrug. Kraft dieser Gewalt habe Papst Alexander dem Könige von Spanien alle Länder der neuen Welt geschenkt, der Ynca möge also den christlichen Glauben annehmen und sich dem Papst und dem Könige von Spanien unterwerfen; dann würde dieser ihn schützen, im Weigerungsfalle aber mit Krieg überziehen und hart strafen. Dies war die in Spanien vorgeschriebene Art, wie die Rechte der Castilischen Krone auf die Länder von America bewiesen werden sollten. Einem Peruaner mußten diese Dinge schon an sich höchst fremd und seltsam klingen, sie wurden aber durch die verworrene und ungeschickte Uebertragung des unwissenden Dolmetschers noch unverständlicher. Atahualpa antwortete, daß er seine Religion für die wahre hielte, berief sich auf sein ererbtes Recht, auf das Reich, und fragte, woher der Priester das Alles habe. Dieser antwortete, es stehe in dem Buche, welches er in Händen habe, worin das Wort Gottes enthalten sey, und

reichte ihm sein Brevier. Der Ynca nahm das Buch, hielt es — unbekannt mit Europäischer Schreibekunst — an's Ohr, und sagte: „Es schweigt, es sagt mir nichts," und warf es gleichgültig auf die Erde. „Ha," rief bei diesem Anblick der erzürnte Priester, „das Evangelium ist entweiht, zu den Waffen, Christen! Rächet diese Entheiligung an den ruchlosen Hunden!" Pizarro gab ein Zeichen, und sofort geschah der verabredete Angriff. Die nächsten Peruaner um den Ynca wurden niedergehauen, er selbst von Pizarro fortgeschleppt, indeß das Einhauen der Reiterei und die Wirkung von zwei Kanonen hinreichten, das ganze Heer in verwirrte Flucht zu treiben. Aber der Fanatismus der Spanier war mit diesem Triumph noch nicht zufrieden. Sie setzten den Fliehenden nach, und metzelten so lange, als der Tag erlaubte. Man rechnet an viertausend Peruaner, die an diesem Tage ermordet seyn sollen. Die Beute an Gold und Silber war unermeßlich. Es darf indeß nicht verschwiegen werden, daß die meisten Spanischen Schriftsteller behaupten, Atahualpa sey nur darum mit einem so großen Heere gekommen, weil er unter dem Scheine des Friedens die Spanier habe überfallen und vernichten wollen, und daß Pizarro ihm habe zuvorkommen müssen.

Als der gefangene Ynca die außerordentliche Lüsternheit der Spanier nach Golde bemerkte, erbot er sich, ihnen das ganze Zimmer, in dem er sich befand, so hoch er reichen könnte, voll von goldnen Gefäßen zu verschaffen, wenn man ihn dafür in Freiheit setzen wollte. Pizarro ging den Vorschlag ein, und man zog einen Strich um alle vier Wände des zwei und zwanzig Fuß langen und sechzehn Fuß breiten Zimmers zur Bezeichnung der verabredeten Höhe.

Die Liebe der Peruaner zu dem gefangenen König war so groß, daß sie die Waffen wider die kleine Zahl der Feinde nicht ergriffen, aus Furcht, sein Leben in Gefahr zu setzen. Atahualpa ließ das versprochene Gold aus Tempeln und Palästen in verschiedenen Theilen des Reiches herbeiholen. Huascar aber, der noch von Atahualpa's Leuten gefangen gehalten wurde, ließ dem Pizarro noch weit mehr versprechen, wenn er sich für ihn erklären wolle. In dieser mißlichen Lage glaubte Atahualpa, daß ihm kein Ausweg übrig bleibe, als seinen Stiefbruder ermorden zu lassen, und seine Peruaner vollzogen den Blutsbefehl pünktlich und schnell. Indeß war ein großer Theil der Lösung herbeigeschafft worden, und die ungeduldigen Spanier theilten. Die Geschichte stellt kein Beispiel einer so großen und plötzlichen Bereiche-

rung von Soldaten auf. Es fielen auf den Reiter acht tausend Pesos, auf den Fußgänger etwa die Hälfte, auf den Hauptmann etwa zwanzig tausend Pesos in Gold*), das Silber ungerechnet.

Pizarro stand tief unter Cortez, sowol an Adel der Gesinnung, wie an Klugheit des Benehmens. Er wußte die Gefangenschaft des Landesfürsten nicht wie dieser zu benutzen, und wollte ihn lieber aus der Welt schaffen. Almagro, der ihm indeß eine beträchtliche Truppenverstärkung zugeführt hatte, stimmte zu. Es ward ein gerichtliches Verfahren eingeleitet, mit allen in Spanien üblichen Förmlichkeiten. Pizarro und Almagro saßen zu Gericht. Das Ergebniß war, daß der Ynca, als Usurpator, Brudermörder, Götzendiener, Polygamist und Aufruhrstifter gegen den König von Spanien, schuldig befunden wurde, lebendig verbrannt zu werden. Der Ynca bat, man möchte ihn nach Spanien senden, wo der König über ihn urtheilen könne, vergebens, Pizarro befahl, ihn augenblicklich zum Richtplatz zu führen. Valverde wollte ihn jetzt noch bekehren und versprach ihm Linderung der Strafe, wenn er sich zum Gott der Christen wende. Der Geängstigte willigte in die Taufe, und ward dafür nicht verbrannt, sondern am Pfahle erdrosselt. Selbst unter den Abenteurern, aus welchen Pizarro's Krieger bestanden, fehlte es nicht an Männern, welche diese Hinrichtung laut als eine Schändung des Spanischen Namens verdammten. Aber ihre Stimme war nicht durchgedrungen.

Die Auflösung aller Regierungsverhältnisse im Peruanischen Reiche, welche jetzt erfolgte, und der bedeutende Zuwachs an Truppen, die das Gerücht von den Schätzen Peru's dem Pizarro zuführte, machte es ihm möglich, auf die Hauptstadt loszugehen, und sie in Besitz zu nehmen. Almagro, dessen Pizarro in Spanien, dem geschlossenen Vertrage zuwider, gar nicht erwähnt hatte, erhielt nun auch vom Hofe eine eigene Statthalterschaft, südlich von Pizarro's Gebiet. Er behauptete, daß Cuzco zu seinem Bezirk gehöre, und darüber entstand Streit. Doch kam es wieder zur Versöhnung, Almagro sollte Chile erobern, und trat seinen Zug dorthin über die wildesten und höchsten Gebirge an, einen der beschwerlichsten der von den Entdeckern gemachten. Zum Mangel an Lebensmitteln kam eine so strenge Kälte, daß viele Spanier erfroren, und als man in die fruchtbaren Ebenen

*) Der Peso beträgt etwa $1\frac{1}{3}$ Thaler. Man muß aber, um diesen Reichthum recht zu beurtheilen, den seit der Entdeckung von America tief gesunkenen Werth des Geldes in Betracht ziehen.

Chile's hinuntergestiegen war, fand man die Eingeborenen so streitbar, daß eine Niederlassung nicht räthlich scheinen konnte.

Pizarro richtete unterdeß die Regierung in Peru ein, und baute, da Cuzco sehr weit vom Meere entfernt war, eine neue Hauptstadt, das heutige Lima (1535). Viele Offiziere zerstreuten sich mit kleinen Haufen im Lande, um Gold zu suchen. Dies benutzte Manco Capac, ein Bruder Huascars, in welchem die Peruaner nach der Hinrichtung Atahualpa's ihren rechtmäßigen Herrscher sahen. Auf seinen Ruf sammelten sie sich zu vielen Tausenden um ihn, ihr Vaterland zu befreien. Sie schienen weit tapferer und streitbarer geworden als sonst, ja sie bemühten sich Europäische Kriegskünste nachzuahmen, und einige Pferde und Waffen, die sie überfallenen und erschlagenen Spanischen Haufen abgenommen hatten, zu gebrauchen. Sie belagerten Lima und Cuzco, und schnitten den Besatzungen beider Städte alle Verbindung ab, die wenigen Spanier in der letztern trieben sie so in die Enge, daß sie dem Verhungern nahe waren. Da erschien der, auf die Nachricht von diesen Vorfällen aus Chile zurückgekehrte Almagro und schlug die Peruaner; da er aber gekommen war, sein Recht an Cuzco geltend zu machen, so bemächtigte er sich der Stadt, und nahm zwei Brüder Pizarro's, Ferdinand und Gonzalo, die an der Spitze der Besatzung standen, gefangen. Franz Pizarro hatte indeß die Peruaner bei Lima geschlagen, und war durch Verstärkungen, die er erhalten, im Stande, seinen Brüdern, die er noch von den Eingebornen belagert glaubte, einen für die damaligen Verhältnisse in America sehr beträchtlichen Heerhaufen zu Hülfe zu senden. Dieser stieß zu seinem großen Erstaunen auf Almagro, und wurde völlig besiegt. Almagro schien nun Herr und Meister. Einer seiner Hauptleute, ein sehr fähiger und unternehmender Mann, rieth ihm, Pizarro's Brüder hinrichten zu lassen, und gegen ihn selbst nach Lima vorzurücken, ehe er sich in Vertheidigungsstand setzen könne. Almagro wollte das erstere aus Menschlichkeit nicht, das andere lehnte er aus einer in Bürgerkriegen sehr übel angebrachten Bedenklichkeit ab, weil er nämlich nicht als Angreifer eines Gebiets erscheinen wollte, welches ihm nicht rechtmäßig gebührte. Dieses ward sein Verderben. Gonzalo Pizarro entkam ihm, und Franz schlug vor, den andern Bruder, Ferdinand, als Gesandten nach Spanien zu schicken, damit der König den Streit entscheide. Mit einer kaum erklärlichen Leichtgläubigkeit traute Almagro dem Manne noch einmal, der ihn schon mehrmals betrogen hatte, und

ließ Ferdinand los. Kaum war dies geschehen, so stellte Pizarro die befreiten Brüder an die Spitze eines Heeres, mit welchem sie gegen Cuzco aufbrachen. Sie lieferten dem kranken, fünf und siebzigjährigen Almagro eine blutige Schlacht (26. Apr. 1538), siegten, nahmen und plünderten Cuzco, stellten den gefangenen Almagro als einen Verräther vor Gericht, und ließen, nachdem das Todesurtheil gesprochen war, denselben Mann, der ihr Leben, als es in seiner Gewalt gewesen, geschont hatte, im Gefängniß erdrosseln, und dann öffentlich enthaupten.

Die Spanische Regierung, die zuerst durch einige Hauptleute Almagro's diese schändliche That erfuhr, sandte sogleich einen einsichtsvollen Mann, Christoval Vaca de Castro, Richter im königlichen Gerichtshofe zu Valladolid, ab, die Sache zu untersuchen, und im Falle, daß Franz Pizarro nicht mehr am Leben sey, als königlicher Statthalter aufzutreten. Ferdinand Pizarro, der gleich darauf am Throne erschien, konnte die Sache nicht hindern, sondern wurde vielmehr selbst zurückbehalten, und mußte an zwanzig Jahre im Gefängnisse schmachten.

Indeß wurden die Entdeckungen in Südamerica immer weiter ausgedehnt, auch in Chile eine Niederlassung gegründet. Einen der merkwürdigsten Züge machte Gonzalo Pizarro, welcher Statthalter von Quito war. Er versuchte die Unterwerfung des Landes jenseits der Andesgebirge mit dreihundert und vierzig Soldaten und viertausend Indianern, welche Vorräthe trugen. Die üppige Vegetation in diesen feuchten Gegenden hemmte so sehr alles Fortschreiten, daß man sich durch die Bäume durchdrängen, und sich Schritt vor Schritt erst mit dem Schwerte Bahn durch's Gesträuch machen mußte. Wo die Wälder aufhörten, fingen die Sümpfe an. Dabei fand man wenig Lebensmittel, nirgends angebautes Land, überall unzählbares giftiges Ungeziefer, und die einfallende Regenzeit von zwei Monaten brachte das Ungemach auf den höchsten Gipfel. Endlich nach langem angestrengten Wandern, kamen die kühnen, standhaften Männer an den Napo, einen der großen Flüsse, die sich in den Marañon oder Amazonenfluß ergießen. Mit vieler Mühe ward hier eine Barke gezimmert. Sie ward mit funfzig Leuten bemannt, und über diese erhielt der Hauptmann Franz Orellana den Befehl, mit dem Auftrage, die Ufer dieses Flusses zu untersuchen, und Lebensmittel herbeizuschaffen. Dieser aber, begierig nach dem Ruhm eines Entdeckers, beredete seine Gefährten zu dem eben so verwegenen als treulosen Unternehmen, den Marañon hinunter in's Weltmeer zu schiffen, und setzte einen einzigen

der widersprach, an's Land aus. Der Marañon trieb ihn nun seine ganze unermeßliche Länge hinab; Lebensmittel verschaffte er sich von den Wilden mit Güte oder mit Gewalt, und so erreichte er den Ocean. Dann ging er nach Spanien, wo er von seiner Reise wunderbare Fabeln ausbreitete, die nachher noch lange geglaubt worden sind, von einer Amazonen-Republik, und von einem Goldlande (Eldorado), wo die Dächer mit Goldblech gedeckt wären. Die Zurückgebliebenen warteten indeß so lange auf ihn vergebens, bis jener Ausgesetzte sich zu ihnen gefunden hatte. Auch den Beherztesten sank jetzt der Muth. Ueber zweihundert Meilen von Quito entfernt, mußten sie sich zur Rückkehr entschließen, die noch schrecklicher war als die Hinreise. Wurzeln, wilde Beeren, dann ihre Hunde und Pferde, und zuletzt Ungeziefer und das Leder von ihren Sätteln und Degengehenken waren ihre Nahrung. Die Indianer kamen Alle um, von den Spaniern kehrten nur achtzig nach Quito zurück, und diese nackt und todtenbleich. Zwei lange Jahre hatte der Zug gedauert.

Franz Pizarro hatte indeß seinen Haß auf alle Freunde des hingerichteten Almagro ausgedehnt, und sie von der Landvertheilung ausgeschlossen, während er seine eigenen Anhänger mit Gütern überhäufte. Die Anzahl Jener war in Lima allein groß genug, um einen Mann von geringerer Zuversicht besorgt zu machen; er aber wies selbst jede freundschaftliche Warnung mit stolzem Vertrauen auf seine Furchtbarkeit zurück. Die Mißvergnügten versammelten sich häufig bei dem jungen Almagro, einem schönen und beherzten Jüngling, dessen Erziehung einem vorzüglich fähigen Hauptmann, Namens Juan de Herreda, anvertraut war. Unter dessen Leitung ward ein Plan zur Ermordung des Statthalters entworfen, und Tag und Stunde der Ausführung festgesetzt. An einem Sonntage (26. Jun. 1541) um die Mittagszeit, wo sich in den heißen Klimaten Alles der Ruhe überläßt, stürzten achtzehn Verschworne, Herreda an ihrer Spitze, auf die Straße, riefen laut: „Lange lebe der König, aber der Tyrann sterbe!" und drangen in den Palast des Statthalters ein. Pizarro war eben vom Tische aufgestanden, und unterredete sich mit einigen Freunden, als ein Edelknabe hereineilte, und die Gefahr anzeigte. „Verriegle die Thür!" rief Pizarro einem Officier zu; aber dieser, der schon durch des Pagen Nachricht den Kopf verloren hatte, und die Verschwornen kommen hörte, ging ihnen verwirrt entgegen, und fragte sie, was sie wollten. Ein Stoß durch den Leib war die Antwort. Als

sie hineindrangen, sprangen einige der Anwesenden aus den Fenstern, andere zogen sich mit Pizarro in ein inneres Zimmer zurück. Hier erhob sich ein hitziges Gefecht, der alte Pizarro vertheidigte den Eingang mit Schwert und Schild, und focht mit allem Feuer eines jungen Kämpfers. „Getrost, Kameraden! rief er, unsrer sind noch immer genug, diese Verräther zu züchtigen.“ Nach langem Kampfe fiel endlich sein Stiefbruder, Alcantara, neben ihm, dann seine übrigen Begleiter, und zuletzt empfing auch er, an Kräften erschöpft und fast athemlos, einen tödtlichen Lanzenstoß in die Kehle. Die Mörder zogen darauf mit ihren blutigen Schwertern durch die Straßen von Lima, und machten bekannt, was geschehen sey. Die versuchtesten Krieger gesellten sich zu ihnen, und der junge Almagro sah sich bald an der Spitze einer ansehnlichen Macht, mit der er seine Ansprüche auf die Statthalterschaft durchsetzen wollte. Aber die Freunde des Ermordeten widerstrebten ihm, und schon rüsteten sich die Parteien zum Kampfe, als der oben erwähnte Vaca de Castro ankam, und als Statthalter auftrat. Der Name des Königs und sein eigenes festes Benehmen verschafften ihm Achtung und Anhang. Almagro und sein Anhang widersetzten sich gewaltthätig, wurden aber in einem blutigen Treffen besiegt (16. Sept. 1542). Auf der Flucht verrathen und ergriffen, wurde Almagro zu Cuzco öffentlich enthauptet.

---

14. Unruhen in Peru nach Pizarro's Tode.

(1543—1548.)

Um diese Zeit widmete Kaiser Karl den Americanischen Angelegenheiten ernstliche Aufmerksamkeit. So reiche und fruchtbare Länder und von so unermeßlicher Ausdehnung waren der Spanischen Krone fast ohne alle Anstrengung und Kosten von ihrer Seite unterthan geworden; kühne Führer und habsüchtige Abenteurer hatten mit ihrem Vermögen und ihrem Blute die Eroberungen gemacht, und in den eroberten Ländern die Einrichtungen; die Regierung hatte sich eben, weil sie so wenig dafür gethan, auch nur sehr oberflächlich um diese Anordnungen gekümmert. Da aber jene fast nur von dem Bestreben geleitet wurden, so schnell als möglich große Reichthümer zusammenzubringen, so nahmen sie auf die künftige Wohlfahrt der Länder keine Rücksicht, vielmehr mußte ihr Verfahren

zur Zerstörung führen. Es war hohe Zeit, daß etwas geschah, dem drohenden Untergange der Niederlassungen zuvorzukommen. Karl beschloß daher, die Verwaltung der Americanischen Länder nach einem übereinstimmenden Plane zu organisiren, und die Statthalter durch Einsetzung großer Gerichtshöfe in ihrer Macht mehr zu beschränken. Zu gleicher Zeit nahm er auf die Vorstellungen des menschenfreundlichen Las Casas Rücksicht, und gab Gesetze zu Gunsten der Indianer. Die großen Landbesitzungen, welche bei der Vertheilung an die Eroberer gekommen waren, sollten sehr beschränkt werden, und nach dem Tode derselben gänzlich an die Krone zurückfallen; die Indianer sämmtlich in Freiheit gesetzt werden.

Diese Grundsätze und Gebote waren an sich sehr weise und menschlich, aber die Mißbräuche in America zu tief eingewurzelt, als daß sie sich ohne großen Nachtheil sofort hätten in Ausübung bringen lassen. Sie erregten bei den Pflanzern großen Unmuth und lautes Murren. Sie in Ausübung zu bringen, wurde nach Mexico ein Oberintendant, Tello de Sandoval, nach Peru ein Vicekönig, Blasco Nugnez Vela, gesandt. Jener nahm in Uebereinstimmung mit dem Mexicanischen Vicekönig, Antonio de Mendoza, die auf den bestehenden Zustand der Colonie nothwendige und billige Rücksicht, und milderte die Schärfe der neuen Gesetze, wozu der einsichtsvolle Kaiser, als ihm die Lage der Dinge vorgestellt ward, seine Einwilligung gab. Nugnez Vela hingegen, ein rechtschaffener und muthiger, aber unbiegsamer, stolzer und harter Mann, wollte die königlichen Befehle in ihrer ganzen Strenge sofort in Ausübung gebracht wissen. In allen Städten, durch welche er kam, wurden die Peruaner in Freiheit gesetzt, die Beamten ihrer Güter und Leibeigenen beraubt, mehrere angesehene Personen eingesperrt, manche hingerichtet, und selbst der weise Vaca de Castro ward gefesselt und in's Gefängniß geworfen.

Dieses Verfahren verursachte eine allgemeine Bestürzung, und eine um so größere Entrüstung, weil in Peru die Kämpfe der Spanier unter einander selbst und die größere Roheit der Ansiedler einen Geist der Willkür und Ungebundenheit erzeugt hatten, wie er in Mexico nicht Statt fand. Aller Augen waren jetzt auf den Gonzalo Pizarro gerichtet, der den Ehrgeiz und die Tapferkeit seines Bruders, aber nicht dessen Verstand und Geschick besaß. Er erhielt auffordernde Briefe von allen Seiten, und als er in Cuzco erschien, ward er mit lautem Jubel als der Retter der Colonie empfangen. Die Einwohner

bevollmächtigten ihn, ihre Beschwerden dem eben eingesetzten königlichen Audienzhofe in Lima vorzutragen, wohin er, an der Spitze eines starken, bewaffneten Haufens, aufbrach, dem sich viele angesehene Personen anschlossen. Als er vor Lima ankam, war der Unterkönig schon durch die Richter des Audienzhofes, die in heftige Entzweiung mit ihm gerathen waren, auf eine Insel verbannt. Doch wollten sie auch den Pizarro an der Spitze von zwölfhundert Mann weder in die Stadt lassen, noch nach seinem Begehren als Statthalter anerkennen, oder gaben sich wenigstens die Miene, es nicht zu wollen. Carvajal dagegen, sein entschlossener Freund, brach in der Nacht ein, worauf Pizarro's Anerkennung erfolgte.

Unterdeß hatte der Unterkönig seine Freiheit erlangt, und sich nach Tumbez begeben, von wo aus er sein Ansehn wieder geltend zu machen suchte und Anhänger gewann. Die Zahl derselben wuchs in dem Maße, als Pizarro sich durch Willkür und Grausamkeit die Gemüther entfremdete. Dieser aber, entschlossen, das, was er einmal errungen, mit Gewalt zu behaupten, zog gegen die Königlichen, schlug sie am 18. Januar 1546, und rückte im Triumph in Quito ein. Der Unterkönig selbst war im Treffen ehrenvoll gefallen. Jetzt war Pizarro Herr von ganz Peru, und da er auch in Panama und Nombre de Dios eine Besatzung hatte, so war er zugleich Meister aller gewöhnlichen Zugänge der Spanier in diesem Reiche.

Carvajal drang in ihn, die Tochter der Sonne, welche das nächste Anrecht an den Thron von Peru hatte, zu heirathen, dadurch auch an die Spitze der Eingebornen zu treten, sich diese, so wie die Spanier durch Geschenke und Ehrenstellen zu verbinden, und sich so zum unabhängigen Oberherrn von Peru aufzuwerfen. Er stellte ihm vor, daß nach dem, was er bereits gethan habe, ihm gar nichts Anderes übrig bleibe. Aber dazu fehlte ihm die Entschlossenheit seines Bruders, er hoffte thöricht, vom Kaiser die Bestätigung der Statthalterschaft zu erhalten. Allerdings war man in Spanien in Verlegenheit. Die Regierung hatte weder ein Heer nach Peru zu senden, noch wußte sie dort ein offenes Thor für dasselbe. Nichts schien übrig zu bleiben, als einen Mann hinzuschicken, der durch eine mit Festigkeit gepaarte Milde die Gemüther gewann, und das königliche Ansehen wieder herstellte. Die Wahl, die man traf, konnte nicht glücklicher seyn. Sie fiel auf den Pedro de la Gasca, Geistlichen und Rath der Inquisition, einen Mann von der größten Rechtschaffenheit und Einsicht, und von außer-

ordentlicher Uneigennützigkeit. Er verlangte nur die Würde eines Präsidenten des Audienzhofes zu Lima, aber eine unumschränkte Vollmacht. Am 26. Mai 1546 segelte er ab, nur mit einem kleinen Gefolge. Seine Priesterwürde, sein ehrwürdiges Ansehen und sein entschiedenes, edles Benehmen verschafften ihm überall Achtung. In Panama und Nombre de Dios brachte er Pizarro's Befehlshaber theils durch Vorstellungen, theils durch große Versprechungen auf seine Seite, und die übrigen Officiere und Soldaten folgten dem Beispiele. Die ganze Flotte in Panama ergab sich ihm. Er zog nun Truppen zusammen, und machte eine königliche Amnestie für alle Aufrührer bekannt, die sich jetzt noch zu ihm wenden wollten. Dieser Aufruf brachte die meisten Spanier zu ihrer Pflicht und dem Gehorsam gegen ihren rechtmäßigen König zurück. Arm und wehrlos, wie Gasca gekommen war, hatte er binnen einem Jahre eine Macht um sich versammelt, mit der er dem Pizarro kühn entgegen gehen konnte. Ernst und sanft, wie ein Vater, der zu strafen, nicht wie ein Rächer, der zu vertilgen gekommen, rückte er in Peru ein. Berauscht von einem Siege, den er eben über einen royalistischen Heerhaufen davon getragen, wies Pizarro den Rath mehrerer seiner Anhänger, selbst Carvajal's, einen Vergleich einzugehen, von sich. Er wußte nicht, daß der Glaube an sein Glück verschwunden war. An dem Tage, da die Heere zusammenstießen (9. Apr. 1548), gingen die meisten Soldaten zu den königlichen Truppen über, oder liefen auseinander. Das entschied die Sache ohne Blutvergießen. Pizarro und Carvajal wurden gefangen, jener geköpft, dieser, vier und achtzig Jahre alt, gehängt.

Gasca fand in den eingezogenen Gütern der Empörer einen reichen Stoff zu Belohnungen für die zu ihm getretenen, und machte eine wohlerwogene Vertheilung. Dennoch befriedigte er die unersättliche Habsucht der Fordernden nicht. Nur durch hinzugefügte Geldsummen, Anweisungen, Versprechungen beschwichtigte er den Sturm des hervorbrechenden Mißvergnügens. Die Unruhigsten schickte er auf Entdeckungsreisen. Dann machte er eine Reihe von Anordnungen zur Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung und linderte das harte Schicksal der Peruaner, ohne den Spaniern die nothwendigen Dienste derselben gänzlich zu entziehen. Bei allen Belohnungen, die er hatte austheilen müssen, erübrigte Gasca doch noch eine Summe von 1,300,000 Pesos, die er dem Kaiser heimbringen konnte. Er ging nämlich nach Vollendung seines Werks nach Spanien zurück, und

verließ Peru so arm, als er es betreten hatte. Seine Weisheit und Tugend wurden allgemein bewundert, und der Kaiser machte ihn zum Bischof von Palencia, wo er seine letzten Tage in Ruhe verlebte.

Indeß hatte der mehr als zehnjährige Bürgerkrieg in Peru einen Zustand von Verderbniß hervorgebracht, der nicht schnell zu heilen war. Nirgends zeigten sich die Spanischen Eroberer roher und habgieriger als hier. Die ungeheuren Reichthümer, die sie erworben, hatten den Werth des Geldes in ihren Augen so herabgesetzt, daß sie in den Forderungen an ihre Führer keine Gränzen kannten. Wenn sie Aussicht auf Gewinn lockte, verletzten sie schamlos Treu und Glauben, und gingen ohne alles Bedenken von einer Partei zur andern über. Nicht bloß die Eingebornen, sondern auch ihre Landsleute behandelten sie mit schonungsloser, empörender Grausamkeit. Die Häupter stellten aus Rachsucht, und um ihre Anhänger befriedigen zu können, wahre Proscriptionen an. Ein solches Geschlecht war auch durch Gasca's Anordnungen nicht dauernd zu zähmen, die Flamme des Aufruhrs loderte noch mehrmals empor, und es verging noch eine geraume Zeit, bis Peru so ruhig war, wie die übrigen Spanischen Besitzungen in America.

Diese wurden indeß immer weiter ausgedehnt, und waren gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts schon fast in den Gränzen, wie im Anfange des gegenwärtigen, wo ihre Losreißung vom Mutterlande begann. Anfänglich war wie ganz Nordamerica dem Vicekönige von Mexico, so alles Spanisch gewordene Land des südlichen Continents dem Vicekönige von Peru untergeben, erst später wurde wegen der unermeßlichen Weitläufigkeit des letztern Gebiets das nördliche Südamerica davon getrennt und aus diesem ein drittes Vicekönigreich, das von Neu-Granada, gebildet. Die Spanische Regierung fuhr fort, für die milde und schonende Behandlung der Eingebornen weise und menschenfreundliche Gesetze zu geben, aber sie wurden schlecht befolgt, und es war schwer, in der weiten Entfernung und bei dem außerordentlichen Umfang der Niederlassungen, sie mit dem erforderlichen Nachdruck zu handhaben.

---

15. Schlußbemerkung.

So hatten die Europäer in einem halben Jahrhundert Entdeckungen und Eroberungen gemacht, die Alles übertrafen, was die Grübeleien

früherer Zeit vermuthet und ihre Einbildungskraft sich vorgemalt hatte. Es war, als ob die alten Sagen mit allen ihren Wundern und Schätzen in die Wirklichkeit hätten treten wollen. Neue Meere thaten sich auf und ließen Länder von ungeahneter Größe aus ihrem Schooße emporsteigen; Menschen, Thiere und Pflanzen zeigten seltsame, unerhörte Gestaltungen. Die Fülle und Ueppigkeit der Erzeugnisse, welche die glühende Sonne der Tropenländer reifen ließ; der unermeßliche Reichthum, welchen die Erde in ihrem Schooße verschloß — Alles schien den Entdeckern die Erfüllung von Träumen anzudeuten, welcher müßige, nur dem Sinnengenuß fröhnende Menschen zu allen Zeiten als dem höchsten Ziele ihrer Wünsche nachtrachteten. Aber die Ruhe des Menschen ist nur in seinem Innern, sein Reichthum nur in dem, was sein Fleiß erzeugt. Der Pflanzer, der in beiden Indien in mühelos erworbenen Schätzen schwelgen wollte, verlor darüber, was allein den Genuß der Reichthümer würzen und veredeln kann, des Geistes Spannkraft und Streben nach Vervollkommnung; der Europäer, dem daheim wuchern sollte, was Sklavenhände für seine Landsleute jenseit des Meeres einsammelten oder der Natur abgewannen, durfte deswegen die Hände nicht müßiger in den Schooß legen, als wenn er seinen Gewinn auf den längst bekannten Wegen des Verkehrs und Kunstfleißes gesucht hätte. Nichts desto weniger war die Einwirkung dieser großen Entdeckungen auf das Europäische Leben unermeßlich. Die zahlreichen Naturerzeugnisse, die entweder in Europa noch ganz unbekannt waren, oder doch nun in weit größerer Fülle dahin kamen, erzeugten neue Bedürfnisse, und mit diesen eine größere Rührigkeit, die sich in allen Gewerben und Geschäften bis in die untersten Klassen der Gesellschaft hinab spüren ließ; der Handel bekam einen neuen Schwung, wuchs an Ausbreitung und Mannichfaltigkeit außerordentlich, und umschlang die Völker mit immer engeren Banden; die Masse von edlen Metallen, die alljährlich nach Europa strömte, bewirkte im Geldwesen und Verkehr, in den Einnahmen und Ausgaben der Staaten, den Preisen der Dinge u. s. w. große, überall fühlbare Veränderungen; die Colonieen wurden in den Verhältnissen der seefahrenden Staaten Europa's zu einander ein Punct von äußerster Wichtigkeit, entzündeten langwierige Kriege, gaben zur Vergrößerung des Seekriegsstandes Anlaß, und dadurch den Kämpfen auf dem Meere eine erhöhte Bedeutung. Und neben allem diesem vielfach bewegten Streben des Handels und der Politik machte die

Wissenschaft ruhigere, aber nicht weniger glänzende Eroberungen; die Erd- und Naturkunde haben in allen früheren Jahrhunderten zusammengenommen nicht so viele Bereicherungen erhalten, als ihnen jetzt plötzlich zuströmten und ihren Gesichtskreis unermeßlich erweiterten.

II. Mittel- und Süd-Europa in den Zeiten Kaiser Maximilian's I.

---

1. Portugal unter Johann II. und Emanuel.

(1481—1521.)

Der Uebergang vom Mittelalter in die neuere Zeit ist in den westeuropäischen Reichen durch das vom Glück gekrönte, aber in den angewandten Mitteln keinesweges fleckenlose, Streben der Könige bezeichnet, die Macht der Krone zu heben, und die Feudalaristokratie zu beschränken. In Portugal geschah es durch Johann II.

Dieser König war der Sohn und Nachfolger Alfons' V. (Th. VI. S. 340.), der zwar Tanger erobert, aber an der fehlgeschlagenen Aussicht, Castilien zu erwerben, Kraft und Muth verschwendet hatte. Mit größerer Energie ergriff und hielt Johann II. die Zügel der Regierung. Feurig und in der Blüthe seiner Mannskraft *) brannte er vor Begierde, die übermäßige Gewalt des hohen Adels zu brechen. Er zwang die Vasallen, nicht bloß für ihre Personen, sondern auch für die ihnen untergebenen Leute die Huldigung zu leisten, nahm den Großen manche vormals an sie veräußerte oder verschenkte Krongüter und Gefälle, über die sie keine völlig gültigen Rechtstitel aufweisen konnten, und verordnete, daß den königlichen Gerichten auch die Städte des Adels unterworfen seyn, daß die peinliche Gerichtsbarkeit nur der Krone und nirgends dem Adel zustehen, und daß sämmtliche Richterstellen nur mit Rechtsgelehrten besetzt werden sollten. Der Adel trug diese Neuerungen mit Unwillen, und setzte seine Hoffnung vorzüglich

---

*) Als er einst mit seiner Gemahlin zu Fuß nach dem Zwinger gehen wollte, wilde Stiere zu besehen, sprang einer derselben wüthend heraus, und rannte ihm entgegen. Alles floh, er aber trat unerschrocken vor die Königin, und erlegte das grimmige Thier mit seinem Degen.

auf den Herzog Ferdinand von Braganza, des Königs Verwandten *) und Schwager, einen durch ritterliche Tugenden ausgezeichneten Mann. Diesen ließ Johann verhaften und peinlich anklagen, daß er mit den Spanischen Herrschern im geheimen Einverständniß stehe, und die Abgeordneten der Städte zur Widersetzlichkeit gegen den König anreize. Auf das eingeleitete Rechtsverfahren übte Johann ungebührlichen Einfluß, indem er den Sitzungen der Richter beiwohnte. So ward der Herzog ohne vollständigen Beweis und ohne Geständniß verurtheilt und auf öffentlichem Markte hingerichtet (1483). Die übrigen Glieder des Hauses Braganza ergriffen die Flucht.

Inzwischen brannte der Adel vor Begierde, sich zu rächen. Eine Verschwörung gegen des Königs Leben ward von dem Herzog Jakob von Viseo, einem Brudersſohn König Alfons' V. und Schwager Johann's, eingeleitet. Johann ward gewarnt, und entwaffnete zweimal, bloß durch seinen festen Blick und seine Fassung, die ausgesandten Mörder. Endlich ließ er den Herzog eines Abends zu sich rufen, und als dieser in sein Zimmer trat, fragte er ihn mit angenommener Munterkeit: „Vetter, wenn Dich jemand ermorden lassen wollte, was thätest Du?" Bestürzt antwortete der Herzog nach einigem Nachdenken: „Ich würde sehen, ob ich ihm nicht zuvorkommen könnte." — „Recht," rief der König, „Du hast Dir selbst das Urtheil gesprochen!" und in demselben Augenblick stieß er ihm rasch seinen Dolch zu wiederholten Malen in den Leib (1484). Die übrigen Verschwornen, die sich nicht durch die Flucht retteten, wurden nun eingezogen und hingerichtet. Seitdem wagte der Adel keine Versuche mehr, seine ehemaligen Rechte wiederherzustellen, und der König erhielt von den Ständen die Steuern, welche er verlangte.

Mit gleicher Heftigkeit umfaßte Johann II. die lockenden Plane, Portugal's Macht und Handel an der reichen Küste von Africa auszudehnen. Er war in diesem Puncte so eifersüchtig auf seine Nachbarn, daß er auf die Nachricht, es wären drei seiner Schiffleute, welche das Aethiopische Meer befahren hatten, nach Castilien gegangen, diesen mit größter Hast nachsetzen ließ. Zwei derselben wurden auf der Stelle niedergehauen, den dritten aber, welcher ihm lebendig zurückgebracht ward, ließ er viertheilen. — Er war es, der den kühnen Diaz aussandte, und dem entdeckten Vorgebirge den bedeutungsvollen Namen gab. Er

*) Sein Großvater Alfons, der erste Herzog von Braganza, war ein natürlicher Sohn König Johann's des Unechten.

war es endlich auch, der den Columbus abwies; aber er hatte allerdings gute Gründe, lieber den einmal betretenen sichern Weg nach Indien zu verfolgen, als an die Aufsuchung eines neuen und ungewissen vielleicht vergebliche Summen zu wagen.

Er hatte den Schmerz, seinen Sohn und bestimmten Nachfolger sterben zu sehen, und war nun darauf bedacht, den Thron einem natürlichen Sohne zuzuwenden. Er fand aber beim Papste der den Knaben für rechtmäßig erklären sollte, Schwierigkeiten, so daß er starb (25. Oct. 1495), ohne diesen Zweck erreicht zu haben, und das Königreich dem nächsten echten Erben, dem Herzog Emanuel von Beja, einem Bruder des getödteten Herzogs Jakob von Viseo, hinterlassen mußte.

Dieser Emanuel ist der Glückliche genannt worden, und glücklich war er auch in der That, und was mehr ist, auch werth es zu seyn. Mit dem Eifer seines Vorgängers, die Portugiesische Macht zu erhöhen, mit dessen Festigkeit und Geist verband er einen sanften, wohlwollenden Sinn. Große Freigebigkeit, Herablassung, Mäßigkeit, mehrere gute Anordnungen und Stiftungen, und die Sorge für eine bessere Rechtspflege machten ihn seinen Unterthanen in einem vorzüglichen Grade werth.

Dem Gesandten des Königs Franz I. von Frankreich, der ihn in ein Bündniß zu ziehen wünschte, antwortete er mit einer die übrigen Monarchen seiner Zeit wahrhaft beschämenden Weisheit: den Christen zieme Frieden und Eintracht *). Mit Recht hielt er es für verdienstlicher und ehrenwerther, Macht und Reichthum auf Kosten der Feinde des christlichen Glaubens zu gewinnen, und hier sparte er keinen Eifer. Daher setzte er die Kriege mit den Mauren in Africa fort, wiewol ohne großen Erfolg. Die glänzendere und wahrhaft großartige Seite seiner Regierung sind die kühnen Seereisen und die Eroberungen in Asien, von denen oben geredet worden ist. Unter ihm fand Vasco de Gama den neuen Seeweg und Cabral Brasilien; unter ihm begründeten Almeida und Alboquerque die Herrschaft ihres Volkes in Ostindien. Die Schätze des reichsten Landes der damals bekannten Erde flossen in Lissabon zusammen; alle handelnden Nationen mußten die Producte der Gewürzinseln und den größten Theil ihrer Seide und Baumwolle hier kaufen. Venedig und Spanien sahen mit Eifersucht

*) Emmanuel respondit — — a bellis, quae Christiani principes inter se gerebant, vehementer abhorrere. Sibi namque in animo esse, Saracenis, si posset, perniciem et interitum machinari. Christianis vero principibus bonam mentem et animorum concordiam precari. Osorius de reb. Emman. X. fol. 293.

auf das so schnell emporgekommene Reich, dessen sonst wenig bedeutender König jetzt Gesandtschaften von Abyssinien und vom Perser-Schach empfing. Mit einem Worte, es war das goldene Zeitalter des Portugiesischen Volkes. Eine allgemeine Begeisterung belebte Alt und Jung, sich durch ritterliche Unternehmungen und Seezüge hervorzuthun. Dieser Geist theilte sich selbst dem andern Geschlechte mit, und Emanuel's Geschichtschreiber, der Bischof Osorius, sagt, daß die Frauen am Hofe Keinem ihre Gunst schenkten, der nicht im Kriege eine tapfre That verrichtet hatte.

---

2. Spanien unter Ferdinand und Isabella.

(1474 u. 1479—1516.)

Wir haben die Geschichte von Spanien im vorigen Bande (S. 339.) bis zu dem Zeitpuncte geführt, wo durch die Vermählung Ferdinand's von Aragonien, welcher den Beinamen des Katholischen erhielt, und Isabellen's von Castilien der Grund zur Vereinigung beider Reiche gelegt ward. Beide regierten gemeinschaftlich, doch so, daß jedes Reich seine besondere Verfassung und Verwaltung behielt. Isabella war schön, anmuthig, klug, und übertraf ihren Gemahl weit an Milde und Adel der Gesinnung; Ferdinand, ein Fürst von Geist und Kraft, suchte seine Zwecke durch Arglist und Schlauheit zu erreichen. Doch waren die Bestrebungen Beider fast immer auf dieselben Ziele gerichtet. Dahin gehörte vor Allem, die königliche Macht in beiden Reichen möglichst unabhängig von dem Adel und der hohen Geistlichkeit zu machen, wozu sie die Zeitumstände mit großer Klugheit benutzten. Im Allgemeinen bedienten sie sich der nämlichen Mittel, die Johann II. von Portugal anwandte. Sie verschafften sich vom Papste Sixtus IV. das Recht, die Bisthümer zu besetzen, dem Adel wurde die richterliche Gewalt genommen, und die Gerichtshöfe wurden mit Rechtsgelehrten besetzt. — Die drei geistlichen Ritterorden Spanien's besaßen so viel Land, Kriegsmacht und Festungen, daß ihre Großmeister den Königen oft gefährlich geworden waren. Isabella und Ferdinand wußten es dahin zu bringen, daß dieser allmählig selbst zum Administrator der Orden gewählt wurde, bis späterhin der Papst die Verbindung der Großmeisterthümer mit der Krone für immer bewilligte. Dadurch fielen dieser viele Einkünfte, die Verfügung über die Kriegsmacht der

Orden, großer Einfluß auf die Ritter und auf die, die es werden wollten, zu. — In den Städten bestand von Alters her eine Miliz, für Ordnung und Ruhe innerhalb der Ringmauern und für die Sicherheit der Landstraßen zu wachen. Sie hieß die heilige Brüderschaft (la santa hermandad). Diese Einrichtung war in Verfall gerathen, wurde aber jetzt von Ferdinand und Isabella wieder hergestellt und gebraucht, der Zügellosigkeit des Adels zu steuern, der von seinen Schlössern aus Plünderung und Unfug verübte.

So stellten sich die Könige (so heißen bei den Spanischen Geschichtschreibern Ferdinand und Isabella) selbst an die Spitze der adligen und städtischen Institutionen, um deren Unabhängigkeit zu brechen *). Und wie sie durch die Besetzung der Bisthümer auf die Kirche großen Einfluß gewannen, so diente auch eine andere Einrichtung in der letztern, die unter ihrer Regierung eingeführte Inquisition, ihre Zwecke zu befördern.

Die Inquisition hatte zwar schon bei ihrer Entstehung im dreizehnten Jahrhundert auch nach Spanien den Weg gefunden; jetzt aber wurde sie neu begründet und befestigt, und mit der weit größern Ausdehnung ihrer Macht erhielt sie die schreckliche Gestalt, in welcher sie Jahrhunderte die Geißel Spanien's war. Spanien hatte durch die zahlreichen Mauren und Juden, die dort lebten, einen nichtchristlichen Bestandtheil von großer Bedeutung in seiner Bevölkerung, und Ferdinand glaubte, daß politische Einheit ohne Glaubensübereinstimmung nie wurzeln könne. Dazu gesellte sich mißverstandner Religionseifer und Habsucht. Die Juden hatten durch die außerordentlichen Reichthümer, in deren Besitz sie waren, einen allgemeinen Haß auf sich geladen, der öfters in Aufstände ausbrach, in welchen ihrer viele als Opfer der Volkswuth fielen Diesen blutigen Verfolgungen zu entgehen, traten sie häufig zum Christenthum über, aber der Glaube, den sie aus Menschenfurcht ergriffen hatten, konnte in ihrem Herzen nicht Wurzel fassen. Die neuen Christen (Marranos genannt) geriethen in den Verdacht, heimlich noch der Religion ihrer Väter anzuhangen Mehrere wurden des Rückfalls überführt, und mit den Schätzen der Verurtheilten bereicherte sich Ferdinand. Zunächst für diesen Zweck sollte ihm das Inquisitionstribunal, welches er in Castilien, wo das heilige Gericht schon eine lange Zeit gänzlich geruhet hatte, zu erneuern

*) Ranke, Geschichte der Romanischen und Germanischen Völker. Bd. I. S. 53.

beschloß, behülflich seyn, und der Papst Sixtus IV. genehmigte eine Einrichtung gern, welche der Kirchenherrschaft in Spanien eine neue Stütze versprach *). Isabella wollte anfangs ihre Zustimmung nicht geben; da man es dieser frommen Königin aber als eine Gewissenssache darstellte, so ließ sie sich überreden. Im Jahre 1481 begann das neue Gericht seine Wirksamkeit, und ließ sich trotz der lauten Unzufriedenheit vieler Spanier, die an mehreren Orten in schwer zu dämpfende Aufstände ausbrach, darin nicht stören. Die Inquisition wurde jetzt ein bestehendes Tribunal, und 1483 trat der Dominicaner Thomas von Torquemada als erster Generalinquisitor von Spanien auf, ein so blutdürstiger Priester, daß er die Angeklagten zu Tausenden dem Feuertode übergab, und noch weit Mehrere mit lebenswierigem Gefängniß, Einziehung der Güter und anderen schweren Bußen bestrafte. Die Begierde nach Schlachtopfern war so groß, daß das ganze gerichtliche Verfahren aus einem Gewebe von Verdrehungen und Schlingen, den Angeklagten zu fangen, bestand; Alles war bei diesem heillosen, die Menschheit entehrenden Ketzergerichte darauf abgesehen, den Verdächtigen die Reinigung zu erschweren, oder ganz unmöglich zu machen. Der leiseste Verdacht oder das falsche Zeugniß eines Feindes konnten in die scheuslichen Inquisitionskerker führen: dem Verklagten wurde sein Kläger nicht genannt, viel weniger unter die Augen gestellt; und wer, um der Strafe zu entgehen, oder weil er sich keiner Schuld bewußt war, kein Geständniß ablegen wollte oder konnte, auf den harrten die Höllenschmerzen der ausgesuchtesten Martern. Die Vollstreckung der Urtheile, Autos da fé (actus fidei, Glaubenshandlungen), wobei außer den zum Feuertode Verdammten auch alle übrige Verurtheilte durch öffentliche Aufführung der Schande Preis gegeben wurden, geschahen mit möglichstem äußeren Pompe und in Gegenwart des Hofes, damit Spanien nie vergesse, welch eine große Rolle die Ausrottung der Ketzerei in seinem kirchlichen und Staatsleben spiele. Diese Ausrottung und die Art, wie die Inquisition dabei zu Werke ging, hat ihm Hunderttausende seiner Einwohner gekostet **) und der freien Gei-

*) Llorente histoire critique de l'inquisition d'Espagne. T. I. p. 143. Sonst nahm man gewöhnlich an, daß Sixtus IV. widersprochen, und nur sehr ungern eingewilligt habe.

**) Nach der Berechnung von Llorente sind von der Gründung der Inquisition 1481 bis 1498, so lange Torquemada Generalinquisitor war, lebendig verbrannt worden 8,800 Personen, im Bilde (Entflohene) 6,500, mit anderen Strafen belegt 90,000. Die Gesammtzahl aller Opfer der Spanischen Inquisition bis zu ihrer Auflösung in unseren

stesthätigkeit schwere Fesseln angelegt. Auch den Gläubigsten schien unerträglich, daß man der überall verbreiteten Kundschafter wegen kein freies Wort mehr wagen konnte *). Von den Königen aber ist dieses so hoch gestellte, ja geheiligte Tribunal der Ungerechtigkeit zur Vermehrung ihrer Macht benutzt worden. Denn da die Inquisitoren königliche Beamte waren und die Krone das Recht hatte, sie einzusetzen und zu entlassen, so standen sie ganz unter ihrem Einflusse, und das Gericht diente ihr als das bequemste Werkzeug, sich jedes Verdächtigen zu entledigen, sobald sich nur ein bezahlter Schurke bereit finden ließ, ihn Ketzereien halber zu verklagen, die ihm vielleicht nie in den Sinn gekommen waren. Kein Grande, selbst kein Erzbischof konnte sich dieser furchtbaren Macht entziehen. Auch der Vortheil von den verfügten Gütereinziehungen fiel der Krone anheim.

Noch bestand ein Maurisches Reich auf der Halbinsel, das von Granada, welches in einem kleineren Umfang dreizehn ansehnliche Städte und viele feste Schlösser zählte, stark bevölkert und trefflich angebaut war. Die Könige von Granada waren schon längst zinsbare Vasallen der Krone Castilien's, hatten sich aber dann aller Abhängigkeit entzogen und den Tribut verweigert. So hatte auch ein 1478 bei Ferdinand und Isabella erschienener Granadischer Abgeordneter auf die Mahnung, den Zins zu zahlen, geantwortet: da, wo man sonst Geld geprägt zur Entrichtung desselben, schmiede man jetzt Waffen, sich seiner zu entledigen **). Damals waren die Könige noch mit dem Portugiesischen Kriege beschäftigt (Th. VI. S. 338.), und gingen daher einen dreijährigen Stillstand mit den Mauren ein, als aber mit Portugal Friede geschlossen war, beschlossen sie, von Religion, Ehre und Vergrößerungsbegierde gleich sehr angeregt, den Krieg gegen Granada mit möglichstem Nachdruck zu betreiben. Er dauerte zehn Jahre, und kostete viel Blut und große Anstrengung, obschon die Christen durch einen unter ihren Feinden ausgebrochenen Bürgerkrieg sehr begünstigt

---

Tagen giebt derselbe Schriftsteller so an: lebendig Verbrannte 31,912, im Bilde Verbrannte 17,659, mit harten Bußen Belegte 291,450. In neueren Zeiten ist die Zahl der Verurtheilten immer mehr im Abnehmen gewesen, und unter der Regierung Karl's IV. ist kein Einziger mehr den Feuertod gestorben.

*) Illud gravissimum, adimi per inquisitiones loquendi libere audiendique commercium, dispersis per urbes et oppida et agros observatoribus, quod extremum in servitute credebant, sagt selbst Mariana de reb. Hispan. XXIV, 17.

**) Ferreras Histoire d'Espagne trad. par d'Hermilly. T. VII. p. 511.

wurden. Allmählig ward das Land eingenommen, und zuletzt mußte auch die Hauptstadt sich ergeben. Am 2. Januar 1492 nahmen die Christen sie in Besitz. So endete nach fast achthundertjähriger Dauer die Herrschaft der Mohammedaner auf der Pyrenäischen Halbinsel völlig.

Zuerst hatte man den Mauren für die Unterwerfung völlige Religionsfreiheit zugesichert; aber sieben Jahre nachher brach man diese Zusage, und legte ihnen die Wahl vor, sich entweder taufen zu lassen, oder bei Todesstrafe das Land zu räumen. Viele wanderten aus; Andere wurden aus Zwang Christen, und gaben, im steten Verdacht des Unglaubens oder auch als öffentlich Abtrünnige, der Inquisition reichlichen Stoff zu Verfolgungen, welche die hart Gedrückten öfters zu Aufständen reizten, die nur mit Mühe gedämpft werden konnten. Die Juden hatte schon früher ein gleiches Loos betroffen. Kaum war Granada erobert, so ließen Ferdinand und Isabella eine Verordnung ergehen, daß alle Juden ihrer Länder, die sich nicht taufen lassen wollten, dieselben innerhalb eines Monats verlassen sollten. Man erlaubte ihnen zwar, ihre Güter zu verkaufen, da sie aber Gold, Silber und Edelsteine nicht mitnehmen durften, so war diese Erlaubniß nur eine scheinbare. Die Anzahl der damals ausgewanderten Jüdischen Familien wird, wahrscheinlich übertrieben, auf 170,000 angegeben. Sie zogen nach Portugal, Frankreich, Italien und Africa; aber Unzählige fanden auf der Reise durch ansteckende Krankheiten und anderes Ungemach ihren Tod. Johann II. von Portugal nahm an 80,000 dieser vertriebenen Juden in sein Reich auf; sein Nachfolger Emanuel aber — durch die Vorstellungen der Spanischen Regierung, zur Ausrottung des Judenthums behülflich zu seyn, bewogen — befahl, ihnen ihre noch nicht vierzehn Jahre alten Kinder wegzunehmen und im Christenthume zu erziehen. Aus Verzweiflung ermordeten viele Juden ihre Kinder und andere sich selbst. Diejenigen, die das Reich nicht verließen, oder in der festgesetzten kurzen Frist nicht verlassen konnten, bekannten sich, wenigstens dem Scheine nach, zum Christenthume. Mit solchen Zwangsmitteln wähnte man die Lehre des Evangeliums auf eine Gott wohlgefällige Weise auszubreiten.

Daß der Zeitpunkt, da Granada erobert wurde, eben der war, den die Freunde des großen Columbus benutzten, um ihm Isabellen's Bewilligung und Beistand zu seiner kühnen Unternehmung auszuwirken, und welche ungeahnete Folgen sich hieraus für Spanien entwickelten, ist oben ausführlich erzählt; von dem thätigen Antheil, den Ferdinand

an den Italienischen Händeln nahm, und der ansehnlichen Vergrößerung, die er auch dort für Spanien erwarb, wird weiter unten die Rede seyn. Aber alle seine und seiner Gemahlin Besitzungen gingen nach seinem Tode an ein anderes Geschlecht über. Es gebar ihm nämlich Isabella einen Sohn und vier Töchter. Der Sohn, Johann, starb schon 1497, im nächsten Jahre die älteste Tochter, Isabella, Gemahlin des Königs Emanuel von Portugal, und im Jahre 1500 deren Sohn, Michael, der bei längerem Leben alle Reiche der Halbinsel unter seinem Scepter vereinigt haben würde. Als vermuthliche Erbin der Spanischen Länder war nun die zweite Tochter Ferdinand's und Isabellen's, die Infantin Johanna, zu betrachten, seit 1496 vermählt mit dem Erzherzoge Philipp, dem Sohne Maximilian's von Oesterreich und der Burgundischen Maria (Th. VI. S. 225.), dem als mütterliches Erbtheil die Niederlande zugefallen waren. Sie gebar dem Erzherzoge außer vier Töchtern zwei Söhne, von welchen der ältere der nachmals so berühmt gewordene Kaiser Karl V. war.

Der Gram, einen Sohn, eine Tochter und einen Enkel verloren zu haben, und die zweite Tochter gemüthskrank zu wissen, beschleunigte den Tod der Königin Isabella. Sie starb am 26. November 1504. Castilien fiel nun an Johanna, doch sollte Ferdinand, vermöge einer letztwilligen Verfügung Isabellen's, bis zur Großjährigkeit seines ältesten Enkels die Regentschaft in diesem Königreiche haben. Aber Erzherzog Philipp widersprach, und verlangte die Herrschaft für sich. Darüber wollte Ferdinand dessen Geschlecht wenigstens um den künftigen Besitz seiner eigenen Länder bringen, und heirathete deswegen des Königs von Frankreich Ludwig's XII. achtzehnjährige Schwestertochter Germaine de Foix, indem er hoffte, einen Erben aus dieser Ehe zu sehen, und diesem alsdann Aragonien zu hinterlassen. Es kam nun zwar zu einem Vertrage, vermöge dessen Ferdinand und Philipp zugleich in Castilien regieren sollten, als aber der Letztere im Frühling 1506 selbst nach Spanien kam, fielen ihm die Großen so zu, daß Ferdinand der Regentschaft ganz entsagen mußte, und der Erzherzog neben seiner Gemahlin als König anerkannt ward. Doch schon am 25. September starb Philipp (erst acht und zwanzig Jahre alt), und Johanna, die ihn wegen seiner Schönheit schwärmerisch geliebt hatte, und deren Geisteskrankheit durch seine häufige Untreue sehr vermehrt worden war, verfiel nun über seinen Tod in völligen Wahnsinn. Sie hatte während seiner Krankheit sein Bett nicht verlassen, und der Leichnam war

kaum begraben, so mußte er wieder aus der Gruft genommen, und prächtig angekleidet in ihr Zimmer gesetzt werden. Hier richtete sie unverwandt die Augen auf ihn, und wiederholte sich immer das Mährchen, das ein Carthäuser ihr erzählt hatte, von einem Könige, der nach vierzehn Jahren wieder aufgelebt sey. Sie litt dabei aus alter Eifersucht kein weibliches Geschöpf in ihrem Zimmer, und ward selbst ohne Hebamme von einer Tochter entbunden. Als sie eine Reise machte, mußte der geliebte Leichnam mitgenommen werden, und unzählige Mal ließ sie nachsehen, ob er noch immer schlummere. Dabei vermied sie die Städte und das Reisen bei Tage; eine Wittwe, sagte sie, deren Sonne untergegangen sey, müsse auch die Sonne des Himmels meiden. Einmal wollte sie in einem Kloster Herberge nehmen; als sie aber erfuhr, daß es ein Nonnenkloster sey, mußte weiter gefahren werden. Nur mit großer Mühe konnte sie endlich bewogen werden, den schon halb verweseten Leichnam in der Carthäuserkirche zu Miraflores bei Burgos beisetzen zu lassen. Die unglückliche Frau beharrte in diesem Zustande des Wahnsinns funfzig Jahre, denn sie starb erst kurze Zeit vor ihrem Sohne Karl, den 12. April 1555.

So mußte denn nach Philipp's Tode bis zur Volljährigkeit seines ältesten Sohnes Castilien durch einen Verweser verwaltet werden, und der Cardinal Ximenez, Erzbischof von Toledo, wußte die Stände zu bewegen, den König Ferdinand zum Regenten anzunehmen. Dieser starb am 23. Januar 1516, ohne daß sein Wunsch, von seiner zweiten Gemahlin Germaine Kinder zu hinterlassen, in Erfüllung gegangen war, so daß nun also Aragonien dennoch an die Nachkommenschaft Philipp's überging.

---

3. Frankreich unter Karl VIII.

(Reg. 1483—1495.)

In der Geschichte Frankreich's sind wir im vorigen Bande beim Schlusse der Regierung Ludwig's XI. stehen geblieben, welche für dieses Reich den Uebergang von der mittlern Zeit zur neueren macht, da Ludwig, indem er durch Klugheit, List und Glück die Macht der größesten Vasallen zu Grunde richtete, den Thron unumschränkter machte als je zuvor.

Bei seinem Tode (Th. VI. S. 230) zählte sein Sohn und Nach-

folger Karl VIII. erst dreizehn Jahre. Karl war ungewöhnlich klein, mager und ein wenig bucklicht. Aufgewachsen in der Einsamkeit zu Amboise, unter Weibern und gemeinen Leuten, war er so vernachlässigt, daß er noch nicht fertig lesen konnte. Daher mußte er sich noch als König in den nöthigsten Kenntnissen unterrichten lassen. Ein solcher Knabe war nicht bloß durch sein Alter unfähig, selbst zu regieren, obschon er den Gesetzen nach großjährig war. Die Reichsgeschäfte wurden daher durch einen Rath von Prinzen des Hauses und einigen andern angesehenen Männern besorgt; den meisten Einfluß auf den jungen König übte seine zwei und zwanzigjährige Schwester Anna, Gemahlin Peter's von Beaujeu, nachmaligen Herzogs von Bourbon, der seine Obhut von dem verstorbenen König aufgetragen war. Viele Schenkungen Ludwig's wurden zurückgenommen, seine verhaßtesten Günstlinge gestraft. Aber eine Stimmung, welche durch alle Classen des Volkes ging, verlangte mehr als dieses, verlangte Abhülfe der schweren Uebel, welche vermöge der Tyrannei der vorigen Regierung auf dem Lande lasteten. Dem allgemeinen Wunsche zu entsprechen, beschloß der Staatsrath die Reichsstände zu berufen, deren Versammlungen in Frankreich eben so wenig an gesetzmäßige Fristen geknüpft, als ihre Verhältnisse unter einander und zur Krone genau bestimmt waren.

Die Sitzungen der nach Tours geladenen Stände dauerten vom 15. Januar bis zum 14. März 1484. Es ertönten hier, besonders von den Abgeordneten des dritten Standes, Klagen, welche den Zustand des damaligen Frankreich von einer traurigen Seite darstellen. Das Reich, hieß es, ist verarmt, wie ein Körper, dem durch Aderlässe alles Blut ausgeleert, theils durch die ungeheuren Summen, die nach Rom gehen *), theils durch die, welche die Bezahlung der Söldner verschlingt. Das Volk sey in einem schlimmern Zustand, als Leibeigne **). In der That waren die Auflagen unter Ludwig so ansehn-

*) Ludwig XI. hatte, um den Papst zu gewinnen, die pragmatische Sanction von Bourges (Th. VI. S. 141) wieder aufgehoben, das Parlament aber diese Aufhebung nicht bestätigt, woraus ein schwankender Zustand hervorging. S. Gieseler, Kirchengeschichte, Bd. II. Abth. 4. S. 140.

**) Et pour toucher à icelles charges que nous pouvons appeller non pas seulement charges importables, mais charges mortelles et pestiferes; qui eust jamais pensé ne ymaginé veoir ainsi traicter ce povre peuple, jadis nommé françoys? Maintenant le povons appeller peuple de pire condicion que le serf, car ung serf est nourri, et ce peuple a esté assommé des charges importables. — Journal des états généraux tenus en 1484. Paris,

lich erhöht worden, daß die Provinzen auf das äußerste darunter litten. Viele Bauern waren ausgewandert, weil sie nicht mehr so viel erwerben konnten, als sie abgeben mußten; andere waren vor Hunger und Elend gestorben, noch andere zogen mit ihren Weibern und Kindern den Pflug selbst, weil sie kein Vieh ernähren konnten. Ganze Strecken schönen Ackerlandes blieben unbebaut liegen. Die Art, wie die Steuern eingefordert wurden, war nicht minder drückend, als die Steuern selbst. Es ist vorgekommen, heißt es in den Beschwerden der Stände, daß, wenn die Glieder einer Gemeine ihren Antheil bezahlt hätten, man sie einkerkerte, bis sie auch das noch bezahlt hätten, was eine benachbarte Gemeine nicht erlegen konnte. Eine andere Klage betraf die schlechte Besetzung der Richterstellen. Diese waren unter dem geldgierigen Ludwig sehr häufig den Meistbietenden verkauft worden, so daß man die unwürdigsten Menschen im Besitz der wichtigsten Aemter sah. Die Regierung verhieß die Abstellung dieser und noch vieler andern Mißbräuche, und begnügte sich für die nächsten zwei Jahre mit der Bewilligung von Steuern, die kaum den dritten Theil der von Ludwig erhobenen betrugen. Im Allgemeinen hatte dieser Reichstag keinen nachhaltigen Einfluß auf den Zustand der Nation.

Eine in der Ständeversammlung stürmisch verhandelte Frage war die gewesen, ob dem königlichen Knaben noch eine Regentschaft an die Seite gesetzt werden solle, und welche. Es war aber nur ein Beschluß zu Stande gekommen, welcher die Dinge ließ wie sie waren, also die wahre Gewalt in den Händen der staatsklugen und listigen *) Frau von Beaujeu, obschon sie in dem Beschlusse nicht einmal genannt war. Damit war Niemand unzufriedener, als der Herzog Ludwig von Orleans, Gemahl ihrer Schwester Johanna und erster Prinz von Geblüt. Er war von schöner Gestalt und einnehmenden Sitten, der beste Reiter und Tänzer am Hofe, großer Freund der Frauen, und überhaupt den Vergnügungen sehr ergeben, darum aber nicht weniger ehrbegierig. Er entwarf den Plan, Anna zu verdrängen, und sich an ihren Platz zu stellen, der ihm, wie er glaubte, um so mehr zukam, da er, im Fall der junge König kinderlos stürbe, der nächste Thronerbe war. Nachdem er sich dem Hofe schon mehrere Male

1835. p. 673. (In der Collection des documents inédits sur l'histoire de France, welche die Regierung erscheinen läßt.)

*) Fine femme et déliée, s'il en fut oncques, et vraye image en tout du feu Roi Louys son père. Brantome, Oeuvres, à la Haye 1740. T. I. p. 311.

entgegengestellt und wieder mit ihm ausgesöhnt hatte, kam es zum offnen Bürgerkriege. Da auch Andre sich in ihren ehrgeizigen Hoffnungen getäuscht sahen, und Anna's vom Vater ererbte Staatskunst gefürchtet ward, so fehlte es ihm nicht an Anhang unter den Großen und dem Adel; besonders unterstützte ihn der alte Feind des königlichen Hauses, der Herzog Franz II. von Bretagne. Auch mit dem Auslande knüpfte er Verbindungen an. Nachdem Anna vorher die Mißvergnügten im Süden zur Unterwerfung gezwungen hatte, rückte ein königliches Heer, unter der Anführung des tapfern la Tremouille, in die Bretagne ein, wo sich der Herzog von Orleans selbst befand, und gewann am 28. Juli 1488 bei St. Aubin einen entscheidenden Sieg über die Bretagner. Der Herzog von Orleans ward gefangen, und von einem Ort zum andern, zuletzt nach Bourges in einen Thurm gebracht. Der Herzog von Bretagne erhielt den Frieden unter harten Bedingungen. Wenige Wochen darauf (9. Sept.) starb er, ohne Söhne zu hinterlassen. Seine älteste Tochter Anna war seine Erbin, und obschon kaum zwölfjährig, der Gegenstand mehrfacher Bewerbungen. Da die Franzosen trotz des Friedens in das Herzogthum eingebrochen waren, um ihre Ansprüche darauf geltend zu machen, und die Hälfte des Landes besetzt hatten: so wünschten ihre einflußreichsten Rathgeber, daß sie sich mit dem mächtigsten der Bewerber, dem Römischen König Maximilian, vermählen möge; und die Trauung ward feierlich vollzogen, indem der Prinz von Oranien die Person des Bräutigams vorstellte (1489).

König Karl VIII. entzog sich indeß dem Einflusse seiner Schwester immer mehr. Den Herzog von Orleans, dem er persönlich gewogen war, befreite er ohne ihr Vorwissen aus seinem Gefängnisse (1491) und behandelte ihn mit freundschaftlicher Zärtlichkeit. In der Bretagne hatten seine Angelegenheiten den besten Fortgang, Nantes ward ihm durch Verrath in die Hände geliefert, die Herzogin in Rennes durch ein französisches Heer belagert. Um jedoch die Dinge nicht bis auf's äußerste kommen zu lassen, wurde der Plan gemacht, daß Karl sich auf friedliche Weise in den Besitz des Landes setzen solle, und zwar durch Vermählung mit der Erbin, also mit der Braut desselben Fürsten, dessen Tochter Margaretha ihm längst verlobt war (Th. VI. S. 225.). Anna wollte anfangs von einem Bruch des schon geschlossenen Ehebundes nichts hören, der schönen, klugen, gelehrten Prinzessin mißfiel der neue Bräutigam ungemein; aber die Umstände waren dringend, ihre Rathgeber durch geheime Unterhandlungen

für Frankreich gewonnen, und so fügte sie sich. Am 6. December 1491 gab sie dem Könige von Frankreich ihre Hand. Bei der Nachricht, daß Karl ihm zu gleicher Zeit seine Braut entrissen und seine Tochter verschmäht habe, gerieth Maximilian in den heftigsten Zorn und beschloß Rache. Aber es fehlte ihm an Geld und Truppen, und die Deutschen Stände waren zu keinem Kriege wider Frankreich zu bewegen. Maximilian's Bundesgenosse, der König Heinrich VII. von England, landete zwar mit einem ansehnlichen Heere bei Calais, aber es war ihm mit diesem Kriege kein Ernst, und bald ging er einen am 3. November 1492 zu Etaples geschlossenen Frieden ein, nach welchem Karl ihm etwa zwei Millionen Thaler unseres Geldes zu zahlen hatte. Von dieser Unterstützung verlassen, konnte Maximilian noch weniger ausrichten; daher schloß auch er einen Vergleich (zu Senlis, 23. Mai 1493), vermöge dessen er Karl von dem Eheverlöbniß mit seiner Tochter entband, und dagegen die Grafschaften Burgund und Artois, welche dieser als Brautschatz bestimmt gewesen waren, zurückerhielt, allerdings ein reicher Ersatz für die Bretagne. Karl gab indeß nur auf, was er nicht behaupten konnte, denn in diesen Provinzen hatte das Waffenglück, unterstützt von der den Franzosen sehr ungünstigen Stimmung der Einwohner schon fast ganz für Maximilian entschieden *). — Ein anderer Fürst, der an dem Bündniß wider Karl Theil genommen, Ferdinand der Katholische von Aragonien, würde durch die Wiederabtretung der früher von Ludwig XI. gewonnenen Landschaften Roussillon und Cerdagne versöhnt.

4. Zustand Italien's. Karl's VIII. Zug nach Neapel.

Alle diese Verträge waren von Karl schon in der Absicht geschlossen, daß er bei seinem Entwurfe zur Eroberung des Königreichs Neapel die Hände frei haben möge. Ludwig hatte sich von dem Grafen Karl von Maine mit der Provence auch die Ansprüche des jüngern Hauses Anjou auf dasselbe (Th. VI. S. 255.) abtreten lassen, aber, seinem besonnenen und umsichtigen Verfahren gemäß, schritt er langsam und bedächtig vor, um sich allmählig Sicherheit des Erfolges zu verschaffen**).

*) Sismondi, Histoire des Français, T. XV. p. 135.

**) Sismondi, l. c. p. 139.

Dagegen brannte Karl's jugendliches, von Ruhmbegierde erfülltes, Gemüth vor Ungeduld jene Ansprüche geltend zu machen. Und bei der Eroberung von Neapel blieben seine Gedanken nicht stehen. Sie sollte ihm zugleich ein Uebergang werden zu der weit größern und glorreichern Unternehmung, die Türken aus Europa zu vertreiben, und sich die Griechische Kaiserkrone zu erringen. Er gedachte, sich dazu des Türkischen Prinzen Dschem zu bedienen, welcher den Osmanischen Thron in Anspruch genommen, aber vor seinem Bruder, dem Sultan Bajazeth II., hatte fliehen müssen, und nun zu Rom lebte, wo er von den Päpsten in Gewahrsam gehalten wurde, die dafür von Bajazeth, unter dem Namen von Unterhaltungskosten, jährlich 40,000 Ducaten bekamen. Von Griechenland stellte er sich den Uebergang nach dem heiligen Lande als leicht vor, um dort endlich ein Ziel zu erreichen, dem die Europäische Christenheit in den Kreuzzügen vergeblich nachgerungen hatte.

Italien ging damals jedem andern Europäischen Lande vor an Fortschritten der Civilisation, an Blüthe der Gewerbe, des Handels, der Künste, an Wohlstand und Reichthum; aber die unsichere Stellung mehrerer der mächtigsten Fürsten und Häupter, ihren Unterthanen gegenüber, die Grausamkeit und Wollust, die sie, wie die verrufensten Tyrannen des Alterthums befleckten, die gegenseitige Eifersucht, der Haß und Neid der Staaten unter einander, die Künste der Arglist und des Truges, mit denen Jeder sich zu stärken und Andere zu unterdrücken trachtete, führten die Fremden in das Land, bereiteten ihm Verwüstung, theilweise Verlust der Unabhängigkeit und eine Lähmung des Geistes, wodurch die Blüthe allmählig hinwelkte.

Ferdinand I. von Neapel, der Bastard Alfonsen's von Aragonien (Th. VI. S. 261. 293.), hatte den Adel seines Landes, in zwei Kriegen, die er wider ihn führte, besiegt, und herrschte nun mit so empörender Gewalt und Strenge, daß er auf's äußerste gehaßt ward. Und Schlimmeres noch schien der Uebermuth seines Sohnes Alfons zu drohen, da die öffentliche Meinung die ärgste Willkür des Vaters schon seinen Rathschlägen zuschrieb. Zwei Enkelinnen Ferdinand's waren an Glieder der Mailändischen Fürstenfamilie verheirathet, die eine, Isabella, Alfonsen's Tochter, an den jungen Herzog Johann Galeazzo (Th. VI. S. 262.), die andere, Beatrice, an dessen Oheim Ludwig, mit dem Beinamen Moro. Dieser benutzte des Neffen Jugend und Unerfahrenheit, die höchste Gewalt an sich zu reißen. Mailand war

ein auf militärischem Despotismus ruhendes Fürstenthum*), wo kluge Begünstigung von thätigen Anhängern die Verdrängung eines rechtmäßigen Herrschers immer leicht möglich macht. Sonst milde und leutselig, sorgsam für nützliche Anstalten, für Förderung der Wissenschaften und Künste**), hielt Ludwig den jungen Herzog wie in Gefangenschaft, und ließ ihm selbst die nothwendigsten Bedürfnisse nur spärlich reichen, während er und seine Gemahlin in großem Glanz und Ueppigkeit lebten. Dies erfüllte Isabellen's männlichen Geist mit heftigem Schmerz; rührend und beweglich klagte sie ihrem Vater ihre große Noth und Hülflosigkeit, und bat um Rettung. Alfons war entschlossen, die Tochter zu rächen, der Greis Ferdinand wünschte sehnlich den Frieden zu erhalten.

So war der Keim zu einer bedenklichen Entzweiung in Italien vorhanden; ob und wie er hervorbrechen sollte, hing zum Theil von der Gesinnung der übrigen Staaten ab. Hier änderten sich im Jahre 1492 die Dinge sehr zum Schlimmen. In Florenz starb Lorenzo von Medici (Th. VI. S. 295.), und seinem Sohne Peter, der nun an die Spitze der Republik trat, fehlten Kraft und Geschicklichkeit, das Ansehn des Vaters zu behaupten. Er wurde aber um so verhaßter, da er noch weiter gehen wollte als dieser, und unverholen strebte, sich zum Fürsten von Florenz aufzuwerfen. Noch weit bedenklicher war der Herrscherwechsel in Rom. Zum Nachfolger des am 25. Julius gestorbenen, sonst freilich keinesweges löblichen, im Ganzen aber doch friedfertigen Papstes Innocenz VIII. ward nach sechszehn Tagen ein Mann erwählt, dessen Namen, wenn irgend einer, mit gerechtem Abscheu genannt wird. Der Cardinal Rodrigo Borgia, oder, wie sein Familienname eigentlich lautete, Engolio, ein Spanier aus Valencia, hatte durch reiche Bestechungen fast alle Stimmen für sich gewonnen. Alexander VI. (so hieß er als Papst) war ein schamloser Wüstling, aller Ehrbarkeit und Redlichkeit fremd, dem Treue und Religion nur zum Gespött dienten. Von unmäßigem Geldgeiz und grenzenloser Ehrgier getrieben, war er oft unmenschlich grausam, und immer darauf bedacht, gleichviel durch welche Mittel, seine Bastarde zu erheben; denn er hatte von einer Beischläferin, Rosa Vanozza, vier Söhne und eine Tochter. Alle, die ihn kannten, erschraken über solche Ent-

*) Leo, Geschichte von Italien, Th. III. S. 436.

**) Ranke, Geschichten der Romanischen und Germanischen Völker, S. 20.

würdigung des heiligen Stuhls, obschon man es in Italien gewohnt war, keine Tugendhelden auf demselben zu sehen, und König Ferdinand von Neapel versicherte seiner Gemahlin unter Thränen, Italien, ja die ganze Christenheit würden die höchst verderblichen Folgen dieser Wahl empfinden.

Ludwig Moro wollte indeß nicht bloß die Macht in Mailand haben, sondern sich selbst auf den herzoglichen Stuhl setzen. Zu diesem Ende ließ er dem Römischen Könige Maximilian die Hand seiner Nichte Blanca Maria, nebst einer Mitgift von 400,000 Ducaten anbieten, wenn er ihn dagegen mit dem Herzogthum belehnen wollte. Maximilian ging es ein, obschon die Ehe nicht für standesgemäß galt, da der Großvater der Braut, Franz Sforza, der durch seine glücklichen Waffen Mailand errungen hatte, von niederer Geburt war. Er versprach die Belehnung, und ertheilte sie auch später, ein Verfahren, welches, wie unedel es auch in seinen Triebfedern erscheint, doch darin eine Entschuldigung finden kann, daß die Besitznahme Mailand's durch das Haus Sforza von Kaiser und Reich nicht anerkannt war. Wollte demnach das Reichsoberhaupt ein Glied dieses Hauses mit Mailand belehnen, so konnte ihm, nach strengem Rechte, die Wahl, auf wen diese Verleihung fallen sollte, nicht wol streitig gemacht werden.

Indeß wußte Ludwig Moro wohl, daß Maximilian, wenn die Aragonesen von Neapel ihn angreifen sollten, nicht eben viel zu seinem Schutz thun würde, daher suchte er ihnen einen andern mächtigen Feind zu erregen, und ermunterte den König Karl VIII., sein Recht auf Neapel geltend zu machen. Seine Gesandte trafen am Französischen Hofe einige Neapolitanische Große, die vor Ferdinand geflohen waren, und aus Haß gegen ihn dasselbe betrieben. Ihren vereinten Bemühungen gelang es leicht, den für diesen Plan ohnehin schwärmenden König völlig zu bestimmen. Ein förmlicher Vertrag mit Ludwig Moro kam zu Stande, wie sehr auch einsichtige Männer*), und des Königs Schwester Anna, das Unternehmen widerriethen. Um das nöthige Geld aufzutreiben, wurden Darlehen aufgenommen, eines von hunderttausend Ducaten von einem Genuesischen Wechselhause, gegen vierzehn Procent auf vier Monate. Mitten unter Zurüstungen, dem drohenden Anfall zu begegnen, starb Ferdinand von Neapel am 25. Januar 1494, und hinterließ den Thron seinem Sohne Alfons II.

*) Praesertim qui prudentia ac rei militaris scientia caeteris antecellebant. Belcarius, V, 9.

Diesen brachte Alexander VI. von der Verbindung mit Ludwig Moro zu der seinigen, zu welcher sich Peter von Medici ebenfalls hielt. Eben darum war aber das Volk von Florenz dagegen, und wünschte vielmehr die Franzosen herbei *).

Im Herbste desselben Jahres ging Karl, damals vier und zwanzig Jahre alt, an der Spitze eines zahlreichen Heeres, worunter einiges Deutsches Fußvolk und mehr als 8000 Schweizer, über die Alpen. In Pavia fand er den unglücklichen Johann Galeazzo zum Tode krank, wie man argwöhnte, an Gift, welches ihm der Oheim beigebracht. Auch starb der junge Herzog gleich darauf, und mit Uebergehung eines fünfjährigen Knaben, den er hinterließ, ward Ludwig Moro als Herzog anerkannt. Peter von Medici, statt dem Könige den Weg zu sperren, kam ihm entgegen, und schloß erschreckt einen Vertrag, in welchem er sich zur Einräumung wichtiger Plätze verstand. Darüber waren die Florentiner so aufgebracht, daß ein Aufstand gegen die Mediceer erfolgte. Peter und seine Brüder flohen, und wurden geächtet, ihr Palast, erfüllt von Schätzen der Kunst und Wissenschaft, geplündert. Nun zog Karl in Florenz ein, und stellte, wie ein Eroberer, harte Forderungen, da er aber Entschlossenheit zur Gegenwehr gewahrte, stimmte er sie herab. Hierauf ging er weiter gegen Rom, wo Alexander hin und her schwankend, keinen Widerstand wagte. In der Neujahrsnacht 1495 zog Karl mit klingendem Spiele und bei Fackelschein in Rom ein, während ein Neapolitanischer Heerhaufe sich durch ein anderes Thor entfernte. Alexander hatte sich in die Engelsburg geflüchtet, und wartete in höchster Angst auf den Ausgang der Dinge. Dieser hätte für ihn sehr schlimm werden können, denn die meisten Cardinäle baten den König, ein Concil auszuschreiben, und durch dasselbe die Absetzung dieses schändlichen Papstes zu betreiben. Aber Karl mochte sich nicht für fähig halten, eine Kirchenreformation durchzusetzen **), auch waren einige seiner Räthe vom Papste durch Gaben und Verheißungen gewonnen. Er schloß daher einen Vergleich mit ihm, kraft dessen sich Alexander verpflichtete, dem Könige drei Festungen zu öffnen, seinen Sohn Cäsar Borgia, unter dem ehrenvollen Namen eines Cardinallegaten als Geisel zu stellen, und den Prinzen

*) Ed in tale calamità condotti eravamo, che apartamente quasi da ciascuno la veneta de Francesi si desiderava. Parenti Istoria d'Italia (ungedruckt) bei Meier Savonarola S. 63.

**) Il estoit jeune, et mal accompaigné pour conduire une si gran'oeuvre, que de reformer l'Eglise. Comines, VII. 12.

Dschem auszuliefern. Am 28. Januar verließ Karl Rom, und setzte seinen Zug nach Neapel fort. Aber er war noch nicht weit gekommen, als Cäsar listig entwischte, und Dschem starb, nach den Zeugnissen Italienischer und Türkischer Schriftsteller*) auf Befehl des Papstes vergiftet.

Ueber Alfons kam in dieser Noth das Bewußtseyn seiner Uebelthaten mit doppelter Stärke. Er hatte entweder noch beim Leben seines Vaters oder nach dessen Tode**) eine Anzahl von Staatsgefangnen erwürgen lassen, nun hatte er weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe, und sah sich in seinen Träumen von den Schreckbildern der Ermordeten umgeben. Da trat er seinem Sohne Ferdinand die Herrschaft ab, in der Hoffnung, daß dieser junge Fürst, der nicht, wie er, den Haß des Volkes auf sich geladen, es zum Widerstande werde zu begeistern wissen, und ging nach Sicilien, wo er noch in demselben Jahre starb. Ferdinand II. sammelte Truppen; in dem engen Passe von San Germano wollte er die Französische Macht aufhalten. Aber die Grausamkeit der Franzosen, welche die Besatzung und die Einwohner zweier mit Sturm genommenen festen Schlösser niedergemetzelt hatten, erfüllte die neugeworbenen Neapolitanischen Truppen mit solcher Furcht, daß sie beim bloßen Anblick der Feinde die Flucht ergriffen, Ferdinand's bester Heerführer, der Mailändische Condottiere Trivulzio, ging zu Karl über, seine eigne Stadt Capua schloß ihm die Thore. Er hielt Alles für verloren, und entwich nach der Insel Ischia. Am 22. Februar zog Karl in Neapel ein, und bald war bis auf wenige Städte das ganze Land in seinen Händen. Er setzte die Abgaben um 200,000 Ducaten herunter, und ergötzte das Volk durch Turniere und Pferderennen, wovon er ein großer Freund war, wie er aber selbst sich ganz den Lüsten ergab, so war er auch nicht darauf bedacht, den Uebermuth seiner Soldaten zu hemmen***). Diese verführten die Weiber, mißhandelten die Männer, und erlaubten sich Erpressungen und freche Ausschweifungen. Der König verschenkte ganze Städte und kostbare Landgüter an seine Französischen Lieblinge, während der Neapolitanische Adel sich seiner Ehren und Aemter beraubt sah, und von

---

*) v. Hammer Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. II. S. 277. Roscoe's Leben Leo's X., deutsche Uebers. Bd. I. S. 214.

**) Denn hierüber lauten die Angaben der Schriftsteller verschieden. S. Sismondi Histoire des Rép. ital. T. XII. p. 199.

***) Et entrerent en tant de gloire, qu'il ne sembloit point aux nostres, que les Italiens fussent hommes. Comines VII. 14.

Haß gegen die neue Herrschaft erfüllt ward. Schon machte der frühere Widerwille gegen die Aragonischen Fürsten der Sehnsucht nach ihrer Wiederherstellung Platz. Bei den Franzosen aber war der Gedanke an weitere Eroberungen jenseits des Meeres ganz zurückgetreten. Sie waren nur nach Rückkehr begierig, ungeduldig mit ihren Siegen zu prunken, und die Früchte derselben zu genießen.

Und so war der Entschluß, wieder nach Frankreich zu ziehen, bei Karl gefaßt, noch ehe er erfuhr*), was indeß in seinem Rücken vorgegangen war, und ihn nun vollends bestimmte. Ein Schrecken nämlich über die wunderbar schnelle Ausbreitung der Französischen Macht ging durch die Länder, erweckte alte Feinde, und gesellte ihnen neue zu. Man wollte ihr durch Vereinigung verschiedener Kräfte Schranken setzen, ein Plan, dem von da an so viele ähnliche politische Combinationen gefolgt sind, daß man hier den Anfang des Grundsatzes zu suchen pflegt, durch Bündnisse ein für die Unabhängigkeit aller Staaten erforderliches Gleichgewicht der Macht in Europa zu begründen und zu erhalten. Ludwig Moro, beleidigt, daß Karl mehrere ihm gethane Versprechungen nicht erfüllt, und besorgt, daß Ludwig von Orleans, der in Asti saß, Ansprüche auf Mailand geltend machen würde; der Papst, der sich nur gezwungen für Frankreich erklärt hatte; die Venetianer, die einsahen, daß sie bei ihrer bisherigen Neutralität ohne Schaden nicht bleiben könnten; Ferdinand der Katholische, der für sein Sicilien fürchtete, und Karln schon hatte melden lassen, daß er die Eroberung Neapel's nicht ruhig ansehen könnte; endlich der Römische König Maximilian, der noch Hoffnungen hegte, das Ansehn des Reiches in Italien wieder zu heben, schlossen am 31. März zu Venedig ein Bündniß wider Karl. Dieser, der vom Papste die Belehnung mit seinem neuen Reiche nicht hatte erhalten können, hielt am 12. Mai zu Neapel einen feierlichen Zug statt der Krönung, und verließ acht Tage nachher die Stadt. Die Hälfte des Heeres ließ er zurück, mit der andern zog er durch Italien heimwärts. Als er durch den Kirchenstaat kam, flüchtete der Papst eilig nach Perugia, wurde aber von Karl nicht verfolgt. Diesem lieferte, als er im Parmesanischen über den Taro ging, ein ihm weit überlegenes Heer von Mailändern und Venetianern (die von den Verbündeten allein Truppen in's Feld stellten) eine Schlacht bei Fuornuovo (6. Juli 1495), in der

*) Guicciardini II. p. 90. Ed. Stoer. 1645.

die Tapferkeit der Franzosen und Schweizer die Oberhand behielt*), so daß Karl seinen Weg ungehindert fortsetzen konnte. Er kam nach Asti, ohne eine Kanone verloren zu haben. Indeß war der Herzog von Orleans in Novara von den Verbündeten eingeschlossen, und ohne Hoffnung, den Platz behaupten zu können, da schon Hungersnoth zu herrschen begann. Da nun sowohl Karl als Ludwig Moro den Frieden wünschten, so kam am 10. October zu Vercelli ein Vertrag zu Stande, vermöge dessen Novara geräumt und dem Letztern übergeben ward. Hierauf setzte Karl mit den Trümmern seines Heeres den Rückzug nach Frankreich fort, und war den 27. October in Grenoble.

Indeß suchte der vertriebene Ferdinand von Sicilien aus mit Spanischer Unterstützung sein Königreich wieder zu erobern. Ein Angriff auf die Franzosen in Calabrien mißlang, als er aber am 7. Juli bei Neapel landete, empörte sich das Volk, und die Franzosen waren gezwungen, sich in die drei Castelle der Hauptstadt einzuschließen. Der Graf von Montpensier, der den Oberbefehl führte, verließ diese Festen nach einigen Monaten, doch dauerte der Krieg bis gegen das Ende des folgenden Jahres. Endlich entschloß sich Montpensier, da Karl ihn ohne alle Unterstützung ließ, die Waffen niederzulegen; noch ehe er indeß nach Frankreich eingeschifft wurde, raffte ihn mit dem größten Theile des noch übrigen Heeres eine bösartige Seuche hin. Das ganze Königreich kehrte unter die Herrschaft der Aragonesen zurück, aber Ferdinand hatte die völlige Räumung nicht mehr erlebt, er war im September oder October**) 1496 unter lauten und herzlichen Klagen seines Volkes***) gestorben. Da er keine Kinder hatte, so folgte ihm auf dem Throne sein Oheim Friedrich.

So blieben keine anderen Folgen der Unternehmung Karl's VIII., als in Italien stärkere Feindschaften, Zerrüttung und Zerstörung, in Frankreich Erschöpfung und eine aufgeregte, unglückselige Leidenschaft, in fremden Ländern Machtvergrößerung für den Staat und Beute für die Einzelnen zu suchen.

---

*) Jovius datirt von dieser Schlacht das Erlöschen des Italienischen Kriegsruhms. Haec est illa memorabilis Tarrensis pugna, qua maiore aliquanto temeritate quam ignavia antiquum Italicae militiae decus amisimus: coepimusque cum inexpiabili ignominia nostra exteris nationibus, quibus modo terrori eramus, contemtui esse. — Hist. sui temp. l. II. p. 215. Ed. 1561.

**) Muratori, deutsche Uebers. Th. IX. S. 504.

***) Ranke S. 82.

5. Hieronymus Savonarola.

In Florenz wurde nach der Vertreibung der Medici, zur neuen Anordnung des Staates, eine einstweilige Regierungsbehörde, Balia genannt, eingesetzt, welche zwanzig Wahlherren ernannte, die ein Jahr hindurch alle obrigkeitlichen Aemter besetzen sollten. Aber diese Wahlherren waren unter sich selbst so uneinig, daß neue Berathungen Statt fanden, in welchen die demokratische Partei in der Republik über die aristokratische den Sieg davon trug, und eine Regierungsform beliebt wurde, welche die gesetzgebende Gewalt und das Recht, die Staatsämter zu besetzen, in die Hände der zu einem großen Rathe versammelten Bürger legte. Doch ging der Demokratismus nicht so weit, daß alle Florentiner ohne Ausnahme zu dem großen Rathe zugelassen wurden, sondern nur die sollten das Recht haben, darin zu sitzen, deren Urgroßväter schon zum Antheil an der Staatsregierung berechtigt gewesen.

Die Seele und das leitende Haupt der demokratischen Partei war einer der merkwürdigsten Männer seiner Zeit, der Dominicaner Hieronymus Savonarola. Dieser, 1452 zu Ferrara geboren, war, obschon früher dem Klosterleben abgeneigt, im drei und zwanzigsten Lebensjahre Mönch geworden, und durch große Geistesgaben, eifrige Liebe zu den Wissenschaften und einen streng religiösen Wandel gleich ausgezeichnet, hatte er eine nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er wurde Lorenzo von Medici empfohlen, und auf dessen Wunsch von den geistlichen Obern nach Florenz versetzt, wo er 1490 Prior des Dominicanerklosters San Marco wurde. Seine Predigten machten durch die Tiefe ihres Inhalts und die hinreißende Kraft seiner natürlichen Beredtsamkeit einen gewaltigen Eindruck. Die in Italien damals das christliche Leben ganz verdrängende Sinnlichkeit und Ueppigkeit, die große Verderbniß der Geistlichkeit, die Gräuel der Kirche waren ein vorzüglicher Gegenstand seiner Strafreden. Er wollte eine Umschaffung und Erneuerung des ganzen geistlichen wie politischen Lebens herbeiführen; so konnten er und Lorenzo nur Gegner seyn. Lorenzo erkannte die große Bedeutung des Mannes, er suchte ihn zu gewinnen und zur Milderung seiner Lehren zu bewegen, aber vergebens.

Bei der Anwesenheit Karl's VIII. in Florenz trug Savonarola wesentlich zu dem Vergleiche bei, der zwischen dem Könige und der Republik zu Stande kam. Ueberhaupt beginnt mit der Erscheinung der Franzosen in Italien und der Vertreibung der Medici seine große

politische Wirksamkeit. Denn er hielt sich jetzt für ganz überzeugt, daß Gott durch die hervortretenden Weltbegebenheiten nicht nur die Kirche reinigen, sondern überhaupt ein Neues auf Erden schaffen werde*) und so vermischten sich in seinen Bestrebungen das Religiöse und Politische auf eine im Allgemeinen keinesweges zu billigende, aber aus der Grundlage seiner Ansichten und der ganzen Richtung seines Geistes mit Nothwendigkeit hervorgehende Weise. Er wollte das Geistliche und das Weltliche handgreiflich und augenscheinlich verknüpft sehen, während das letztere von dem ersteren doch nur dem Princip nach durchdrungen werden, dann aber sein eignes Leben führen soll. Das Erscheinen einer fremden Kriegsmacht in Italien hatte er mehrere Jahre vorher vorausgesagt, und noch früher eine große Züchtigung von ganz Italien prophezeiht, die der gleich darauf eintretenden Erneuerung der Kirche vorangehen werde. Als nun hierauf die Ankunft Karl's VIII. wirklich erfolgte, kam Savonarola dadurch in den Ruf eines Propheten, und sein Ansehn unter den Menschen wuchs nicht wenig. Doch wollte er selbst durchaus nicht als Prophet betrachtet seyn, und auch seine enthusiastischen Freunde haben jene Voraussagung nicht auf eine höhere Eingebung zurückgeführt**).

Unter den verschiedenen Staatsformen hielt Savonarola für Florenz die Volksregierung darum für die passendste, weil geistig leicht bewegte, leidenschaftlich unternehmende Völker die Monarchie, wie er meinte, nicht gut ertrügen, und weil die Demokratie durch die lange Gewohnheit dem Sinne der Bürger zur andern Natur geworden sey. Seine Anhänger erhielten, weil sie sich seiner Leitung überließen und wegen ihrer von den Genüssen und Vergnügungen sich abwendenden Lebensweise, den Beinamen der „Mönchischen" (frateschi) oder der „Wimmerer" (piagnoni), während die aristokratischen Gegner die „Wüthenden" (arrabiati) hießen, und die Jüngeren unter ihnen, die Savonarola selbst besonders bitter haßten, „die schlechten Gesellen" (compagnacci). Nicht minder aber als von dieser politischen Partei wurde Savonarola von allen den Geistlichen angefeindet, die sich durch seine Strafreden getroffen fühlten, und die einer Reinigung und Ver-

*) Rudelbach, Hier. Savonarola und seine Zeit, S. 102.

**) Meier, Girolamo Savonarola, S. 198. Indeß nahm Savonarola außer dem Standpuncte der Reflexion, von welchem er seine Blicke in die Zukunft that, allerdings eine höhere prophetische Gewißheit des gefundenen Inhalts seiner Weissagungen an, die dem Glauben verwandt ist. Daselbst S. 205. 207.

besserung der Kirche, wie er sie vorhersagte und mit allen Kräften zu fördern strebte, auszuweichen bemüht waren.

In dem Winter, welcher dem Abzuge Karl's VIII. aus Italien folgte, hatte Savonarola's Wirksamkeit ihre Höhe erreicht. Es erschienen Gesetze zur Bestrafung auffälliger Laster und zur Förderung von Zucht und Sitte. Ein großer Theil der Florentiner führte ein sehr strenges Leben. Die Fasten waren so häufig, daß man die Fleischertaxe herabsetzen mußte, weil viel weniger Fleisch als früher verkauft ward. Das Karten- und Würfelspiel wurde entfernt, Buhldirnen wurden fortgejagt. Viele Wirthshäuser standen geschlossen, und das Besuchen der öffentlichen Schauspiele hörte zum Theil auf*). Ja es wurde diese ascetische Richtung mit einem solchen Eifer betrieben, daß eine Zahl meist adliger Jünglinge sich zur weiteren Verbreitung derselben zu einem Bunde vereinigten. Sie gingen in der Advents- und Fastenzeit in die Häuser, und ließen sich dort von Männern und Frauen anstößige Gemälde, Spielkarten, Würfel, musikalische Instrumente, Exemplare des Boccaccio u. a. m. geben, erbauten davon am Carnevalstage auf einem großen Platze eine Pyramide, und verbrannten sie unter Absingung von Psalmen und Trompetenstößen. Um diese Zeit kamen viele Fremde und ausgezeichnete Männer weither nach Florenz, um den berühmten Prediger zu hören, und kaum vermochte noch eine Kirche die Zahl der Zuhörer zu fassen. Ueber ganz Europa verbreitete sich der Ruf von Savonarola's außerordentlicher Wirksamkeit, selbst der Sultan zu Constantinopel war begierig nach näherer Kunde von ihm, und da man ihm eine Sammlung seiner Predigten gab, ließ er sie in's Türkische übersetzen. Ein solcher Ruhm und Einfluß und jener übertriebne Eifer seiner Anhänger, der sich gegen erlaubte wie gegen unerlaubte Vergnügungen richtete, erbitterte und vermehrte seine Feinde. Schon wurden Drohungen laut; Gerüchte von Anschlägen wider sein Leben verbreiteten sich. Doch er blieb ruhig in dem Vertrauen, daß, wenn er auch unterginge, sein Bestreben siegreich bleiben werde. „Rom, sagte er in einer Predigt, wird dieses Feuer nicht löschen, wie sehr es sich auch bemüht; und wenn es eines löschet, werden andere und stärkere wieder aufgehen."

Rom war in der That schon eifrig bemüht, das angezündete Feuer zu löschen. Alexander VI. begriff, welche Gefahr von dem Fortbrennen

*) Rudelbach S. 167., aus Burlammachi.

dieser Flamme, wenn auch noch nicht unmittelbar dem Papstthum, doch einem Kirchenregiment, wie dem seinen, drohe. Anfangs gedachte er den kühnen Redner auf dem Wege der Güte zum Schweigen zu bringen. Er bot ihm die Cardinalswürde an, aber Savonarola antwortete, er begehre keinen andern rothen Hut, als den des Märtyrerthums. Hierauf erfolgte eine Vorladung nach Rom und das Verbot ferneren Predigens *). Savonarola beachtete aber weder den einen noch den andern Befehl, sondern suchte in einem ausführlichen Schreiben an den Papst die Unrichtigkeit der gegen ihn erhobenen Anklagen und die Unzulässigkeit der daraus gezogenen Folgerungen darzuthun. Alexander wollte noch nicht offen weiter gehen, er schrieb daher an die Signoria, sie möchte ihm den Angeklagten wo möglich in die Hände liefern. Die Signoria aber, damals aus Mitgliedern, die ihm günstig waren, zusammengesetzt, lehnte das Ansinnen ab, indem sie versicherte, S. Heiligkeit könne nur durch Verläumdungen dahin gebracht seyn, zu glauben, daß dieser Mann der Religion nachtheilig wirke**).

Aber der schnelle Wechsel der obrigkeitlichen Aemter, wie er nach der damaligen Florentinischen Verfassung Statt fand, gab den heftigen Gegnern Savonarola's bald neuen Spielraum, und überhob die Römische Curie der Mühe, in seiner ferneren Verfolgung die Hauptrolle zu übernehmen. Unter der Begünstigung einer ihm feindlichen Signoria machten die Compagnacci den Anschlag, ihn am Himmelfahrtstage 1497 auf der Kanzel zu ermorden. Mitten unter einem wilden Getümmel, welches die Kirche erfüllte, wurde Savonarola nur durch die Entschlossenheit einiger seiner Anhänger geschirmt. Aber die Signoria benutzte den ärgerlichen Vorfall, ihm das Predigen zu verbieten, der Papst nahm davon Gelegenheit, den Bann über ihn auszusprechen. Savonarola befolgte das Gebot der erstern bis zum Anfange des nächsten Jahres, länger konnte er sich nicht bezähmen, und betrat am Sonntage Septuagesimae unter dem Schutze einer günstigen Signoria wieder die Kanzel. Schonungsloser als je griff er jetzt die Verderbtheit der Römischen Kirche an, und stellte den über ihn ergangenen Bann als ungerecht und ungültig dar. „Ich sage euch, sprach er, ein Jeder, der diese Excommunication hält und hartnäckig dabei beharrt, ist ein Ketzer, mit dem kein wahrer Christ Gemeinschaft haben darf." Schon nach wenigen Wochen war eine andere ihm wiederum abgeneigte Obrig-

*) Meier S. 114. **) Derselbe S. 124

keit am Ruder, und nun entwickelte sich sein Verhängniß schnell. Die Leidenschaften waren so heftig, daß jeder die Gemüther aufregende Vorfall einen Ausbruch herbeiführen mußte. Ein solcher Anlaß ward gegeben, als ein Minorit, mit dem einer der eifrigsten Schüler und Anhänger Savonarola's, der Dominicaner Domenico da Pescia, über die Lehren seines Meisters in Streit gerieth, sich erbot, die Falschheit derselben den Dominicanern gegenüber durch die Feuerprobe darzuthun. Die Ausforderung wurde angenommen, und von Seiten der Dominicaner Bruder Domenico auserſehen, die Probe zu bestehen; es hatten sich indeß alle Mönche des Klosters San Marco dazu erboten. Der Minorit stellte statt seiner einen andern Bruder seines Ordens. Der Tag, den die Signoria zu diesem Gottesgericht anberaumt hatte, kam herbei, alle Vorbereitungen waren getroffen, auf dem Hauptplatze der Stadt erhoben sich zwei furchtbare Scheiterhaufen, durch welche die Mönche hindurchschreiten sollten, der Platz, die Fenster und Dächer der Häuser waren vollgedrängt von Menschen, die auf das merkwürdige Schauspiel und seinen Ausgang mit der größten Begierde harrten. Aber sie harrten vergebens, es erhoben sich über die Art des Verfahrens lange und heftige Streitigkeiten zwischen den Mönchen der beiden Orden, die Nacht kam herbei und die Signoria befahl, daß beide Parteien auseinander gehen sollten.

Obschon es nun die Franciscaner gewesen waren, die entweder aus Feigheit, oder weil sie nach genommener Verabredung Savonarola einen Fallstrick legen wollten, alle Schwierigkeiten, welche die Ausführung hintertrieben, erhoben hatten; so wandte sich doch der Unwille der Meisten gegen Savonarola, und die Compagnacci hatten gewonnenes Spiel. Am folgenden Tage begannen sie die Gewaltthätigkeiten. Das Kloster San Marco ward erstürmt und Feuer daran gelegt, Savonarola gebunden nach dem Palaste der Signoria geführt, unter Mißhandlungen und Beschimpfungen derselben Menge, die ihn kurz vorher wie einen göttlichen Propheten verehrt hatte. Man setzte ein Gericht nieder, welches aus lauter entschiednen Widersachern des Angeklagten bestand, folterte ihn, um Geständnisse von ihm zu erpressen, und nahm, da er das unter den Qualen der Tortur Ausgesagte widerrief, zu dem schändlichen Mittel seine Zuflucht, das Protokoll über die Verhöre zu verfälschen. Und doch ging selbst aus diesem Machwerke kein entschiedener Grund zu seiner Verdammung hervor. Der Papst aber, als er die Acten erhielt, und sich ohne weitere Mühe am Ziele sah, ermangelte

nicht, Savonarola als Ketzer, Schismatiker, Kirchenstörer und Volksverführer zu verurtheilen. Von dem Begehren der Auslieferung nach Rom stand er ab, und schickte zwei Commissarien nach Florenz, das Urtheil zu überbringen und der Strafvollziehung beizuwohnen. Diese ließen den Unglücklichen noch einmal foltern, und die Signoria sprach das Urtheil, daß er so wie Domenico da Pescia und ein dritter Dominicaner, Silvester Maruffi, erdrosselt und dann verbrannt werden sollten. Dieses Urtheil ward am 23. Mai 1498 vollzogen. Die Menge war roh und gleichgültig, die Feinde jubelten, die Anhänger und Freunde wurden noch lange mit bitterm Hohn und Spott verfolgt. In dem Untergange Savonarola's war das Uebergewicht der Arrabiati entschieden hervorgetreten.

Während diese Begebenheiten Florenz im Innern bewegten, wurde es von Außen durch einen Kampf gegen Pisa beschäftigt. Durch den Vertrag Peter's von Medici mit Karl VIII. war diese Stadt der verhaßten Florentinischen Oberherrschaft entledigt worden, und gedachte ihre Unabhängigkeit auch nach dem Abzuge der Franzosen zu behaupten. Diese benahmen sich zweideutig und trügerisch, und gaben jeder der beiden Republiken Versicherungen, wie sie sie wünschten. Die Florentiner ergriffen die Waffen und bekriegten Pisa, Ludwig Moro und die Venetianer unterstützten es, und da man die Wiederkehr Karl's VIII. fürchtete, zog Ludwig auch den König Maximilian in den Bund. Diesen ließ zwar das Reich trotz seiner Aufforderung ohne alle Unterstützung, doch ging er mit sehr geringer Macht nach Italien, und belagerte Livorno, eine für die Florentiner äußerst wichtige Stadt, da sie mit ihrem Verluste vom Meere abgeschnitten gewesen wären. Aber Maximilian wurde von den Venetianern und Mailändern, die schon uneins waren wer von ihnen die Seestadt behalten sollte, sehr schlecht unterstützt, und mußte unverrichteter Sache nach Deutschland zurückkehren.

---

6. Ludwig XII. von Frankreich. Eroberung Mailand's durch die Franzosen und Neapel's durch die Spanier.

Der gutmüthige aber schwache König Karl VIII. hatte sich schon vor dem Italienischen Zuge den sinnlichen Genüssen ganz ergeben, in Italien der Wollust unmäßig gefröhnt, und diese Lebensweise nach seiner Rückkehr fortgesetzt. So wurde seine ohnehin geringe Körperkraft früh

ganz erschöpft. Er beschäftigte sich unaufhörlich mit Plänen, wieder nach Italien zu ziehen, und Entwürfen zu mancherlei Reformen, aber er konnte seiner Trägheit nicht Herr werden. Am 7. April 1498 stieß er auf dem Schlosse zu Amboise mit der Stirn gegen eine niedrige Thür, stürzte nach einiger Zeit besinnungslos nieder, und starb noch an demselben Tage. Drei Söhne, die ihm seine Gemahlin geboren hatte, waren noch vor ihm gestorben, und so folgte ihm als der zunächst Berechtigte*) der Herzog Ludwig von Orleans, unter dem Namen Ludwig's XII.

Dieser stand damals im sechs und dreißigsten Jahre seines Alters. Bisher hatte man ihn fast nur als einen leichtsinnigen, genußsüchtigen Fürsten gekannt, jetzt traten seine Milde und Güte auf eine, seinen Unterthanen so ersprießliche Weise hervor, daß sie ihn den Vater des Volkes nannten. Er nahm keine Rache an Denen, welche unter der vorigen Regierung seine Feinde gewesen waren, führte eine haushälterische Staatswirthschaft ein, und setzte die Steuern herab. Doch rissen auch ihn Ehrgeiz und Vergrößerungssucht auf die Bahnen der damaligen schlechten Staatskünste, und hier übte besonders sein vertrautester Günstling und erster Minister Georg von Amboise**), Erzbischof von Rouen, dem er bald den Cardinalshut vom Papste verschaffte, einen nachtheiligen Einfluß auf ihn.

Das Herzogthum Bretagne war durch König Karl's VIII. Vermählung mit der Prinzessin Anna noch keinesweges auf immer an die Krone verfallen. Um es dabei zu erhalten, wollte auch Ludwig diese

*) Folgende Stammtafel erläutert die Verwandtschaftsverhältnisse:

Karl V., der Weise † 1380.

Karl VI.	Ludwig, Herzog v. Orleans † 1407. Gemahlin Valentina Visconti.	
Karl VII.	Karl, Herz. v. Orl. † 1465.	Johann, Gr. v. Angoulême.
Ludwig XI.	Ludwig XII.	Karl, Gr. v. Angoulême † 1496.
Karl VIII.		Franz I.

**) „Ein Mann von Verstand, aber ohne höhere Anlagen, uneigennützig, aber ehrgeizig, ein geschickter Unterhändler, doch nicht minder getäuscht als täuschend, nützlich für das Innere, allein keineswegs immer gerecht und weise in Hinsicht auf die auswärtigen Angelegenheiten.“ v. Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, Bd. I. S. 44.

zu seiner Gemahlin machen *). Dazu mußte er aber erst von seiner Frau Johanna, einer Tochter Ludwig's XI., die klein und ungestaltet, aber von trefflicher Gemüthsart war, geschieden werden. Der Papst, der sich den König wegen der Italienischen Angelegenheiten zum Freunde machen wollte, ernannte Commissarien, welche nach einer, die unschuldige, sanftmüthige Johanna kränkenden und beschimpfenden Rechtsverhandlung **), die Ehe unter verschiedenen Vorwänden für aufgelös't erklärten. Ludwig heirathete die Wittwe seines Vorgängers, und die geschiedene Königin ging nach Bourges, wo sie in klösterlicher Einsamkeit und unter Andachtsübungen noch sechs Jahre verlebte. Die Liebenswürdigkeit ihres Charakters erregte die Theilnahme des Volks, welches über diesen Schritt Ludwig's laut murrte.

Karl VIII. hatte der Französischen Politik die Richtung auf Italien gegeben, und seine Nachfolger verfolgten denselben Weg. Ludwig XII. richtete seine Augen zuerst auf das schöne Mailand, dessen Besitz er mit Recht ansprechen zu können glaubte. Denn seine Großmutter Valentina war eine Tochter des ersten Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti (Th. VI. S. 114.), und als Abkömmlinge derselben sahen die Fürsten aus dem Hause Orleans Sforza und seine Nachfolger als Anmaßer an. Es gelang Ludwig, durch Verträge mit anderen Staaten, sich theils gegen Angriffe zu sichern, theils Hülfe zu gewinnen. Er schloß ein Bündniß mit den Schweizern, die ihm Werbungen gestatteten; mit den Venetianern, denen er einen Theil des Mailändischen Gebiets abzutreten versprach; mit dem Herzog von Savoyen, der ihm den Durchzug durch sein Land bewilligte. Mit dem Papste hatte er schon bei Gelegenheit der Scheidung eine Uebereinkunft getroffen, und dessen Sohn Cäsar Borgia zum Herzog von Valentinois ernannt. Um den Geldmangel zu heben, wurde auf den Vorschlag des Cardinal Amboise ein gefährliches Mittel ergriffen, nämlich die Finanzbedienungen zu verkaufen.

Im Sommer 1499 ging das Französische Heer über die Alpen, und wo es sich zeigte, überlieferten Ludwig Moro's Befehlshaber, von Schrecken überwältigt oder bestochen, die ihnen anvertrauten Festungen.

---

*) Was gewöhnlich von einem lange vorher bestandenen Liebesverhältniß zwischen Ludwig und Anna erzählt wird, ist sehr zweifelhaft. S. Sismondi Hist. des Franc. T. XV. p. 270.

**) Daru Histoire de Bretagne T. III. p. 203., wo der scandalöse Proceß aus Handschriften dargestellt ist.

Der Herzog selbst, von Allen verlassen und verrathen, floh mit seinen Schätzen nach Tyrol zu Maximilian, und in zwanzig Tagen war das ganze Land fast ohne Schwertstreich erobert. Nun kam auch der König herbei und hielt am 6. October in herzoglicher Kleidung seinen Einzug in die Hauptstadt. Auch das unter Mailändischer Oberhoheit stehende Genua ergab sich ihm. Venedig nahm Cremona mit dem Lande jenseits der Adda. Im Begriff zu entweichen, hatte Ludwig Moro den Venetianischen Gesandten gesagt: „Ihr schickt mir den König von Frankreich zum Mittagsmahl, ich versichere Euch, Ihr habt ihn zum Abendbrod;" und einem Theile des Venetianischen Rathes waren diese Besorgnisse selbst nicht entgangen, allein die Ansicht Anderer hatte die Oberhand behalten, sich nämlich durch Frankreich's Hülfe nur erst auf Mailand's Kosten zu vergrößern; dann würde eine Vertreibung der Franzosen, wie unter Karl VIII., durch die Einmüthigkeit der Fürsten Italien's erfolgen. Wirklich schien diese Hoffnung in Erfüllung zu gehen, als Ludwig kaum den Rücken gewandt hatte. Er hatte Trivulzio als Befehlshaber zurückgelassen, der früher an der Spitze der Guelfischen Partei in Mailand gestanden hatte, und sich auch nun ganz als Factionshaupt benahm *), wodurch er, so wie durch seine Härte und Habsucht große Unzufriedenheit erregte. Auch hauseten die Franzosen im Mailändischen gerade eben so unverantwortlich, als sie unter der vorigen Regierung in Neapel gethan hatten, und ernteten auch von ihrem gewaltthätigen, zügellosen Betragen die nämlichen Früchte. Die Einwohner sehnten sich wieder nach ihrem vorigen Herzoge, der unterdeß auch nicht müßig gewesen war, sondern aus Burgundern und Schweizern ein ansehnliches Heer gesammelt hatte, mit welchem er im Februar 1500 im Mailändischen erschien, und überall mit Freuden aufgenommen wurde. Ein allgemeiner Aufstand ging durch das Land, die Franzosen mußten sich an die Piemontesische Grenze zurückziehn. Aber es war ein sehr kurzer Triumph. König Ludwig sandte ansehnliche Verstärkungen, Franzosen und Schweizer. Dagegen wurden Ludwig Moro's Schweizerische Söldner die Ursache seines Unglücks. Die Hauptleute derselben kamen mit ihren Landsleuten im Französischen Lager zusammen, und erhielten von den Franzosen Versprechungen, Viele fürchteten, der Herzog würde ihnen den Sold nicht zahlen können **). Als dieser sie zum Fechten aufforderte,

*) Sismondi Rep. ital. T. XIII. p. 53.

**) Glutz-Blotzheim, Fortsetzung des Joh. von Müllerschen Werkes, S. 174.

antworteten sie, daß sie gegen ihre Mitbürger nicht kämpfen durften. So blieb dem Herzoge wiederum nichts übrig, als auf die eigne Rettung bedacht zu seyn. Er wollte unter den aus Novara abziehenden Schweizern verkleidet entfliehen, als aber die Franzosen Geld für ihn boten, wurde er von jenen verrathen *) (10. April 1500). Trivulzio sandte ihn nach Lyon, und von da ließ ihn der König nach dem Schlosse Loches in Berry bringen, wo er zehn Jahre in einem unterirdischen Gewölbe zubrachte, bis der Kummer und die ungesunde Luft ihn tödteten.

Da Ludwig mit so leichter Mühe Herr von Mailand geworden war, so gedachte er nun auch seine Ansprüche auf Neapel geltend zu machen. Da aber auch Ferdinand der Katholische ein Recht auf dieses Königreich zu haben behauptete, und Ludwig ihn am meisten fürchtete, so kam es am 11. November 1500 zu Granada zu einem Vertrage zwischen beiden Königen, in welchem sie sich vereinigten, die Eroberung des Landes gemeinschaftlich zu machen, und sich nachher in den Besitz zu theilen. Sie trieben dabei die Heuchelei so weit, zu erklären, daß der König Friedrich von Neapel, weil er mit den Türken verbündet sey, den der Christenheit vom Heilande als ein göttliches Geschenk hinterlassenen Friedensstand störe, und deswegen sein Reich verlieren müsse.

Da der Vertrag ein Geheimniß blieb, so fürchtete Friedrich Niemanden als Ludwig, dem er vergeblich große Anerbietungen machte. Ferdinand's Feldherr, Gonsalvo von Cordova, der mit einem Heere in Sicilien stand, stellte sich, als ob er ihm gegen die Franzosen beistehen wollte, und Friedrich, der nicht ahnete, wie entsetzlich er betrogen war, räumte den Spaniern sogar einige Festungen ein. Als das Französische Heer im Juni 1501 nach Rom gekommen war, zog man die Maske ab. Der Französische und der Spanische Gesandte erklärten dem Papste die Absicht ihrer Herren, und Alexander war ehrvergessen genug, beiden die nachgesuchte Belehnung zu ertheilen. Friedrich konnte beiden Heeren unmöglich widerstehen. Er ergab sich (im August) den Franzosen, worauf ihm Ludwig einen Aufenthalt in Frankreich anwies, und ihm bis an seinen Tod (1504) ein Jahrgeld von 50,000 Livres zahlen ließ. In Tarent befand sich der Sohn des entthronten Königs, Ferdinand, dessen Erzieher, der Graf von Potenza, die Stadt mit rühmlicher Tapferkeit vertheidigte. Gonsalvo

*) Glutz-Blotzheim S. 177. Anm. 73. Es war nicht bloß der Urner Rudolf Turmann, auf den man in der Schweiz zur Rettung der Volksehre alle Schuld werfen wollte.

bekämpfte ihn lange vergebens. Endlich schwur er ihm auf die Hostie, daß der junge Ferdinand frei abziehen könne, wohin er wolle, wenn die Stadt übergeben würde. Die Bedingung ward angenommen, aber kaum war Gonsalvo Herr der Festung, so ließ er den Prinzen gefangen nehmen und schickte ihn nach Spanien *).

So war das Königshaus der Aragonesen von Neapel untergegangen, und Frankreich's Macht im Norden und Süden Italien's auf eine bedenkliche Höhe gestiegen. Vor Allen war dadurch Maximilian gefährdet und des Römisch-Deutschen Reiches Ansehn und Ehre empfindlich verletzt, da ein Vasall desselben, Ludwig Moro, von den Franzosen ohne Weiteres entsetzt worden war. Indeß schloß Erzherzog Philipp, der Sohn Maximilian's und Schwiegersohn Ferdinand's, mit Ludwig einen Vertrag, kraft dessen Ludwig's kaum zweijährige Tochter Claudia und Philipp's anderthalbjähriger Sohn Karl einander künftig heirathen und Mailand erhalten sollten. Auf seines Sohnes Zureden trat Maximilian am 13. October 1501 zu Trident diesem Vertrage bei, und versprach dem Könige von Frankreich die Belehnung mit Mailand.

Indeß entstand in Neapel zwischen Franzosen und Spaniern Streit über die Grenzen, welche man im Vertrage von Granada nicht mit der erforderlichen Genauigkeit bezeichnet hatte, und da beide Höfe ihren Statthaltern die Weisung gaben, aus diesen Zwistigkeiten so viel Vortheil zu ziehen wie möglich, so wurde dadurch der völlige Bruch herbeigeführt **). Im Anfange des Kampfes waren die Franzosen im Vortheil, die Spanier mußten weichen, Gonsalvo sich in Barletta einschließen. So währte der Krieg vom Juni 1502 bis zum Anfang des nächsten Jahres. Um diese Zeit reisete Erzherzog Philipp durch Frankreich, mit Vollmachten seiner Schwiegereltern zu einem Vergleich mit Ludwig. Einen solchen schloß er mit diesem am 5. April 1503 zu Lyon, vermöge dessen die schon versprochenen Kinder Beider, Karl und Claudia, künftig das Königreich Neapel besitzen sollten. Während indeß Ludwig nun alle Verstärkung seiner Italienischen Truppen zurückhielt, hatten die Dinge in Neapel schon eine andere Gestalt bekommen. Die Spanier hatten Hülfsvölker, darunter 2500 Deutsche, erhalten und schlugen am 21. April die Franzosen unter

*) Nè il timor di Dio, nè il rispetto dell' estimatione degl' huomini potette piu, che lo interesse dello stato. Guicciardini V, p. 270.

**) Leo Geschichte der Italienischen Staaten, Bd. V. S. 144.

d'Aubigny bei Seminara in Calabrien, worauf Gonsalvo, der aus Barletta hervorbrach, am 28. bei Cerignola den Vicekönig, Herzog von Nemours, besiegte, welcher selbst auf dem Platze blieb. Danach öffnete die Hauptstadt den Siegern die Thore. Ferdinand aber weigerte sich, den geschloßnen Vertrag zu ratificiren, sey es, daß Philipp wirklich seine Vollmachten überschritten hatte, oder daß dieses nur als Ausflucht diente *). Ludwig gerieth in heftigen Zorn, und machte große Rüstungen zum Kriege. Drei Heere wurden gegen Ferdinand in's Feld gestellt, zwei sollten Spanien angreifen, ein drittes wurde im Mailändischen versammelt, um Neapel zu Hülfe zu kommen. Aber keines derselben erntete Lorbeeren. Das stärkste, nach Neapel bestimmt, kam bis zum Garigliano. Auf der andern Seite des Flusses war Gonsalvo, und so standen sich die Heere einige Monate gegenüber, unter steten Regengüssen waren die Spanier noch größern Entbehrungen ausgesetzt als die Franzosen. Aber unter diesen schwanden bei dem langen Harren Muth und Zucht, und als Gonsalvo in der Nacht vom 27. December über den Fluß gegangen war, schlug er sie völlig. Am 1. Januar 1504 übergaben sie Gaeta, und von dem ganzen stattlichen Heere kamen nur einige traurige Reste nach Frankreich zurück. Ludwig mußte froh seyn, von den Spaniern nicht auch in Oberitalien angegriffen zu werden, und ging am 11. Februar einen Waffenstillstand auf drei Jahre ein, durch welchen er Neapel den Spaniern überließ.

Dieser Neapolitanische Krieg ist auch darum merkwürdig, weil er ein Brennpunct ritterlichen Heldenmuths war, und für die Spanier eine Schule der Kriegskunst. Zu einer solchen machte sie der berühmte Gonsalvo, der wegen seiner hervorstrahlenden Heerführergaben der große Feldherr genannt ward **). Unter den Franzosen hielt ein An-

---

*) Die Französischen Geschichtschreiber klagen Ferdinand der Treulosigkeit und des Truges an, die Spanischen dagegen, wie Mariana, de reb. Hispan. XXVII, 19., stellen den Vertrag als einen wider Ferdinand's Instructionen abgeschlossenen, dem Erzherzoge abgetrotzten dar.

**) „Er sprach: ich wollte lieber Löwen zähmen, als diese Asturier; aber er zähmte sie. Sein Fußvolk bestand aus Leuten, welche die Spanische Erde ihrer Verbrechen wegen nicht mehr litt; aber er machte sie seinem Könige getreu, unter einander ehrbegierig, unermüdlich in Belagerung und Vertheidigung, furchtlos zur Schlacht. Er erfand zuerst die unüberwindliche Verbindung Spanischer, Italienischer und Deutscher Fußvölker zu einem Treffen, und an der Spitze der Leyva, Pescara, Alba, Farnesen, und so vieler berühmter Feldhauptleute, die mit dem Heer, dessen Kern er zuerst gebildet, an anderthalb Jahrhundert beinah nicht aus dem Feld gekommen, steht er billig als der große Hauptmann." Ranke Roman. und German. Völker S. 199

führer, Ludwig von Ars, zuletzt noch die Ehre der Nation aufrecht. Nach der unglücklichen Schlacht am Garigliano, zog er sich an der Spitze einiger Truppen nach Venosa, und verwarf den Antrag, in die Capitulation von Gaeta eingeschlossen zu werden. Vielmehr hielt er durch glücklich ausgeführte Streifereien das Land umher in Unruhe, und schlug einige gegen ihn ausgesandte Spanische Hauptleute. Endlich rief ihn der Befehl seines Königs zurück, aber auch da capitulirte er nicht mit den Spaniern, sondern zog, ohne von ihnen angefochten zu werden, mit den Seinen durch das Königreich und über die Grenze.

Unter seinen Gefährten war ein Krieger, der seinen Ruhm überstrahlt hat, Bayard, den seine Landsleute den Ritter ohne Furcht und ohne Tadel genannt haben. Er hieß eigentlich Pierre du Terrail, und war 1475 in der Dauphinée geboren. Schon wie er Edelknabe des Herzogs von Savoyen war, bewunderte ihn Karl VIII. wegen seiner außerordentlichen Geschicklichkeit und Fertigkeit im Ringstechen, und nachdem er hierauf, obschon ein kaum achtzehnjähriger, blaß und schwächlich aussehender Jüngling, in einem Turniere großen Ruhm davon getragen hatte, nahm ihn der König in seine Dienste. Er machte den Feldzug von 1494 nach Neapel und unter Ludwig XII. die nach Mailand mit. Hier trug er einmal mit funfzig Landsleuten einen Sieg über einen weit stärkern Trupp Italiener davon, und als diese nach Mailand flohen, war er der Einzige unter den nachsetzenden Franzosen, der im Siegesrausch mit durch das Thor ritt. Gefangen ward er vor Ludwig Moro gebracht, dem die Bescheidenheit, die er neben seinem großen Muthe zeigte, so gefiel, daß er ihn mit Pferd und Waffen wieder frei ließ. In dem Neapolitanischen Kriege schloß er sich eng an den tapfern Ludwig von Ars an. Die kühnsten Unternehmungen, die gefährlichsten Wagstücke waren seine Lust. Immer aber zeigte er sich eben so menschenfreundlich, milde und freigebig als muthvoll. Auf einer Streiferei fing er den Spanischen Kriegszahlmeister mit funfzehn tausend Ducaten. Sein Waffengefährte Tardieu, der dem Geldwagen auf einem andern Wege aufgelauert hatte, forderte mit Ungestüm die Hälfte. Dieses Benehmen verdroß Bayard, daher brachte er die Sache vor den Feldherrn; als dieser ihm aber die Summe zugesprochen, gab er Jenem, der indeß sein Unrecht eingesehn, nicht nur von freien Stücken die Hälfte, sondern vertheilte auch die ihm übrig gebliebene unter die Besatzung der Feste Monervino, deren Befehlshaber er war, vor den Augen des erstaunten Kriegs-

zahlmeisters, der sich nur einen Theil der Summe wünschte, um sich auslösen zu können. Als der Ritter dieses vernahm, ließ er ihn ohne Lösegeld frei. Solche Züge einer edlen, ächt ritterlichen Gesinnung erfreuen doppelt, wenn man in einer Zeit, wie die damalige, darauf stößt, wo die Regierungen der Staaten nur Eigennutz, Selbstsucht und Trug gegen einander zeigten.

Gonsalvo, dem Ferdinand Neapel's Besitz verdankte, glaubte, es sey nöthig und es gebühre ihm, daß er in dem eroberten Lande, wo er hoch verehrt wurde, mit einiger Ungebundenheit walte. Dies gab seinen Feinden einen willkommenen Anlaß, ihn am Spanischen Hofe anzuschwärzen, und der argwöhnische Ferdinand öffnete diesen Klagen sein Ohr, wie er es gegen Columbus gethan, nur daß Gonsalvo's stolzes, herrisches Benehmen allerdings einigen Anlaß zur Unzufriedenheit geben konnte. Nun starb Isabella, es entstand die Frage, ob Neapel für Aragonien oder für Castilien erobert sey, Philipp erhob Ansprüche, und Gonsalvo schien einen Augenblick zu zweifeln, auf wessen Seite er sich wenden solle. Er wurde sogar beschuldigt, selbst nach der Krone zu streben. Ferdinand ging daher selbst nach Neapel, wo Gonsalvo ihm unbefangen entgegen kam, so daß er ihn mit großer Auszeichnung behandelte, und ihm sogar ein förmliches öffentliches Zeugniß seiner unverbrüchlichen Treue ausstellte. Als er aber Neapel verließ (1507), nahm er ihn mit nach Spanien, wo er ihm bald auf seine Güter zu gehen befahl, und den großen Feldhauptmann in Unthätigkeit und Dunkelheit sterben ließ.

---

7. Alexander VI. und Cäsar Borgia.

Um die Zeit, wo das Französische Heer an den Garigliano rückte, war Alexander VI. nicht mehr unter den Lebenden, und die Macht seines Sohnes Cäsar in Auflösung begriffen. Es ist daher hier der Ort, Einiges aus der Geschichte beider Männer nachzuholen, die zu den fluchwürdigsten gehören, welche die Geschichte kennt.

Unter den Söhnen Alexander's VI. war der zweite, Cäsar, ein Jüngling, der die Kraft des Spaniers und den wilden Feuergeist der Italienerin in sich verband, des Vaters Liebling. Aus seinem dunkelrothen Gesichte strahlten ein Paar feurige, stets rollende Augen hervor. Schon früh übertraf er alle seine Gespielen in der Führung der

Waffen und der Kunst, wilde Pferde zu tummeln; mit einem Hiebe schlug er im Laufe den Kopf eines Stiers herunter. Es fehlte ihm nicht an der Geisteskraft, ein Ziel unverwandt, kühn und mit Anstrengung zu verfolgen, aber zugleich besaß er des Vaters ungezähmte Wollust und Herrschgier, und seine grausame Nachlust.

Anfangs war Alexander VI. sparsam mit Gunstbezeigungen gegen seine Söhne, um die Menge zu täuschen, aber bald überhäufte er sie mit Pfründen. Cäsar erhielt das Erzbisthum Valencia und das Bisthum Pampelona, ja er wurde sogar zum Cardinal erhoben, nachdem einige falsche Zeugen seine eheliche Geburt beschworen, und ihm einen falschen Vater angedichtet hatten. Aber mit geistlichen Würden, die mit dem Tode des Besitzers an einen Fremden fallen, wollte Alexander seine Nachkommenschaft nicht allein bereichern. Aus ihr sollte wo möglich eine Fürstenfamilie hervorgehen, und für sie eine feste auf alle Folgezeit vererbliche Herrschaft in Italien gegründet werden. Es war dies nichts schlechthin Unerhörtes, Sixtus IV. hatte schon den Plan gefaßt, für seinen Neffen Riario ein Fürstenthum zu gründen. Wie aber Alexander und sein Sohn Cäsar in der Energie und Kühnheit, mit welchen sie ihre Pläne verfolgten, diesen Papst weit hinter sich ließen, so auch in Verruchtheit und Freveln.

Nachdem Karl VIII. genöthigt worden war, Italien zu verlassen, beschloß der Papst, die Familie der Orsini, weil sie es mit den Franzosen gehalten hatte, zu Gunsten der Seinen ihrer Güter zu berauben. An die Spitze der dazu bestimmten Truppen stellte er seinen ältesten Sohn Johann, der von Ferdinand dem Katholischen den Titel eines Herzogs von Gandia erhalten hatte. Der Versuch mißlang; statt dessen trennte Alexander die Stadt Benevent vom Kirchenstaate, machte ein unabhängiges Herzogthum daraus, und beschenkte seinen ältesten Sohn damit. Kurze Zeit nachher ward Johann, als er in der Nacht mit seinem Bruder Cäsar von ihrer Mutter zurückkehrte, und sich unterweges von diesem getrennt hatte, ermordet. Als er nicht zum Vorschein kam und ängstlich gesucht ward, sagte ein Arbeitsmann aus, daß er einen Leichnam habe in die Tiber werfen sehen, und auf die Frage, warum er dies nicht sogleich dem Stadtrichter angezeigt habe, erwiederte er: er habe in seinem Leben wol hundert Leichname in den Fluß werfen sehen, und es sey nie die geringste Untersuchung deswegen angestellt worden. Der allgemeine, für die Nachwelt durch bewahrte Zeugen bestätigte Verdacht fiel auf den schändlichen Cäsar, den

die letzte Erhebung seines Bruders bis zur Wuth neidisch gemacht hatte. Ja das Gerücht beschuldigte ihn auch einer andern Eifersucht aus einem noch weit schändlichern Grunde. Beide Brüder nämlich, sagt man, waren von einer lasterhaften Neigung zu ihrer Schwester erfüllt, der berüchtigten Lucretia Borgia, welche damals in Rom ein ihrer Familie würdiges Leben führte; der ältere aber sey der begünstigtere gewesen *). Alexander war über die Nachricht vom Tode seines ältesten Sohnes nicht wenig erschrocken, und betrauerte ihn sehr; allein entweder erfuhr er den Urheber der That nicht, oder das Vergeben kostete ihm wenig Mühe, genug, Cäsar verließ mit des Vaters Bewilligung den geistlichen Stand, und ward nun, seinem heißen Wunsche gemäß, zur Erwerbung einer weltlichen Herrschaft für das Haus Borgia bestimmt.

Zur Bildung eines solchen Gebiets waren die Besitzungen der adligen Herren und päpstlichen Vicare in der Romagna und der Mark Ancona ausersehen. In der Nähe Rom's trieben die Parteien der Orsini und der Colonna ihr Wesen, als Häupter, jene der Guelfen, diese der Gibellinen angesehn, unter welchen alten Namen der Haß der Geschlechter, deren Ahnen einst zu diesen Factionen gehört, fortlebte. Diese und die meisten anderen Lehnsleute der Römischen Kirche hielten Kriegsvolk und waren als Condottieri zu betrachten. Alexander war Anfangs gegen die Colonna gewesen, dann hatte er sich, wie schon erwähnt ist, gegen die Orsini gewandt, dann wiederum angefangen die Colonna zu verfolgen; sein eigentlicher Plan war, beider Factionen völlig Meister zu werden. In jenen entfernteren Provinzen waren die Vasallen fast zu unabhängigen Fürsten geworden, sie herrschten willkürlich, oft gewaltthätig, aber das Daseyn vieler kleinen Fürsten neben einander hatte auf Leben und Bildung auch manchen wohlthätigen Einfluß **).

---

*) Impatiente oltre a questo, ch'egli avesse piu parte di lui nell' amore di Madonna Lucretia sorella comune. Guicciardini III. p. 182. Sogar den Vater bezüchtigt das Gerücht desselben Incests, welches man, obschon die Stimmen der Zeitgenossen ziemlich stark lauten, als allzu unnatürlich gern bezweifelt. Vgl. Henke zu Roscoe's Leben Leo's X., Th. I. S. 371 fg.

**) „Gegen ihre Unterthanen übten sie alle die volle fürstliche Gewalt, und mißbrauchten sie nicht selten —— doch waren an ihren Hofhaltungen Künste und Wissenschaften geehrt; ein feiner geselliger Ton, Sinn für gebildeteren Lebensgenuß verbreitet sich aus ihrer Nähe, und die Menge dieser kleinen Gewaltsboten machte jede Individualität frei, ließ, wer von dem einen verfolgt war, bei dem andern oder bei dazwischen

Es war eine Verpflichtung, welche Ludwig XII. in dem, der Eroberung von Mailand vorangegangenen Vertrage mit dem Papste übernahm, ihm Unterstützung zur Eroberung der Romagna zu gewähren. So erhielt Cäsar, der neue Herzog von Valentinois, Französische und Schweizerische Hülfstruppen, und entriß Imola, Forli, Pesaro, Rimini, Faenza, späterhin auch Urbino und Camerino ihren Besitzern. Wo Waffengewalt nicht ausreichte, halfen treulose Ränke; der junge Astorre Manfredi, Herr von Faenza, ward wider den Vertrag, der ihm Freiheit und Sicherheit zusagte, ermordet, nachdem vorher ein schändlicher Frevel an ihm verübt war.

Um dieselbe Zeit ließ Cäsar seinen Vetter, den Cardinal Johann Borgia, vergiften. Den dritten Gemahl seiner Schwester Lucretia, Alfons, Herzog von Bisaglia, einen natürlichen Sohn König Alfons' II. von Neapel, ließ er mörderisch überfallen, und da er an den erhaltenen Wunden nicht starb, in seinem Bette erdrosseln. Da es zu den vielen Kriegszügen und sonstigen Ausgaben an Gelde fehlte, so nahm man zu jeder Art von Erpressungen seine Zuflucht. Reiche Leute, besonders Prälaten, wurden gezwungen, den Papst zum Erben einzusetzen, oder man entriß ihnen gleich nach ihrem Tode ihre Güter. Die erledigten Aemter wurden dann wieder an den Meistbietenden verkauft. Dann nahm man auch zu Gewalt und Mord seine Zuflucht. Alle Nächte fand man Erschlagne. Bei bedeutenden Todesfällen dachte man sogleich an Vergiftungen durch den Papst *). Die Reichthümer, welche dieser auf so schändlichen Wegen an sich riß, wurden von ihm und seinem Sohne in den ausschweifendsten Lustbarkeiten vergeudet. Was die alten Römischen Kaiser an Schamlosigkeit und Verschwendung verübt hatten, kehrte in diesen Bacchanalien wieder; ja man achtete die Stimme des Volkes so wenig, daß der Lärm dieser Gelage nicht einmal schwieg, als sich zur Feier des Jubeljahres von 1500 viele Tausend andächtige Christen in Rom versammelt hatten.

Wie Cäsar päpstliche Vicare und Kriegshauptleute bekämpft und vernichtet hatte, so hatte er andere derselben in seine Dienste genommen. Da sie aber gewahrten, daß er immer weiter um sich griff, und mit Recht fürchteten, daß die Reihe nun auch an sie kommen würde,

---

liegenden freien Gemeinwesen Schutz, jeden Rührigen, Begabtern den Platz finden, wo er sich am freudigsten, zierlichsten im eigenthümlichen Wuchse entwickeln konnte." Leo, Geschichte der Ital. Staaten. Th. V. S. 134.

*) Ranke, die Römischen Päpste. Bd. I. S. 50.

schlossen sie ein Bündniß, seinen ferneren Anmaßungen mit aller Macht entgegenzuwirken (1502). Paul Orsini, der Herzog von Gravina aus derselben Familie, Vitellozzo Vitelli, Oliveretto von Fermo und mehrere andere Häupter gehörten zu diesem Bunde. Als Cäsar's Truppen ein Treffen gegen sie verloren hatten, nahm er zu seiner oft gebrauchten Waffe, zu treulosem Verrath, seine Zuflucht. Er stellte sich ganz freundschaftlich gegen die Verbündeten, machte ihnen herrliche Anerbietungen, versicherte, daß seine Eroberungen eben so sehr auf ihren als auf seinen Vortheil berechnet wären, und lockte sie dadurch wirklich in die Falle. Während er seine Macht in der Stille auf alle Weise verstärkte, wurde unterhandelt, und der Erfolg war ein Freundschaftsbündniß, in welchem Jene sich verpflichteten, ihm auf seinen Feldzügen beizustehen. Sie griffen darauf für ihn Sinigaglia an, und eroberten es; das Schloß wollte sich nur Cäsarn selbst ergeben. Dieser verhieß nun, deswegen von Fano herbeizukommen, und ersah sich dabei zugleich die Gelegenheit, seine neuen Freunde zu verderben. Die vier oben genannten Häupter ritten ihm entgegen, als er sich mit seiner ganzen Macht Sinigaglia näherte, und wurden mit heuchlerischer Freundschaft empfangen. Aber kaum waren sie in die Stadt gekommen (31. Dec. 1502), so ließ Cäsar sie gefangen nehmen, und Vitellozzo und Oliveretto noch in derselben Nacht erwürgen. Voll Freude über die so glücklich gelungene Verrätherei eilte der Papst, sie zu vollenden, indem er zwei andere Orsini, von welchen der eine Cardinal, der andere Erzbischof von Florenz war, zu sich lockte und gefangen nehmen ließ. Hierauf ließ Cäsar auch die beiden anderen Gefangenen ermorden; der Cardinal Orsini wurde im Kerker vergiftet.

Aber für so viele Frevel nahte nun die rächende Vergeltung. Alexander VI. starb am 18. Aug. 1503 an Gift, welches er im Einverständniß mit seinem Sohne mehreren zu einem Gastmahle geladenen Cardinälen reichen lassen wollte, um sich nach ihrem Tode ihrer Schätze zu bemächtigen. Aber durch ein Versehen verwechselte der Diener die Becher, und der Streich fiel auf das schuldige Haupt der Urheber zurück *). Keine Kunst der Aerzte konnte den Papst retten; Cäsar's Riesennatur widerstand dem Gifte, aber während seiner Krankheit zerrann seine Macht, der größte Theil der Romagna

*) Die Erzählung ist mit Unrecht bezweifelt worden. S. Ranke Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, S. 34.

ging für ihn verloren. Er, der Meister aller Schlauheit und Arglist, hatte alle Fälle berechnet, nur den nicht, daß er beim Tode seines Vaters krank seyn könne *). Nachdem er mit dem Papste Julius II. in Zwist gerathen war, wandte er sich nach Neapel zu Gonsalvo von Cordova. Dieser behandelte ihn anfangs sehr freundlich und zuvorkommend, dann aber nach erhaltenem Befehle von seinem Herrn, ließ er ihn plötzlich festnehmen und nach Spanien bringen. Dort saß Cäsar zwei Jahre auf dem Schlosse Medina del Campo; dann gelang es ihm, zu entkommen. Er begab sich zu seinem Schwager, dem Könige Johann d'Albert von Navarra, stand diesem in einem Kriege mit einem seiner Vasallen bei, und fiel im Treffen bei Viana (1507). Von allen seinen Bestrebungen ist nichts übrig geblieben, als das Andenken seiner Unthaten.

---

8. Papst Julius II., der Bund von Cambray und die Vertreibung der Franzosen aus Italien.

(1503—1513.)

Die Unterstützung, welche Ludwig XII. Cäsar Borgia gewährt, die ihm wenig Ehre gebracht, vielmehr den gerechten Unwillen der Italiener aufgeregt hatte, war vorzüglich durch den Cardinal Amboise veranlaßt worden. Dieser nämlich, welcher von dem Wunsch, Papst zu werden, ganz erfüllt war, und diesem Streben jede andere Rücksicht nachsetzte, war von Cäsar durch das Versprechen gewonnen worden, beim Tode seines Vaters seinen ganzen mächtigen Einfluß für seine Wahl zu verwenden. Da aber Borgia, als dieser Fall eintrat, selbst mit dem Tode rang, war dieser Einfluß nicht bedeutend, und selbst die Nähe des eben nach Neapel ziehenden Französischen Heeres konnte die Cardinäle nicht zu Amboise's Ernennung einschüchtern. Man wählte, eigentlich nur um Zeit zu gewinnen, einen kranken Greis, der sich Pius III. nannte, und schon nach wenigen Wochen starb (18. October 1503). Da nun Amboise einsah, daß er es nicht durchsetzen würde, selbst gewählt zu werden, so beförderte er mit den ihm anhängenden Cardinälen die Erhebung des Cardinals Julian von Rovere, weil die-

---

*) Disse che avea pensato a tutto quello che potesse nascere morendo il padre, e a tutto aveva trovato rimedio, eccetto che non pensó mai in su la sua morte, di stare ancora lui per morire. Macchiavelli Principe c. 7.

ser, als ein bittrer Feind Alexander's VI., während dessen Herrschaft fast immer in Frankreich gelebt hatte, und die Interessen dieses Reiches ganz zu den seinigen gemacht zu haben schien.

Der neue Papst, welcher den Namen Julius II. annahm, war ein Mann von ausgezeichnetem Verstande, heftigem, aber festem und entschlossnem Sinne. Ein geistlicher Papst war er freilich nicht, vielmehr sehr weit von dem Bilde entfernt, welches man sich von einem rechten Oberhirten der Christenheit zu machen berechtigt ist. Seine Neigung ging auf Krieg und Eroberung, aber nicht zu Gunsten von Söhnen oder Neffen, sondern des Staates der Kirche selbst. Diesen wiederherzustellen und zu erweitern, war der Zweck, der seine ganze Seele einnahm. Die damalige Welt hielt ihn nicht nur für rühmlich, sondern auch für religiös *). Julius verfolgte ihn mit eben so vieler Klugheit als Beharrlichkeit, und erreichte ihn. Die Vasallen der Kirche brachte er zum Gehorsam; nur die Venetianer, welche die nach Alexander's VI. Tode entstandenen Verwirrungen benutzten, in der Romagna Eroberungen zu machen, achteten nicht auf seine Ermahnungen, sich nicht an Kirchengut zu vergreifen. Dagegen brachte er den Herrn von Perugia, Baglione, der ihm nicht gehorchen wollte, durch seine bloße Erscheinung zur Unterwerfung, und den Herrn von Bologna, Bentivoglio, mit Hülfe Französischer Waffen (1506). Sonst war in dieser Zeit in Italien Friede, mit Ausnahme des Krieges von Florenz gegen Pisa, der noch bis 1509 fortdauerte, wo sich die Pisaner ihren siegreichen Feinden ergeben mußten, doch einen billigen Vertrag erhielten.

Ueber Neapel war, wie oben erwähnt ist, ein Waffenstillstand zwischen Frankreich und Spanien abgeschlossen, doch herrschte zwischen den beiderseitigen Herrschern noch ein großer Kaltsinn. Dieser führte eine enge Verbindung zwischen Ludwig und dem von Ferdinand mit Ungunst angesehenen Erzherzog Philipp so wie dessen Vater Maximilian herbei. Am 22. September 1504 wurden zu Blois Verträge zwischen diesen drei Herrschern unterzeichnet, wonach die Prinzessin Claudia in dem Fall, daß Ludwig keine Söhne hinterlassen sollte, ihrem künftigen Gemahl Karl nicht nur Mailand mit Genua und den Anspruch auf Neapel als Mitgift zubringen sollte, sondern auch als mütterliches Erbtheil die Bretagne, und außerdem die Grafschaft Blois und das Herzogthum Burgund. Hierauf ertheilte auch Maximilian dem Könige

*) Ranke, Päpste, Bd. I. S. 55.

von Frankreich in der Person seines Stellvertreters, des Cardinals von Amboise, die bis dahin noch immer hinausgeschobene Belehnung mit Mailand. Aber in Frankreich betrachtete man jene Verträge wie den Entwurf zu einer Reichstheilung, da die Hoffnung, daß dem Könige noch ein Sohn geboren werden sollte, gering war, und Ludwig selbst, als er im Frühling des Jahres 1505 schwer erkrankte, empfand bittre Reue. Seinem Gewissen kam Amboise zu Hülfe, indem er ihn als päpstlicher Legat seines Eides entband, und da Ferdinand der Katholische aus Haß gegen Philipp sich ihm näherte, so schloß er mit diesem am 12. October ein Bündniß, durch welches er ihm seine Nichte Germaine de Foix vermählte, und dieser seine Rechte auf Neapel abtrat. Um vor der Welt die Ehre so viel als möglich zu retten, wurde im Mai 1506 eine Versammlung der Stände zu Tours gehalten. Die Abgeordneten baten, nach einer augenscheinlich vorher getroffnen Verabredung, den König, seine Tochter Claudia mit dem Grafen Franz von Angouleme, welcher der vermuthliche Thronerbe war, zu vermählen. Hierauf meldete Ludwig dem Statthalter der Niederlande, er habe sich diesem Begehren um so mehr fügen müssen, weil die Heirath mit dem jungen Karl seinem zu Rheims geleisteten Krönungseide, nie in eine Verkleinerung des Reiches zu willigen, zuwider gewesen wäre. Damit waren denn die Verträge von Blois aufgekündigt. So war damals die Politik der Herrscher, eben so wetterwendisch als treulos. Man verband sich und trennte sich nach den stets wechselnden Standpunkten für die Interessen des Augenblicks, indem man bald auf dieser, bald auf jener Seite mehr Vortheil und Gewinn zu erndten hoffte, und so drehen sich die äußeren Verhältnisse der Staaten in dem Kreise von Bündnissen und Gegenbündnissen, worin man die Rolle von Freund und Feind unaufhörlich wechselt.

Philipp scheint entschlossen gewesen zu seyn, die erfahrne Schmach zu vergelten, sobald er sich Castilien's völlig versichert haben würde, aber es raffte ihn, wie oben erzählt ist, der Tod noch in demselben Jahre hin. Maximilian fühlte seinen alten Haß gegen Frankreich von Neuem aufflammen, und würde gewiß nicht unterlassen haben, durch Krieg Rache zu nehmen, wenn das Deutsche Reich ihn nur in den dazu erforderlichen Stand hätte setzen wollen. In seinem Sohne war ihm ein mächtiger Bundesgenosse in's Grab gesunken. Indeß näherte sich ihm der Papst, der auf Ludwig XII. zürnte, theils weil dieser die Vertreibung der Bentivoglio, die von Mailand aus Pläne auf Bologna

machten, verweigerte, theils wegen des Königs Verfahren gegen Genua. Es war nämlich in dieser Stadt eine Empörung des geringern Volkes gegen die Franzosen und den von ihnen begünstigten Adel ausgebrochen; es hatte die Oberhand gewonnen, sich von Frankreich ganz losgemacht und einen Dogen ernannt, einen Seidenfärber seines Gewerbes, aber einen Mann von vielen Gaben. Als aber Ludwig, der sich selbst an die Spitze eines durch Schweizerische Söldner verstärkten Heeres gestellt hatte, heranzog, flohen die Genueser mit einer Bestürzung, die ihrer eben gezeigten Keckheit gleich kam *), aus dem Passe, den sie vertheidigen sollten, und nachdem ihre Truppen überall zurückgedrängt waren, übergaben sie die Stadt unbedingt. Ludwig hielt am 29. April 1507 seinen Einzug, das entblößte Schwert in der Hand. Auf das flehentliche Bitten der Behörde und des Volkes sprach er zwar das Wort der Verzeihung aus, ließ aber neun und siebzig Bürger hinrichten, legte der Stadt eine schwere Kriegssteuer auf, vernichtete alle ihre Privilegien, und baute eine Citadelle, sie im Zaume zu halten. Dringend hatte sich der Papst für sein Vaterland (er war aus Savona) verwendet, und es kränkte ihn eben so tief, daß der König gar keine Rücksicht darauf nahm, als die durch die Unterjochung der Stadt erhöhte Macht Frankreich's in Italien ihn besorgt machte. Darum forderte er den dadurch nicht minder beunruhigten Maximilian auf, nach Italien zu kommen und in Rom die Kaiserkrone zu empfangen. Maximilian versammelte ein Heer, und verlangte von Venedig den Durchzug. Der Senat schwankte, doch siegte die Frankreich geneigte Partei, und dem Römischen Könige ward die Antwort, man würde ihn ehrenvoll empfangen, wenn er ohne Heer kommen wollte, den bewaffneten Durchzug könne man ihm nicht gestatten. Hierauf entsagte Maximilian dem Vorsatz, nach Rom zu gehen, und nahm am 3. Februar 1508 zu Trident den Titel eines erwählten Römischen Kaisers an, welchen der Papst nachher bestätigte, doch die Venetianer gedachte er zu züchtigen, und wandte gegen sie die Waffen, mit welchen er die Franzosen hatte zurückdrängen wollen. Bald aber verließ er das Heer; in seiner Abwesenheit rieb der Venetianische Feldherr Alviano eine Abtheilung desselben gänzlich auf, und eroberte Friaul und Istrien.

*) Rex cum Genuensibus finibus appropinquasset, statim signa apparere coeperunt, quam leviter fundata sint imperitae multitudinis consilia, in discriminibus absentibus contemnendis ferocis, in praesentibus subeundis ignavae. Folieta, Hist. Gen. XII. fol. 288, rect. Ed. 1585.

Ohne Mittel, das verlorne Kriegsglück wieder herzustellen, schloß der Kaiser mit der siegreichen Republik am 20. April einen Waffenstillstand, wonach sie ihre Eroberungen einstweilen behielt.

Ueber diesen Waffenstillstand empfand Ludwig einen solchen Zorn gegen die Venetianer, daß er sich von ihm zur Vereinigung mit Maximilian führen ließ, und beide Fürsten suchten in diesem gemeinsamen Groll die Lösung alles ihres Haders. Nicht zum ersten Mal fanden sie sich in diesem Gedanken zusammen. Schon der eine jener zu Blois geschlossenen Verträge war gegen Venedig gerichtet gewesen und hatte eine Theilung seines Gebiets auf dem festen Lande von Italien bezweckt. Es befand sich dieser Staat damals auf einem hohen Gipfel des Wohlstandes und der Macht. Außerhalb Italien's besaß er noch die Küste von Dalmatien, Candia und andere Griechische Inseln und Städte und Cypern. Seinem Handel, der Quelle seiner Reichthümer, drohten freilich durch die Seefahrten der Portugiesen empfindliche Verluste, aber sie waren noch sehr wenig fühlbar. Noch wurden durch Einfuhr und Ausfuhr der Waaren mehr als dreitausend Schiffe beschäftigt *), und außerdem sandte die Regierung alljährlich zum Behufe des Handels Geschwader nach den vorzüglichsten Häfen, eines nach dem schwarzen Meere, ein zweites nach Cypern, ein drittes nach Syrien, ein viertes segelte nach den westlich gelegenen nordafricanischen Küsten, durch die Straße von Gibraltar nach Marocco, dann nördlich nach Brügge, Antwerpen und London. Hier tauschte man gegen die mitgebrachten Waaren Produkte des Nordens ein und setzte sie auf der Rückfahrt wieder in Französischen, Portugiesischen, Spanischen und Italienischen Häfen ab. Man berechnet, daß diese Flotten jährlich für zehn Millionen Ducaten Waaren in's Ausland brachten, wovon nach Abzug aller Kosten ein Fünftel als Gewinn blieb. Und so bedeutend war der Landhandel, daß der Werth der Ausfuhr nach der Lombardei allein in einem Jahre 2,789,000 Ducaten betrug **). Solche Reichthümer der Bürger gaben der Republik Einkünfte, welche hinter denen des Königs von Frankreich nicht sehr zurückstanden, und ihren schönsten Abglanz in der Pracht und Herrlichkeit der Hauptstadt fanden, deren Anblick den Fremden Erstaunen und Bewundrung einflößte ***). Venedig über-

*) Daru Histoire de Venise, T. III. p. 43.

**) Daselbst T. II. p. 187. Daru berechnet den Werth des Venetianischen Rechnungsducaten auf 4 Francs 35 Cent.

***) Comines, welchen Karl VIII. als Gesandten nach Venedig schickte, sagt, VII.

traf fast alle Staaten an Einheit und Festigkeit der Regierungsgrundsätze, an Zweckmäßigkeit der Einrichtungen, Ordnung des Staatshaushalts, und bildete durch alles dieses eine Macht, deren Bedeutung weit über das Verhältniß seiner äußern Ausdehnung hinausging. Die Fürsten waren von Neid und Eifersucht auf einen solchen Staat erfüllt. Auch strebte er, sich noch immer mehr auszubreiten. Wir haben gesehen, wie er sich Theile des Mailändischen und der Romagna zueignete.

Am 10. December 1508 unterzeichneten die Statthalterin der Niederlande Margarete im Namen ihres Vaters, des Kaisers Maximilian, und der Cardinal von Amboise im Namen seines Königs zu Cambray einen Vertrag, welchem zufolge diese Fürsten so wie der Papst und der König von Aragonien der Republik alle Gebiete abnehmen wollten, die nach ihrer Behauptung ihnen rechtmäßig gebührten: Ludwig, was er ihr erst kürzlich von Mailand abgetreten, der Kaiser für das Reich Padua, Vicenza und Verona, und andere Landstriche für Oesterreich, der Papst die Städte in der Romagna, Ferdinand mehrere Küstenplätze in Neapel. Auch der König von Ungern, die Herzoge von Savoyen und Ferrara und der Markgraf von Mantua sollten aufgefordert werden, in den Bund zu treten. Es war ein Bündniß, eben so unweise und wider alle Staatsklugheit verstoßend, als ungerecht und unwürdig. Denn jedem der Theilnehmer drohte von der Machtvergrößerung der übrigen in Italien weit mehr Gefahr als von Venedig. Dies schien jedoch Keiner zu erwägen als der Papst. Obschon für ihn die Wiedererlangung der zum Gebiete der Kirche gehörigen Städte eine Angelegenheit von großer Wichtigkeit war, und er deshalb den König von Frankreich früher selbst wider die Venetianer aufgeregt hatte; obschon er ihnen noch überdieß zürnte, weil sie den Bentivoglio Zuflucht gewährten, und seinen Neffen als Bischof von Vicenza, wozu er ihn ernannt hatte, nicht anerkennen wollten: zögerte er doch am längsten mit der Ratification des Bündnisses. Ja er war es, der der Republik, für die es noch ein strenges Geheimniß bleiben sollte, Kunde davon gab, und sich erbot, zurückzutreten und für die Auflösung des Bundes zu wirken, wenn man ihm Faenza und Rimini herausgeben wollte. Aber im Rathe der Zehn überwog die Meinung: es sey zu gefährlich für die Republik, von dem Grundsatze, daß sie nie wieder zurückgebe,

---

15: c'est la plus triomphante cité que j'aye jamais veue, und vom Arsenal: qui est la plus belle chose qui soit en tout le demourant du monde au jour d'huy et la mieulx ordonnée pour ce cas.

was sie einmal gewonnen, abzuweichen *), und der Antrag ward verworfen. Die Republik glaubte, durch ihre Geldmittel, durch welche sie zahlreiche Streitkräfte aufbieten konnte, dem Sturme gewachsen zu sein.

In der That war ihr Heer dem Französischen überlegen, mit welchem Ludwig im Frühling 1509 sie anzugreifen kam, während der Papst eine Bannbulle gegen sie erließ. Aber die Venetianische Macht ward durch die Verschiedenheit der Sinnesart und der Grundsätze gelähmt, welche zwischen ihren Heerführern, dem bedächtigen, zaudernden Pitigliano und dem kühnen, raschen Alviano, obwaltete. Dadurch ging die Schlacht bei Agnadello oder Vaila am 14. Mai, an welcher der König selbst Theil nahm, für die Venetianer so verloren, daß nur wenige Plätze widerstanden, Ludwig noch vor dem Ende des Monats im Besitze alles dessen war, was ihm der Vertrag verhieß, und die übrigen Verbündeten, die bisher noch gezögert hatten, sofort den Angriff begannen. Der Papst und Ferdinand nahmen die von ihnen angesprochnen Orte, der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua diejenigen, welche die Republik meist von ihren Vorfahren erobert hatte, andere wurden von kaiserlichen Truppen besetzt. Das Venetianische Heer war bis an die Lagunen zurückgedrängt, in der Hauptstadt herrschten Schrecken und Bestürzung. Da entschloß sich die Regierung, die Städte und Gebiete des Festlandes des Eides der Treue zu entlassen, sey es in der Verzweiflung, sie retten zu können, oder in kluger Erwägung, daß die Kräfte für die Zeit des Sturmes concentrirt werden müßten. Zugleich suchte sie ihre Feinde durch Unterhandlungen zu trennen, und machte besonders dem Kaiser große Anerbietungen, welche dieser aber zurückwies.

Als die Truppen Maximilian's nach Verona, Vicenza und Padua auch Treviso in Besitz nehmen wollten, erhob ein Schuhmacher das Geschrei San Marco, das Volk fiel ihm bei, und die Besetzung ward verhindert. Dies war der erste Glücksstrahl, welcher der Republik wieder leuchtete. Hierauf ward auch Padua mit Hülfe der Einwohner wieder gewonnen. Das Volk in den abhängigen Landschaften fühlte, daß sein Gedeihen mit dem see- und handelsmächtigen Venedig zusammenhinge, und daß es bei der Herrschaft der Fremden nur verlieren

*) Essendo titolo inveterato gia molt' anni in tutta Italia, che il Senato Vinitiano non lasciava giamai quel che una volta gl'era pervenuto nelle mani. Guicciardini VIII. p. 415.

könne *). Die Freilassung aus dem Gehorsame der Republik hatte es nicht gleichgültig für sie gemacht, sie hatte sein Selbstgefühl erweckt, und die Welt konnte gewahren, daß auch aristokratische Regierungen, selbst bei der strengsten Ausschließung ihrer Unterthanen von politischen Rechten, die Zuneigung derselben erwerben können.

Padua wieder zu gewinnen, kam der Kaiser mit dem größten Heere, welches er je zusammengebracht, herbei; es zählte mit Inbegriff Französischer und Spanischer Hülfsvölker, die zu ihm stießen, gegen funfzig tausend Mann. Er betrieb die Belagerung anfangs mit außerordentlicher Thätigkeit, und leitete selbst das Geschützwesen. Als aber die Landsknechte durch die geschossene Bresche eindringen wollten, wurden sie zurückgeworfen. Maximilian forderte die Französischen Gensdarmen auf, abzusitzen, um an einem neuen Sturme Theil zu nehmen, sie weigerten sich aber auf Bayard's Rath, weil sie aus lauter Edelleuten bestünden, und nicht neben Leuten gemeiner Herkunft streiten könnten. Auch die deutschen Ritter lehnten es ab, zu Fuß zu kämpfen. Hierüber unmuthig und mit seiner gewöhnlichen Unbeständigkeit verließ Maximilian das Lager und Italien, und befahl die Belagerung aufzuheben. Es geschah am 3. October, nachdem sie achtzehn Tage gedauert hatte. Geldmangel nöthigte ihn zugleich, den größten Theil des Heeres zu entlassen, während die Venetianer, von den Bauern unterstützt, viele ihnen abgenommene Orte wieder gewannen.

Nicht minder günstig wurde der Republik die Stimmung des Papstes. Mit Widerwillen hatte er sich entschlossen, sie zu bekämpfen; nur jene Rücksicht, der er alle andern unterordnete, die Wiederherstellung des Kirchenstaats, hatte ihn dazu bewegen können. Im Hintergrunde seiner Seele lagen ganz andere Pläne. Er haßte die Franzosen höchlich, ihre Herrschaft in Italien schien ihm die gefährlichste, er wollte sie, die Barbaren, wie sie von den Italienern genannt wurden, hinaustreiben. Von den Venetianern hatte er, was er verlangte, nun söhnte er sich völlig mit ihnen aus, indem er sie am 24. Februar 1510 vom Bann befreite, überzeugt, in ihnen natürliche und nützliche Verbündete zu finden. Um Ferdinand zu gewinnen, ertheilte er ihm die Belehnung mit Neapel; dieser König, von den Venetianern befriedigt, hatte ohnehin kein Interesse mehr, sie zu bekämpfen. Auch den Kaiser hätte Julius sehr gern mit der Republik ausgesöhnt. Er glaubte seinen Ein-

*) Leo a. a. O. S. 209.

fluß groß genug, ihm die Abtretung von Verona, welche er verlangte, zu verschaffen, aber der Senat verweigerte sie. So sehr hatte sich die Lage der Dinge schon geändert.

Daher ging der Krieg Maximilian's gegen Venedig mit Französischer Unterstützung fort. Er führte große Verwüstungen herbei, da die vom Kaiser ohne Sold gelassenen Landsknechte sich durch Rauben und Plündern halfen, und Auftritte solcher Unmenschlichkeit, daß die Franzosen einmal mehrere Tausend Menschen, die sich in eine unterirdische Höhle, die Grotte von Masano genannt, geflüchtet hatten, durch Feuer, welches sie am Eingang anzündeten, erstickten und verbrannten. Indeß enthüllte der Papst seine Pläne. Er that den Herzog von Ferrara, einen mit Ludwig eng verbündeten Fürsten, in heftigen Ausdrücken in den Bann. Aber seine ersten Versuche mißlangen. Sie waren vorzüglich auf die Schweizer berechnet, deren Bündniß mit Frankreich 1509 abgelaufen, und von Ludwig nicht erneuert worden war, theils weil er ohne so viele Kosten die Schweizer durch die Landsknechte zu ersetzen, theils auch ohne Bewilligung der Obern Söldner von jenen genug zu erhalten hoffte *). Für den Papst unterhandelte jetzt der Walliser Matthäus Schinner, Bischof von Sitten und nachher Cardinal, ein gelehrter und beredter, mit Julius in glühendem Franzosenhasse übereinstimmender Mann, und brachte ein Bündniß auf fünf Jahre „zum Schutze der Kirche" zu Stande. Hierauf zogen achttausend Eidgenossen in das Mailändische, da sie aber Mangel litten, nahmen sie Französisches Geld **) und kehrten um. Nun kam die Reihe, angegriffen und bedrängt zu werden, an den Papst. Um sich mit kirchlicher Autorität zu waffnen, versammelte Ludwig die Geistlichkeit seines Reiches zu Tours, und legte ihr die Frage vor, ob es in dem vorliegenden Falle erlaubt sey, gegen den Papst Krieg zu führen. Das Gutachten fiel ganz nach seinem Wunsche aus. Indeß ging Julius, während sein Heer in das Ferrarische einrückte, nach Bologna, um dem Kriegsschauplatze nahe zu seyn. Hier wurde er durch die Franzosen von seinen Truppen abgeschnitten, in der Stadt regte sich die Partei der Bentivoglio, und er hätte von seinen Feinden das Gesetz annehmen müssen, wenn er nicht, obschon fieberkrank und bettlägerig, in der Mitte seiner zagenden und bestürzten Hofleute und Prälaten, allein Muth

*) Glutz-Blotzheim S. 245.
**) Daselbst S. 225.

und Besonnenheit behalten hätte. Er wußte die Bologneser zu stimmen, daß sie wenigstens nichts gegen ihn thaten, indeß kam Venetianische Hülfe, und die Franzosen wichen zurück (Oct. 1510). Im Winter ließ er Mirandola angreifen, dessen Beherrscherin, Francesca, Wittwe des Grafen Pico, mit den Franzosen eng verbunden war, und die Uebergabe der Stadt beharrlich verweigerte. Mitten in einem der kältesten Winter, den man seit langen Jahren in Italien erlebt hatte, kam der fast siebzigjährige Papst in das Lager, die Belagerung selbst zu leiten, und seine Truppen zu verdoppelter Thätigkeit anzuspornen, wobei er sich dem feindlichen Kugelregen mit der größten Unerschrockenheit aussetzte. Da die Gräben zufroren, mußte die Festung capituliren. In heftiger Ungeduld, die von ihm eroberte Stadt zu betreten, wartete Julius nicht bis zur Oeffnung der Thore, sondern erstieg eine Sturmleiter, und kam mit dem Degen in der Hand durch eine Bresche hinein (21. Jan. 1511).

Wie der Papst seine Feinde mit weltlichen Waffen bekämpfte, so diese ihn mit geistlichen. Unter den Verbündeten von Cambrai hielt noch Maximilian zu Ludwig, und beide Fürsten hatten sich in einem am 7. November 1510 zu Blois unterzeichneten Vertrag verbunden, die Versammlung eines ökumenischen Concil zur Verbesserung der Kirche zu bewirken. Also durch Schritte, wie sie achtzig Jahre früher zu Basel versucht worden waren, sollte der Papst geschreckt und seine Macht gedämpft werden. Fünf Cardinäle, die sich mit Julius entzweit und nach Mailand geflüchtet hatten, schrieben auf Ludwig's Betrieb am 16. Mai 1511 wirklich ein Concil nach Pisa aus. Um dieselbe Zeit schien das Glück des Papstes ganz zu Grunde zu gehen. Er verlor Bologna an die Bentivoglio, die unter dem Schutze eines mächtigen Französischen Heeres herbeigekommen waren; sein Feldherr, der Herzog von Urbino, der unter den Mauern gelagert war, erlitt beim eiligen Rückzuge empfindliche Einbuße. Des Papstes Schmerz über den Verlust der Stadt erhöhte die Nachricht, daß die Bologneser sein colossales Standbild, ein Meisterwerk Michel Angelo's, herabgerissen, und die Bentivoglio eine Kanone daraus hatten gießen lassen.

Doch dieser starke Geist ließ den Muth nicht sinken, und die Franzosen thaten nichts, ihren Sieg zu benutzen. Vielmehr ließ Ludwig das Heer, welches ihn erfochten, zum größten Theile auseinandergehen. Ueberhaupt zeigte die Französische Regierung, seitdem der Cardinal von Amboise gestorben war (25. Mai 1510), weniger Sicherheit und

Festigkeit in ihren Schritten. Ludwig machte sich über einen gegen den Papst geführten Krieg Bedenklichkeiten, die besonders von der Königin Anna aufgeregt wurden, welche von einem Kriege gegen das Oberhaupt der Christenheit die Herbeiziehung göttlicher Strafen fürchtete. Julius setzte der Berufung des Concils nach Pisa die eines in der Laterankirche zu Rom abzuhaltenden entgegen, verbot jenes mit Androhung aller Kirchenstrafen, und belegte jeden Ort, in welchem es sich versammeln würde, mit dem Interdicte (18. Juli 1511). Wenige Wochen nachher verfiel er in eine so schwere Krankheit, daß man schon die Nachricht von seinem Tode verbreitete, welches dem Kaiser den Gedanken eingab, selbst Papst zu werden, einen Gedanken, den man in Rücksicht auf die grade damals immer höher steigende Bedeutung der Päpste als weltlicher Fürsten nicht geradezu als ungereimt verwerfen, aber, wenn man an die außerordentlichen Schwierigkeiten denkt, die sich seiner Ausführung entgegenstellen mußten, doch nur als grillenhaft betrachten kann. Aber Julius genas unerwartet und sehr schnell, und nahm den seine ganze Seele erfüllenden Entwurf der Vertreibung der Franzosen mit neuem Eifer auf. Doch glaubte er dazu noch andrer Bundesgenossen als Venedig's und der Schweizer zu bedürfen, daher näherte er sich, wiewol ungern und zögernd, Ferdinand dem Katholischen. Dieser sah zu einer Zeit, wo die siegreichen Franzosen so leicht Rechte auf Neapel konnten geltend machen wollen, in einem engen Anschließen an den Papst nur Vortheil, und am 5. October wurde zu Rom ein Bündniß zwischen den beiden Herrschern und der Republik Venedig bekannt gemacht, zu dem Zwecke, die mit einer Spaltung bedrohte Einheit der Kirche zu erhalten, dem Papste Bologna und jedes andere ihm zustehende Lehen wieder zu verschaffen, und Jeden, der sich diesen beiden Absichten widersetzen würde, aus Italien zu jagen, womit Ludwig XII. deutlich genug bezeichnet wurde. Dieser Bund ist die heilige Liga genannt worden. Das Pisanische Concil wurde zwar im November eröffnet, es hatten sich aber so wenige und fast nur Französische Prälaten dazu eingefunden, daß es gar keine Bedeutung erhalten konnte. Vom Volke in den Straßen beschimpft, verlegten die Mitglieder desselben schon nach wenig Tagen ihren Sitz nach Mailand und dann nach Lyon, wo ihre ganze Thätigkeit spurlos unterging.

Der Feldzug des Jahres 1512 begann nicht glücklich für die Liga, welche ein starkes Heer versammelt hatte. Ein Angriff auf Bologna mißlang, da Gaston de Foix, Herzog von Nemours, ein Neffe Lud-

wig's XII., der erst drei und zwanzigjährige, aber tapfre und kriegsverständige Heerführer der Franzosen, herbeikam und es rettete. Indeß hatten sich die Franzosen im Venetianischen so verhaßt gemacht, daß eine Empörung wider sie ausbrach. Ein Heerhaufe der Republik nahm die Stadt Brescia, und belagerte die Citadelle, in die sich die Franzosen gezogen hatten. Diesen eilte Gaston zu Hülfe, schlug auf dem Marsche ein Venetianisches Heer in die Flucht, kam in die Citadelle, ließ von da aus die Stadt stürmen, und eroberte sie. Es begann jetzt ein solches Gemetzel unter den Besiegten, daß die geringste Angabe die Zahl der Todten auf sieben bis achttausend angibt, die höchste bis zu vierzig tausend steigt, und eine solche Plünderung, daß die Beute auf 3700 Wagen fortgeschafft ward. Kein Wunder, daß die Italiener die Barbaren, wie sie sagten, von Herzen verabscheuten, denn eine solche Kriegführung hatten sie bis auf den Einbruch Karl's VIII. in vielen Menschenaltern nicht gesehen. Auch hier tritt uns, als eine der seltensten Ausnahmen, die edle Gestalt Bayard's so menschlich als ritterlich entgegen. Beim Sturme war er einer der ersten und thätigsten gewesen, aber schwer verwundet worden. So wurde er der Schutzengel des Hauses, in welches man ihn gebracht hatte, denn während die ganze Stadt von Wehklagen und Angstgeschrei wiederhallte, hielt er jede Plünderung und Gewalt davon ab. Die Besitzerin, von Dankbarkeit erfüllt, und weil sie wohl wußte, daß die Unersättlichkeit anderer Französischer Officiere ganze Häuser ausgeraubt hatte, brachte dem Ritter, als er genesen war und sich zum Abschied anschickte, ein Geschenk von zweitausend fünfhundert Ducaten. Aber Bayard nahm sie nur, um jeder der beiden Töchter der Dame eine Aussteuer von tausend Ducaten einzuhändigen, und die übrigen fünfhundert zur Vertheilung unter die ausgeplünderten Nonnen der Stadt zu bestimmen.

Indeß hatte der Papst auch den König Heinrich VIII. von England für die Liga gewonnen, und den Kaiser, der schon seit einiger Zeit zwischen beiden Parteien schwankte, zu einem zehnmonatlichen Waffenstillstande mit Venedig bewogen, der am 6. April abgeschlossen ward. Doch halfen noch fünftausend Deutsche Landsknechte den Franzosen am 11. April einen großen und höchst blutigen Sieg über das Päpstlich-Spanische Heer bei Ravenna erringen. Die Schlacht war schon gewonnen, da fragte Gaston einen Französischen Ritter, der ihn gewarnt hatte, in das Treffen zu gehen, ob er denn nun geblieben sey, wie er es ihm prophezeit. Es ist noch nicht Alles zu Ende, antwortete

ernst der Ritter. In diesem Augenblick sah man zwei tausend Spanier, die von den übrigen getrennt gewesen, in der Nähe der Franzosen hinziehn. Nur an der Spitze von zwanzig bis dreißig stürzte sich der heldenmüthige Jüngling auf sie, und fiel mit vierzehn Wunden im Gesicht *). Der Sieg, der mit seinem Tode endete, war so groß, daß das Ligistische Heer entweder umgekommen, oder völlig auseinander gesprengt war.

Bei der Nachricht von diesem Schlage entstand in Rom die größte Bestürzung, und selbst der Papst schien zu schwanken, ob er unterhandeln solle oder nicht. Aber der siegreiche Führer, der das Französische Heer vor die Thore Rom's geführt haben würde, war nicht mehr, und Niemand vorhanden, der seine Stelle ersetzen konnte. Julius aber fühlte sich an der Spitze seines bald darauf eröffneten, zahlreich besuchten Concils so mächtig, daß er den Kampf mit allem Nachdruck fortzusetzen beschloß. Er zählte dabei vorzüglich auf die Schweizer, und diesmal entsprachen sie seinem Vertrauen. Ihre zwanzig tausend brachen auf, zogen durch Tyrol, welches Maximilian ihnen eröffnete, in das Venetianische, wo ein Heerhaufe der Republik zu ihnen stieß, und drangen in Mailand ein. Die Franzosen, zu schwach zu widerstehen, räumten das ganze Herzogthum bis auf einige Schlösser, und auch Genua erhielt seine Unabhängigkeit wieder. Mit den Franzosen mußten die Bentivoglio Bologna verlassen, und nie kamen sie wieder dahin zurück. Als der Papst seinem Hofe die Nachricht mittheilte, daß die Franzosen aus Mailand gedrängt seyen, sprach sein Ceremonienmeister: „Eurer Heiligkeit zum Glücke." — „Vielmehr Euch zum Glücke, antwortete Julius, und allen Italienern und allen Gläubigen, die Gott endlich vom Joche der Barbaren zu befreien gewürdigt hat **). — In Mailand setzten die Schweizer Maximilian Sforza, einen Sohn Ludwig's Moro, als Herzog ein, und schlossen einen Bund mit ihm, ihn und seine Nachkommen im Besitze desselben zu schützen. Doch eigneten sie sich selbst einige Grenzdistricte zu, und Parma und Piacenza nahm der Papst für den Kirchenstaat.

*) „Eine Reihe der glanzvollsten Unternehmungen während des kurzen Laufs von drei Monaten hat Gaston von Foix den berühmtesten Feldherren der neuen Zeit beigesellt, daß aber seine Deutschen Waffengenossen, die Schwaben, es waren, die mit ihrer Tüchtigkeit ihm die Palme errangen, hat außer Machiavelli kaum die Mitwelt eines kärglichen Lobes werth geachtet; der Folgezeit blieb ihr Grab ungepriesen." Barthold, George von Frundsberg S. 145.

**) Paris de Grassis ap. Raynaldum T. XX. 1512. no. 66.

Auch für Florenz führte der Sieg der Liga eine Veränderung herbei. An der Spitze dieser Republik stand seit 1502 als lebenslänglicher Gonfaloniere Peter Soderini, unter dessen Leitung sie fortwährend zu Frankreich hielt. Deswegen und weil sie die Eröffnung einer schismatischen Kirchenversammlung auf ihrem Gebiete geduldet hatte, zürnte ihr der Papst, und da sie sich jetzt weigerte, zur Liga zu treten, wurde sie von einem Spanischen Heere genöthigt, die Medici zurückzurufen. So kamen zwei Söhne des berühmten Lorenzo, der Cardinal Johann und Julian (Peter war umgekommen), mit einigen Neffen und Vettern zurück, und obschon sie nur als Bürger aufgenommen werden sollten, wurde doch durch ihre Anhänger eine solche Verfassungsänderung bewirkt, daß die Regierung der Republik in ihren Händen war.

Um dieselbe Zeit, wo die Franzosen Mailand aufgeben mußten, führte Ferdinand der Katholische mit Englischer Hülfe Krieg gegen sie an der Pyrenäengrenze. Seine eigentliche Absicht war auf Navarra gerichtet, nach dessen Besitz er längst lüstern war. König dieses Landes war Johann von Albret durch seine Gemahlin Katharina aus dem Hause Foix (Th. VI. S. 339). Von ihm, der mit Frankreich verbündet war, forderte Ferdinand den Durchmarsch durch sein Gebiet und die Besetzung seiner Festungen. Als Johann sich dessen weigerte, ließ er ein Heer einrücken, welches sich sofort des Landes, so weit es im Süden der Pyrenäen lag, bemächtigte. Dieses Spanische Navarra vereinigte er mit Castilien, indem er theils erklärte, er bestrafe den König Johann als einen Beförderer des Schisma im Namen des Papstes, theils sich auf Anrechte stützte, die seine Gemahlin Germaine auf die Navarrische Krone zu haben behauptete.

So waren die Franzosen am Ende des Jahres 1512 überall im Nachtheil, sie waren aus Italien vertrieben, alle ihre kleineren Bundesgenossen in der Gewalt der Liga, und der Kaiser hatte sich mit dem Papste völlig ausgesöhnt. Dennoch gab Ludwig die Hoffnung, das Verlorne wieder zu gewinnen, nicht auf, er rechnete auf Spannungen und Mißhelligkeiten, die sich unter den Gliedern der Liga zeigten. Und der, welcher ihre Seele war, wurde ihm bald nicht mehr hinderlich. Am 21. Februar 1513 erlag Julius einem Fieber, zu dem sich ein Ruhranfall gesellte, mitten unter mancherlei Plänen und Entwürfen, mit welchen sein rastloser Geist unaufhörlich beschäftigt war.

9. Ludwig's XII. Ausgang. Wiedereroberung Mailand's durch Franz I.

Die Wahl des Conclave fiel auf den Cardinal Johann von Medici, obschon er erst sieben und dreißig Jahre zählte. Seine Freigebigkeit und die Friedensliebe, die man bei ihm voraussetzte, empfahlen ihn. Es war aber die Erhebung des Hauptes der Familie Medici auf den heiligen Stuhl auch ein Triumph der antifranzösischen Partei. Der neue Papst nannte sich Leo X.

An seines Vorgängers Tode hatte, nach der Versicherung eines gleichzeitigen Geschichtschreibers *), großen Antheil die Sorge, daß die Venetianer sich mit den Franzosen wieder verbinden und sie nach Italien bringen würden. In der That war damals der Entwurf zu einem solchen Bündnisse schon vorhanden, und am 24. März 1513 wurde es zu Blois unterzeichnet. Die vor Kurzem noch so erbitterten Feinde vereinigten sich, das Mailändische von Neuem unter sich zu theilen. Diesem Bunde wurde am 5. April ein anderer zwischen Ferdinand, Maximilian, Heinrich VIII. und dem Papste zu einem Angriffe auf Frankreich entgegengesetzt, obgleich Ferdinand erst wenige Tage vorher einen Waffenstillstand mit Ludwig geschlossen hatte.

Indeß blieb das Bündniß zwischen Frankreich und Venedig ohne Vortheil für Beide. Denn sie eroberten zwar in Gemeinschaft fast das ganze Mailändische, aber die Schweizer, welche anfangs vor ihnen weichen mußten, erhielten bald Zuzug aus ihrem Vaterlande, mit welchem sie die Franzosen bei Novara (6. Juni 1513) überfielen und besiegten. Achttausend aus dem Französischen Heere (zum Theil Deutsche Landsknechte) blieben in der Schlacht, die Uebrigen zogen über die Alpen zurück **) und überließen die Venetianer ihrem Schicksal, die fast ihr ganzes Gebiet wieder von den Feinden überschwemmt sahen. Zugleich geschahen unmittelbare Angriffe auf Frankreich. Ein großes Englisches Heer kam herüber und belagerte Terouanne in Artois. Heinrich VIII. erschien selbst im Lager, und Kaiser Maximilian führte ihm einige tausend Reiter zu, für die er vom Englischen Könige Sold empfing. Sie schlugen in Gemeinschaft die Franzosen in einer Schlacht bei Guinegate (17. Aug.), welche wegen der übereilten Flucht der Fran-

---

*) Des Cardinals Bembo am Schlusse seiner Venetianischen Geschichte.

**) Suivant l'usage imprescriptible des Français de ne jamais s'arrêter dans leurs retraites. Daru Histoire de Venise, T. III. p. 477.

zösischen Reiterei das Sporengefecht genannt wurde, eroberten hierauf Terouanne, schleiften es, und nahmen dann auch Dornick. Zu gleicher Zeit zogen sechzehn tausend Eidgenossen, von Maximilian durch Soldverheißungen bewogen, auf, um in Verbindung mit Deutscher Reiterei, welche der Herzog Ulrich von Würtemberg anführte, das Herzogthum Burgund zu erobern. In Dijon, der Hauptstadt desselben, befehligte der bei Novara geschlagene La Tremouille, ohne Hoffnung, den Platz gegen den übermächtigen Feind halten zu können. Er fing daher heimliche Unterhandlungen mit den Schweizerischen Hauptleuten an, und bewog die Einen durch Vorspiegelungen von des Königs Freundschaft zu ihrem Volke, die Andern durch Geld und Versprechungen zu einem förmlichen Frieden des Inhalts, daß der König dem Herzogthum Mailand entsagte, und den Eidgenossen für den Heimzug viermal hunderttausend Kronen zu zahlen versprach *). Ludwig ratificirte den Frieden nicht, aber die nicht geringe Gefahr für ihn war abgewandt, und die Schweizer waren um ihr Geld betrogen, denn unter den ihnen zur Sicherheit mitgegebenen Geiseln waren nur zwei angesehene Männer, von denen einer entwischte, die Uebrigen gemeine Bürger, die man nur in prächtige Kleider gesteckt hatte.

Auch die Gefahr im Norden verschwand, denn die Engländer gingen im Herbste zurück, ohne etwas Weiteres zu unternehmen. Ludwig dachte nun darauf, mit jedem seiner Feinde besonders zu unterhandeln, und es gelang ihm. Zuerst versöhnte er sich mit dem Papste, indem er dem schismatischen Concil völlig entsagte (26. Oct. 1513), dann mit Ferdinand, mit dem Kaiser, zuletzt mit Heinrich VIII. (7. Aug. 1514). In dem letzten Vertrage war zugleich eine Vermählung Ludwig's mit der jungen und schönen Prinzessin Maria, einer Schwester Heinrich's (Anna von Bretagne war 1514 gestorben), verabredet. Sie ward am 11. October vollzogen, und am Neujahrstage 1515 starb Ludwig im drei und funfzigsten Jahre seines Alters. Man schreibt den frühen und unerwarteten Tod des freilich ohnehin kränklichen Königs eben dieser Heirath zu **). Er wollte durchaus als ein junger Mann erscheinen. „Der gute König, sagt der Lebensbeschreiber des Ritter Bayard, hatte seiner Gemahlin zu Liebe seine ganze Art zu leben ge-

*) Der Schweizerische Chronist Anshelm, bei Glutz-Blozheim S. 349, nennt diesen Frieden einen kraftlosen, zu ewiger Schande der Eidgenossenschaft gemachten Dintenfrieden.

**) Quum intemperantius puellaribus complexibus indulsisset. Jovius XIV. p. 812.

ändert. Denn da er sonst um acht Uhr zu speisen pflegte, so ließ er sich's nun gefallen, um zwölf Uhr zu speisen; da er sich sonst Abends um zehn Uhr niederlegte, so geschah es nun öfters nicht vor Mitternacht." Ungeachtet seines Ehrgeizes und seiner Schwächen, war Ludwig doch von seinem Volke geliebt, und als bei seinem Begräbnisse unter Trompetenschall ausgerufen ward, der gute König Ludwig, der Vater des Volks, ist gestorben, war dies nur der Wiederhall einer aufrichtigen Trauer.

Es folgte ihm auf dem Thron von Frankreich der Herzog Franz von Angoulême (oben S. 110. die Stammtafel), als König Franz I. genannt, dessen 1506 beschlossene Vermählung mit der Prinzessin Claudia nicht lange vor dem Tode Ludwig's vollzogen worden war. Durch diese Heirath fiel die Bretagne, deren Besitzerin Claudia als Erbin ihrer Mutter Anna war, an Franz und seine Nachfolger. Förmlich einverleibt wurde das Herzogthum dem Königreiche erst im Jahre 1598.

Als Franz den Thron bestieg, stand er im ein und zwanzigsten Jahre. Er war ein rascher, feuriger Mann, von festem Körperbau und großer körperlicher Gewandtheit. Seine lebhaften Augen, seine lange Nase und sein gekräuselter Bart *) gaben ihm ein edles, männliches Ansehen. Die Begierde, als Ritter und Held zu glänzen, erfüllte damals seine ganze Seele; darum richtete er sein erstes Augenmerk auf Mailand, das sein Vorgänger so unrühmlich verloren hatte. Die Wiedereroberung dieses Landes sollte der Anfang seiner kriegerischen Großthaten werden, und um indeß von Norden her sicher zu seyn, schloß er Verträge mit dem jungen Erzherzog Karl und mit Heinrich VIII. Auch mit Venedig erneuerte er die Verbindung seines Vorgängers, aber seine Versuche, auch Ferdinand und die Schweizer zu gewinnen, mißlangen. Die Letzteren erinnerten ihn an den Frieden von Dijon, der sey von der Krone Frankreich zu erfüllen. Sie schlossen vielmehr mit dem Kaiser, dem König Ferdinand, dem Papste und dem Herzoge Maximilian ein Bündniß „zur Vertheidigung der Freiheit von Italien" und waren die Einzigen, welche dem Herzoge wirklich Hülfe leisteten. Der Papst benahm sich zweideutig und arg-

---

*) Er brachte in Frankreich die Sitte wieder auf, sich den Bart wachsen zu lassen, und dafür das Haupthaar kurz zu tragen. Sie erhielt sich auch unter den Französischen Königen bis auf Ludwig XIII.

listig; während er sich schon der Verbindung gegen Franz angeschlossen hatte, suchte er ihn durch fortwährende Unterhandlungen zu täuschen*).

Im August 1515 ging das 60,000 Mann starke Französische Heer (darunter 22,000 Deutsche Landsknechte, der Kern seines Fußvolks) über die Alpen, und brach in's Mailändische ein. Obschon nur halb so stark, traten die Schweizer diesem Heere bei dem Städtchen Marignano entgegen, und es kam zu einer Schlacht, von welcher nachher Trivulzio, der achtzehn Treffen beigewohnt hatte, zu sagen pflegte, alle vorigen seyen ein Kinderspiel gegen diese gewesen. Sie dauerte zwei Tage (13. u. 14. September). Die Schweizer fochten wie Löwen, und waren, trotz des mörderischen Kanonenfeuers, welches ihre Reihen lichtete, am ersten Tage, als erst gegen Mitternacht Stillstand in dem wüthenden Gefechte eintrat, völlig im Siege. Freunde und Feinde blieben während des Restes der Nacht durcheinander stehen, König Franz, der im größten Gedränge ritterlich gefochten hatte, schlief auf einem Geschützwagen. Mit dem Anbruch des folgenden Tages begannen die Eidgenossen von Neuem den Angriff; um die Mittagsstunde war der Ausgang zweifelhaft. Da erschien das Venetianische Heer auf dem Schlachtfelde, und griff sie im Rücken an. Einer solchen Feindesmasse mußten sie endlich weichen, und den Rückzug nach Mailand antreten, wo sie eine Besatzung ließen, und dann weiter über die Alpen nach Hause zogen. Der junge König, den nach einer feierlichen Anerkennung seiner Siegesehre verlangte, ließ sich auf dem Schlachtfelde von Bayard zum Ritter schlagen, was dieser in seiner Bescheidenheit erst ablehnte, dann aber, als Franz nicht aufhörte, in ihn zu dringen, vollzog.

Herzog Maximilian, ein lässiger, sein Leben in Trägheit und thierischem Schmutze hinbringender Fürst, trat dem Sieger willig sein Land gegen ein Jahrgeld ab, und verpflichtete sich, seinen Aufenthalt in Frankreich zu nehmen. Und kaum hatte der Papst Kunde von Franzens großem Waffenglücke, als er eilte, eine Aussöhnung mit ihm zu Stande zu bringen. Der Preis derselben war die Abtretung von Parma und Piacenza, die sein Vorgänger der Kirche erworben hatte, sonst waren fast alle Vortheile dieser Verbindung auf seiner Seite. Beide Fürsten hatten hierauf (im December) eine Zusammenkunft zu Bologna, wo der schlaue Papst durch ein feines Benehmen den

*) Roscoe, Leben Leo's. Bd. II. S. 217 der Deutschen Uebers. bemüht sich vergebens, seinen Helden von diesem Flecken zu reinigen.

König und seine Begleiter im hohen Grade für sich einnahm. Bei dieser Zusammenkunft wurde das nachher zwischen Frankreich und dem Römischen Stuhle abgeschlossene Concordat schon verabredet. In der Schweiz hatte der Schmerz über die erlittene Niederlage in Vielen anfangs den Entschluß zu einem neuen Auszuge erregt, aber die Französisch Gesinnten, deren Eifer durch das Gold des Königs wach erhalten wurde, widersprachen, und so unterblieb es. Acht Cantone schlossen am 7. November einen Friedensvertrag mit dem Könige Franz.

Dagegen zogen, vornehmlich aus den fünf übrigen Orten, mehr als zwölf tausend Mann dem Kaiser zu, als dieser im folgenden Jahre, durch Spanisches und Englisches Geld unterstützt, ein Heer sammelte, den Franzosen Mailand wieder zu entreißen. Wirklich brach er im März in das Herzogthum ein, und erschien vor der Hauptstadt. Indeß erhielten auch die Franzosen eidgenössische Verstärkung, und wußten den Kaiser, durch einen Brief, den sie ihm in die Hände spielten, glauben zu machen, seine Schweizerischen Söldner seyen mit ihren Landsleuten einverstanden. Da ergriff ihn die Furcht, er sey verrathen, und da sich ohnehin sein gewöhnlicher Geldmangel einstellte, verließ er plötzlich das Heer, welches sich sogleich auflös'te. Das Erfolglose dieses Feldzugs befestigte das Ansehn der Franzosen in Italien, und mehr noch schien es gesichert, als nach dem im Anfang dieses Jahres erfolgten Tode Ferdinand's des Katholischen zwischen dessen Nachfolger, dem jungen Karl, und Franz am 13. August zu Noyon ein Freundschaftsvertrag zu Stande kam, wonach Karl künftig die damals einjährige Tochter Franzens heirathen, und diese ihm Frankreich's Ansprüche auf Neapel als Heirathsgut zubringen sollte. Diesem Vertrage folgte bald ein anderer mit den Schweizern, unter welchen des Kaisers Ansehn durch den übereilten Ausgang des letzten Feldzugs sehr gesunken war. Am 29. November desselben Jahres 1516 ward zwischen dem Könige von Frankreich und sämmtlichen eidgenössischen Orten dieser Friede geschlossen, der ein ewiger genannt ward, und welcher allen spätern Bündnissen zwischen beiden Staaten zur Grundlage diente. Demselben zufolge zahlte Franz außer jenen zu Dijon versprochenen 400,000 Kronen noch 300,000 andere für den von den Schweizern in Italien erlittenen Schaden, und sagte jedem Canton ein Jahrgeld zu. Kein Theil solle den Feinden des andern Schutz gewähren. Man sieht, welchen Werth das mächtige Frankreich auf die Freundschaft der Eidgenossen legte.

Der Kaiser stand jetzt Frankreich und Venedig allein gegenüber. Es war ihm der Beitritt zu dem Vertrage von Noyon vorbehalten worden unter Bedingungen, die ihm anfangs sehr mißfielen, doch blieb ihm nun kaum ein anderer Ausweg als die Annahme. Sie erfolgte zu Brüssel, wo er im December mit Franz Frieden, mit den Venetianern einen, nachher verlängerten, achtzehnmonatlichen Waffenstillstand schloß. Er mußte sich entschließen, der Republik Verona, welches seine Truppen gegen wiederholte Angriffe muthvoll vertheidigt hatten, gegen eine Zahlung von 200,000 Ducaten und die Uebernahme einer Summe, die er dem Französischen Hofe schuldete, herauszugeben, behielt aber Roveredo und einige andere Plätze. So endete der durch den Bund von Cambrai entzündete Krieg, aus dem Venedig zwar mit Ruhm hervorging, seine alten Kräfte aber nie wieder erlangte.

---

10. Deutschland unter Maximilian I.
(1493—1519.)

Nachdem wir in den letzten Abschnitten den Kaiser Maximilian mit auswärtigen Angelegenheiten so vielfach beschäftigt gesehen haben, müssen wir nun auch einen Blick auf die Entwickelung der Deutschen Verhältnisse unter seiner Regierung werfen. Wir haben die Geschichte Deutschland's im vorigen Bande (S. 198.) beim Tode Kaiser Friedrich's III. abgebrochen. In dieser Zeit, wo in einem großen Theile Europa's darauf hingearbeitet ward, die abgenutzten und verrosteten Triebfedern des alten Staatswesens durch neue mit frischer Kraft wirkende zu ersetzen, wurde auch in unserm Vaterlande die Nothwendigkeit neuer Belebung gefühlt, leider aber fehlten in dem allmählig zu einer mit höchst losen Banden umschlungenen Bundesrepublik gewordenen Reiche der Gemeingeist und der Sinn für die Ehre und das Wohl des Ganzen, welche die einzelnen Theile desselben wieder auf kräftige und dauernde Weise eng an einander schließen und zu einer Einheit des Wollens und Handelns hätten verbinden können. Eben so hatten die Kaiser weder die Macht noch den tyrannischen Sinn, es auf dem Wege der Gewalt zu versuchen. So ging Deutschland in die neue Zeit über, ohne zu einem kräftigen Staatsganzen zu erstarken und behaftet mit allen Gebrechen der Vereinzelung, so daß die Vortheile wie die Nachtheile der in anderen Ländern mit

folgerechter Staatskunst ausgebildeten monarchischen Allgewalt erst später in einzelnen Theilen desselben empfunden wurden. Es hat aber auch die Vereinzelung, wie sie auf der einen Seite hemmend und im Geiste beklagenswerther Selbstsucht wirkte, auf der andern Gutes und Großes zu Tage gefördert, was sich ohne sie nicht so hätte entwickeln mögen.

Als Maximilian seinem Vater Friedrich III. in der Regierung über Deutschland folgte, erweckte er durch den ritterlichen Heldenmuth, die vielfachen Einsichten und den kühnen Unternehmungsgeist, die man an ihm kannte (Th. VI. S. 221.), große Hoffnungen von seiner Regierung, von denen indeß wenig in Erfüllung gegangen ist. Was konnte aber auch unter den damaligen Umständen Maximilian thun? Als Kaiser war er einer der ohnmächtigsten und ärmsten Europäischen Herrscher, denn mit dem vormaligen Glanze der Kaiserwürde waren auch fast alle Einkünfte derselben verloren gegangen. Die Zölle, die Privilegien, die Judentribute und andere Abgaben, die sonst dem Kaiser gehört hatten, waren allmählig auch in die Cassen der einzelnen Landesfürsten geflossen, und die Städte waren so widerspenstig geworden, daß sie nicht einmal mehr die Zehrungskosten für den Kaiser und sein Gefolge tragen wollten, wenn er sich bei ihnen aufhielt, wie doch sonst üblich gewesen war. Wie schwer die Stände zu Bewilligungen zu bringen waren, wie geringfügig sie ausfielen, und wie langsam und spärlich auch das ihnen endlich Abgedrungene einging, wissen wir aus der Geschichte Friedrich's III., und unter Maximilian wurde es nicht besser. Alles, was dieser vermochte, vermochte er als Herr seiner Erblande (er vereinigte die bisher getheilten Oesterreichischen Besitzungen wieder); aber auch hier war der Adel nicht der willigste, und die Einkünfte aus denselben reichten für einen vollends so unwirthlichen Haushalter, als er war, bei weitem nicht hin. In der Dürftigkeit der ihm zu Gebote stehenden Mittel liegt denn auch eine der Ursachen, warum die Handlungsweise, die er während seiner Regierung befolgte, jenem ritterlichen, offenen Wesen, das seine Jugend verhieß, nicht entsprach. Seiner Stellung nach wollte und konnte er sich von dem damals höchst belebten und bewegten Schauplatze der Europäischen Staatskunst nicht zurückziehen, da er sich aber an Macht mit seinen bedeutenden Nebenbuhlern nicht messen konnte *) und diese stets durch ein ränkevolles,

*) Maximilian sah dies selbst wohl ein, und drückte sich einmal folgendergestalt sehr derb darüber aus: der König von Frankreich herrsche über Esel, denn sie trügen, was er

hinterlistiges Spiel zu ihrem Ziele zu gelangen suchten, sah auch Maximilian sich immer mehr in diesen künstlichen Geweben verstrickt, und zog doch gewöhnlich den Kürzern. Indeß ist diese Beschaffenheit der Verhältnisse doch nicht allein anzuklagen, wenn wir Maximilian mit schlechtem Glücke in sie eingreifen sehen, auch sein Charakter ist es In der Regel verdarb er sich die Ausführung seiner Pläne, theils durch den Leichtsinn, mit welchem er mühsam zusammengebrachte Geldsummen zwecklos vergeudete, theils durch seltsame Launen und Unbeständigkeit, indem man ihn oft nur Angriffe drohen, aber nichts zu ihrer Vollziehung thun, zu andern Zeiten von begonnenen Unternehmungen bei dem ersten Mißlingen wieder abspringen sah. In der Geschichte der Italienischen Händel haben wir seine Handlungsweise von dieser Seite kennen gelernt. Und während er seine Blicke stets auf Frankreich und Italien gerichtet hatte und die Deutschen Stände vergeblich zu einer nachdrücklichen Unterstützung seiner Pläne zu bewegen suchte, waren weder er noch die Fürsten ernstlich bemüht, den furchtbaren Einfällen der Türken zu steuern, die Sicherheit, Gut, Freiheit und Leben der Nation unaufhörlich bedrohten.

So wenige Befriedigung indeß die äußeren Verhältnisse des Reiches während Maximilian's Regierung gewähren, so wohlthätig und folgenreich ist sie doch durch die während derselben zu Stande gekommene innere Friedensstiftung Deutschland's geworden. Als nämlich Maximilian 1495 dem von Ludwig Moro gegen Karl VIII. gestifteten Bunde beigetreten war, und auf einem zu Worms gehaltenen Reichstage Hülfe gegen die Türken und die Franzosen forderte, kam von Seiten der Fürsten die schon unter Friedrich III. betriebene Sache eines allgemeinen und immer dauernden Landfriedens und eines Reichsgerichts (Th. VI. S. 192) wieder in Anregung. Das Bedürfniß eines festen Friedestandes ward von Jahr zu Jahr immer dringender empfunden; das Gefühl, in welch einem unglücklichen, heillosen Zustande sich die bür-

---

denen auflege; der König von England über Engel, denn sie vollbrächten alles Gebotene willig; der König von Spanien über Menschen, denn sie folgten ihm, aber nur in rechten und billigen Dingen; er selber aber über Könige, denn seine Fürsten gehorchten ihm nur, so viel ihnen beliebte. Auch pflegte er zu sagen: Wenn er Gott wäre und zwei Söhne hätte, müßte der älteste Gott nach ihm und der andere König in Frankreich seyn. Auch scherzte er über die dem Kaiser und ihm Papst beigelegte Oberhoheit über alle geistliche und weltliche Dinge, indem er mit Bezug auf eine Julius II. vorgeworfene Unsitte sagte: es sey gut, daß Gott selbst die Welt regiere, denn mit seinen beiden Statthaltern, einem armen Gemsensteiger und einem trunkenen Pfaffen, sey sie übel bestellt.

gerliche Gesellschaft durch die unaufhörlichen inneren Fehden und Kämpfe, die Große und Kleine wider einander führten, befinde, war mit einer nicht mehr zurückzuweisenden Stärke erwacht. Maximilian hielt zwar die Einsetzung eines solchen von ihm unabhängigen Gerichts für eine Schmälerung der kaiserlichen Gewalt, ein Gesichtspunct, aus dem auch sein Vater die Sache betrachtet hatte; als aber die Stände erklärten, ehe beständiges Gericht, Frieden und Recht angeordnet wäre, sey an keine Hülfe zu denken, gab er nach. So kam denn wirklich zu Worms (7. Aug. 1495) die Sache zu Stande. Es ward festgesetzt: Niemand solle von nun an mehr den Andern befehden, berauben oder beschädigen, Niemand Einen, der es thäte, beherbergen; wer es aber thäte, der solle in die Reichsacht verfallen, und damit sein Leib und Gut Jedem preisgegeben seyn. Wer an einen Andern Ansprüche habe, solle seine Klage vor den gehörigen Gerichten anbringen. Gegen Reichsunmittelbare sollte diese vor dem neu eingerichteten kaiserlichen Kammergericht stattfinden. Dies Gericht sollte aus einem Kammerrichter, als Vorsitzer, und sechzehn Urtheilern (Beisitzern), die zur Hälfte aus der Ritterschaft, zur Hälfte Rechtsgelehrte seyn sollten, bestehen. Die Kosten der ersten Einrichtung und die Besoldungen der Richter für die ersten vier Jahre sollten aus einer allgemeinen Auflage, die man den gemeinen Pfennig nannte, bestritten werden. Sobald zu Worms Alles in Ordnung gebracht war, begab sich der Kaiser selbst mit den erwählten Richtern nach Frankfurt, nahm sie in Pflicht, und übergab dem Grafen Eitel Friedrich von Zollern, als erstem Kammerrichter, feierlich den Scepter oder Richterstab. Im Jahre 1530 wurde dem Gericht Speier zum Sitz angewiesen, von da wurde es 1693 nach Wetzlar verlegt.

Es dauerte indeß eine geraume Zeit, bis die wohlthätigen Folgen der neuen Einrichtung in's Leben traten, ja sie drohte gleich nach ihrer Entstehung wieder zu zerfallen. Die Sporteln reichten zur Unterhaltung des Kammergerichts nicht zu, und der gemeine Pfennig ging nicht ein. So schwer war es damals, die Deutschen auch nur zu dem geringsten Opfer zum Besten des Reiches zu bewegen. Der erste Kammerrichter dankte daher auch schon im ersten Jahre wieder ab. Jährliche Versammlungen der Stände, die man angeordnet hatte, um dem Landfrieden und dem Kammergericht Kraft und Leben zu geben, kamen nicht in Gang, daher wurde auf einem 1500 zu Augsburg gehaltnen Reichstage auf Betrieb des Kurfürsten Berthold von Mainz die Ein-

setzung eines aus zwanzig Beisitzern bestehenden Reichsregiments beschlossen, welches aber nicht nur über die neuen Einrichtungen wachen, sondern über alle Reichssachen sollte berathen und Beschlüsse fassen können. Diese Einrichtung würde auch die wenigen noch vorhandenen Reste der kaiserlichen Gewalt vernichtet und das Reich auch der Form nach zu einer Staatenrepublik gestaltet haben *), wenn nicht die Deutschen Fürsten auch dafür gleichgültig und ohne Theilnahme gewesen wären. So hörte denn das Reichsregiment schon 1502 wieder auf und mit ihm das Kammergericht. Indeß herrschten Unsicherheit und Fehdewesen wie früher. Als ob kein Landfrieden beschlossen und verkündet wäre, entstand 1503 nach dem Tode des Herzogs Georg von Baiern-Landshut zwischen dem nächsten Lehnsvetter, dem Herzog Albrecht von München, und dem Schwiegersohne des Verstorbenen, dem Pfalzgrafen Ruprecht, eine blutige Fehde um das Erbe. Da der Rechtsspruch wider den Letztern ausgefallen war, erklärte sich auch Maximilian gegen denselben, mußte sich aber bei dem Kriege gegen ihn und seine Bundesgenossen mit der Hülfe einzelner Reichsstände und des unter Friedrich III. entstandenen Schwäbischen Bundes (Th. VI. S. 192.) begnügen. Nach einiger Zeit wurde der Streit durch einen Vergleich geschlichtet, in dem die Söhne des während des Kampfes gestorbenen Pfalzgrafen nicht leer ausgingen. Das seit dem Tode des Kaisers Ludwig getrennte Hauptland Baiern wurde damals wieder zu einem Ganzen vereinigt. Auf einem Reichstage zu Köln (1505), wo der Vertrag geschlossen wurde, ward auch das Kammergericht wieder hergestellt, und 1512 endlich auch der wichtige Punct, wie die Schlüsse des Gerichts gegen mächtige Stände in Vollziehung gesetzt werden sollten, erledigt. Zu dem Ende ward das Reich, statt der früher beliebten sechs, in zehn Kreise eingetheilt, deren Rang genau bestimmt wurde, und von denen jeder einzelne als ein geschlossener Bund, dessen Glieder im Nothfall für Einen Mann stehen mußten, betrachtet ward. Jedem dieser Kreise wurde ein Hauptmann vorgesetzt, dem die Vollstreckung der rechtskräftig gewordenen Kammergerichtsurtheile zustand.

Auf diesen neuen Vereinigungen beruhte forlan der noch bestehende Zusammenhang des Reiches, und wer ihnen nicht angehören wollte, trennte sich der That nach von demselben. Dies war der Fall der

*) K. A. Menzel, Geschichten der Deutschen. Bd. VIII. S. 302.

Schweizerischen Eidgenossenschaft und des Ordensstaats Preußen. Auch Böhmen blieb unter der Herrschaft des Polnischen Wladislav (Th. VI. S. 187.) außer Verbindung mit Deutschland. Diese wurde erst wieder hergestellt, als dies Königreich in der Folge an das Oesterreichische Haus kam *). Während so die Aufrichtung einer festen bürgerlichen Ordnung in Deutschland nur langsam gedieh, eilte das Glück den Stamm des Kaisers zu heben und zu schmücken. Daß durch die Heirath seines einzigen Sohnes Philipp mit der nachher in Wahnsinn verfallenen Johanna von Spanien dieses Land an seinen Enkel Karl fallen würde, war schwerlich zu erwarten gewesen, da Johanna, wie oben (S. 91.) erzählt ist, damals erst die dritte Erbin Castilien's und Aragonien's war. Wiederum diesen Karl und dessen Bruder Ferdinand mit reichen Gemahlinnen zu versorgen, war des Großvaters Maximilian eifrigstes Bestreben. Noch als sie kleine Knaben waren, warb er schon Königstöchter für sie zu Bräuten in England, Frankreich und Ungern, und baute auf diese künftigen Verbindungen die kühnsten Hoffnungen. Und die für Ferdinand gefaßte ging wirklich in Erfüllung. Indem Maximilian nämlich wegen der ihm bedingungsweise zugesicherten Erbfolge in Ungern (Th. VI. S. 194.) mit dem Könige Wladislav in Unterhandlung trat, versprach ihm dieser 1506 seine einzige Tochter Anna, die damals drei Jahre alt war, zur Braut für den vierjährigen Ferdinand, und seinen damals noch nicht gebornen, aber gehofften Sohn zum Bräutigam für Maximilian's Enkelin Maria. Dieser Sohn, der nachmalige König Ludwig II., kam noch in demselben Jahre zur Welt. Der Vertrag, welcher die Wechselheirath festsetzte, ward 1515 bei einem Besuche, den die Könige von Ungern und Polen dem Kaiser in Wien abstatteten, bekräftiget. Stürbe Ludwig kinderlos, so solle Anna in Ungern und Böhmen folgen.

Diese Aussicht seines Geschlechts, auf den Ungrischen Thron zu gelangen, erhöhte das Interesse des Kaisers an dem Gedanken, der immer drohender gegen den Westen drängenden Türkischen Macht durch einen Heereszug einen Damm entgegenzusetzen. Er hielt deswegen 1518 einen Reichstag zu Augsburg, wo auch ein päpstlicher Legat erschien, den Fürsten diese wichtige Angelegenheit auch im Namen der Kirche nachdrücklich zu empfehlen. Dennoch ward der Antrag abgelehnt, und es herrschte eine dem Römischen Hofe so abgeneigte Stim-

*) Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgesch. Th. III. §. 410.

mung, daß die päpstliche Empfehlung nicht genutzt, sondern geschadet hatte. Eben so vergeblich blieb des Kaisers Bemühen, seinem Enkel Karl, der nun schon König von Spanien war, auf diesem Reichstage die Römische Königskrone zu verschaffen. Dieser Ansicht wirkten der Papst und König Franz durch geheime Unterhandlungen entgegen, und einige Kurfürsten widersetzten sich öffentlich. Mißmuthig und kränkelnd verließ Maximilian hierauf Augsburg, und ging nach Tyrol. Hier erfuhr er noch eine Kränkung. Die Bürger zu Inspruck, denen er von früheren Zeiten her noch Zehrungskosten schuldig war, weigerten sich sein Gefolge aufzunehmen, und ließen Wagen und Pferde in der rauhesten Witterung auf der Straße stehen. So viel galt damals ein Römischer Kaiser in seinem eigenen Lande! Seine Krankheit nahm von da an plötzlich zu, und er starb noch auf dieser nämlichen Reise zu Wels in Oberösterreich, den 12. Januar 1519.

---

11. Die Schweizer.

Im sechsten Theile dieses Werks (S. 222.) ließen wir die Schweizer am Ende ihres Krieges gegen Karl den Kühnen von Burgund, den sie nicht nur siegreich bestanden, sondern auch das vorzüglichste Werkzeug wurden, diesen von den größten Monarchen Europa's gefürchteten Herzog von der Höhe seiner Macht herabzustürzen. Auch für ihre Geschichte bilden diese großen Siege einen merkwürdigen Wendepunct, aber von ganz anderer Art. Man brachte aus diesem Kriege, sagt ein Schweizerischer Geschichtschreiber, Ruhm und Reichthum, aber auch Stolz, Habsucht und fremde Laster in die Gebirge heim *). Die große Beute an edlen Steinen, Gold und Silber und die vielen Französischen Hülfsgelder machten einzelne Geschlechter übermüthig, oder wurden von dem gemeinen Mann in kurzer Zeit durch Schwelgen und Ausschweifungen aufgezehrt. Das Reislaufen, wie man das Eintreten in fremde Kriegsdienste nannte, nahm nun überhand, und gab zu vielen Unordnungen Anlaß. Die Reisläufer nahmen nicht selten von zweien Herren Geld, die Hauptleute oder Aufwiegler verkürzten den gemeinen Burschen den Lohn. Die Oberen machten Gesetze dagegen, ohne sie zu vollziehen, oder schwiegen, weil sie Jahrgelder und

---

*) J. A. Henne, Neue Schweizerchronik fürs Volk, Th. II. S. 294.

Geschenke empfingen. Dadurch verdarb der Kern der Schweizer, wie durch Prachtliebe und Sittenlosigkeit das ganze Volk.

Auch unter den einzelnen Gliedern der Eidgenossenschaft fand weder Eintracht Statt, noch Ordnung und Gesetzmäßigkeit in der Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten*). Zwischen den Ländern (so hießen die Cantone von demokratischer Verfassung, wo keine Städte waren) und den mehr oder weniger aristokratisch regierten Stadtgemeinden entstand Eifersucht aus der Verschiedenheit der Sitten und Regierungsformen. Besonders war Bern Gegenstand des Hasses der Ersteren. Wegen der Aufnahme von Freiburg und Solothurn in den Bund, welche die Städte wollten, und der die Länder sich widersetzten, entstand heftiger Groll, und auf einer Versammlung zu Stanz (1481) stieg die Erbitterung so hoch, daß der letzte Tag der Eidgenossenschaft gekommen zu seyn schien. Da kam aus der Einsamkeit der fromme Bruder Klaus von der Flüe, der früherhin in Krieg und Frieden dem Vaterlande ausgezeichnete Dienste geleistet, dann dem unwiderstehlichen Triebe des Herzens folgend, sich in die Wildniß zurückgezogen hatte, wo er mit wunderbarer Enthaltsamkeit stillen Betrachtungen lebte. Als dieser Mann mit seiner Ehrfurcht gebietenden Persönlichkeit in die Versammlung trat, hörte Alles in frommer Scheu seiner Rede, und es gelang seinen schlichten, aber kräftigen Worten, Versöhnung zu stiften. Es wurde eine Verkommniß geschlossen, die als ein neues Grundgesetz für die ganze Eidgenossenschaft gelten sollte. In der Hauptsache trugen die Städte den Sieg davon; Freiburg und Solothurn wurden in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Doch endeten damit die Reibungen nicht; auch innerhalb der Cantone war Bürgerzwist. Der Bürgermeister Hans Waldmann in Zürich, tapfer als Krieger und Anführer, gewandt und glücklich als Staatsmann und Unterhändler, aber stolz und von verderbten Sitten, glaubte im Bewußtseyn seiner Kraft und seiner anerkannten Verdienste um Zürich und die ganze Eidgenossenschaft, Niemand schonen zu dürfen, und verletzte die Interessen des Adels und der Geistlichkeit. Dadurch machte er sich erbitterte Feinde. Sie benutzten einige willkürliche, nicht wohl berechnete Verordnungen, die theils von ihm ausgegangen waren, theils

*) „Die Tagsatzungen waren so sehr ein Schauplatz der Ränke und Einwirkungen geworden, daß nicht nur ausländische Herren und Abgeordnete, sondern auch eingedrungene Leute zugleich mit den eidsgenössischen Gesandten an den Berathschlagungen Theil nahmen.“ Meyer von Knonau, Handbuch d. Gesch. d. Schweiz. Eidgenossensch. Bd. I. S. 253.

ihm zugeschrieben wurden, das Landvolk gegen ihn aufzureizen. Es versammelte sich bewaffnet, auch in der Stadt ward ein Auflauf angeregt, durch lügenhafte Ausstreuungen das Volk erbittert, daß es die Gefangennehmung des Bürgermeisters mit wildem Geschrei verlangte. Sie geschah unter dem rohen Hohn des Pöbels. Hierauf wurde der Rath abgesetzt, und ein neuer gewählt, worin alle Gegner des Gestürzten saßen. Das Geständniß eines Verbrechens konnten seine Feinde selbst durch schreckliche Folterqualen nicht von ihm erpressen, dennoch ward er zum Tode verurtheilt und enthauptet (1489). Wie schwer er auch gefehlt haben mochte; die, welche ihn auf das Blutgerüst brachten, waren schlimmer als er. Mehrere seiner Vertrauten mußten gleichfalls sterben. Keine Tyrannei — ruft bei der Erzählung dieser Gräuel ein berühmter Schweizerischer Geschichtschreiber *) aus — ist unmenschlicher als die im Namen des Volks und gemeinen Wohls.

Die schlaue Staatskunst Ludwig's XI., welcher die Eidgenossen schon wider Karl den Kühnen in die Waffen gebracht hatte, strebte ihre Kraft auch ferner für den Vortheil Frankreich's zu benutzen, und brachte sie 1480 zu einem Vertrage, vermöge dessen er gegen Geldzahlungen Soldaten von ihnen erhielt. Noch kurz vor seinem Ende bemühete er sich, dies Verhältniß auf seinen Nachfolger überzutragen, und Karl VIII. wußte auch durch richtige Zahlungen aus den Schätzen, die ihm sein Vater hinterlassen hatte, gegen die gleichen Bemühungen Oesterreich's den Vorzug zu behaupten. Wenn aber zuweilen den Häuptern die Jahrgelder nicht richtig bezahlt wurden, so wankte das Französische Interesse, wie wir denn in den oben erzählten Kriegen Ludwig's XII. die Schweizer bald für, bald wider diesen König, ja in feindlich sich entgegenstehenden Heeren auf beiden Seiten, haben auftreten sehen. Kaiser Maximilian hätte sich der Eidgenossen gar gern nicht bloß als Söldner bedient, sondern er und die Deutschen Stände wollten sie auch als Glieder des Reiches, für welche sie fortwährend galten, Mannschaft stellen und Kriegsdienste thun sehen. Sie wurden daher aufgefordert, den neuen zu Worms getroffenen Anordnungen Folge zu leisten, den Ladungen des Kammergerichts Gehör zu geben, und von dem Bunde mit Frankreich abzulassen. Aber sie weigerten sich beharrlich, und der dadurch neu entstandene Haß führte bei einem unbedeutenden Anlaß offenen Krieg herbei (1499). Die Schweizer

*) Johann von Müller, Th. V. S. 404.

waren, wie bis dahin immer, siegreich, und noch in demselben Jahre kam zu Basel der Friede zu Stande, in welchem von keinen Forderungen des Reiches mehr die Rede war, und der den Ruhm und das Ansehn der Schweiz noch erhöhte. Basel und Schafhausen traten bald nachher in den Bund, und 1513 Appenzell als der dreizehnte und letzte Canton. Vom ewigen Frieden mit Frankreich nach den unglücklichen Tagen von Marignano ist oben die Rede gewesen. Die innere Eintracht stellte er nicht her.

---

12. England unter Heinrich VII.

(1485—1509.)

Wie die Schlacht bei Bosworth dem Leben des tyrannischen Richard III. und zugleich dem langen Kampfe der Häuser Lancaster und York ein Ende machte, ist im vorigen Bande (S. 249.) erzählt. Heinrich VII., dem durch den Sieg in jener Schlacht die Krone zufiel, besaß das Talent, der eingerissenen Verwilderung Meister zu werden, und stellte nach so heftigen Stürmen mit Glück und Einsicht die Ruhe wieder her.

Von Bosworth zog er langsam nach London, und hielt seinen Einzug ohne Geräusch, im verschlossenen Wagen, um allen Schrecken einer durch Sieg erworbenen Herrschaft zu verscheuchen. Am 30. October 1485 ward er gekrönt, und zwar allein, denn seine bedungene Vermählung mit der jungen Prinzessin Elisabeth, der Tochter Eduard's IV., vollzog er erst im folgenden Jahre. Nur auf das Recht des Hauses Lancaster nämlich wollte er seinen Anspruch auf die Krone gründen, nicht auf die Heirath mit einer Yorkschen Prinzessin, während das gleich nach der Krönung zusammenberufene Parlament in seiner Erklärung, daß die Krone bei Heinrich und seinen Nachkommen seyn sollte, jede Erwähnung eines Erbrechts geflissentlich vermied. Der König aber setzte die Yorker, aus Grundsatz oder Vorurtheil, zurück, welches eine Quelle vieler Unruhen für ihn wurde. Schon 1486 brach deswegen im nördlichen England ein Aufruhr aus, der indeß schnell gedämpft ward, und einer der Anführer enthauptet. Aber die Stimmung der Gegner wurde dadurch nicht verändert, und aus Haß gegen Heinrich stellten sie einen falschen Kronbewerber auf, der ihn verdrängen sollte. Lambert Simnel, eines Bäckers Sohn, ein kluger und entschlossener Jüngling von funfzehn Jahren, wurde von einem Priester

zu Oxford, Namens Richard Simon, angestiftet, sich für den Grafen Eduard von Warwic, den Sohn des Herzogs von Clarence (Th. VI. S. 242.), auszugeben, der aus dem Tower entwischt sey, wohin Heinrich diesen schon von Richard III. wohl bewachten Prinzen, als in eine festere Verwahrung, hatte bringen lassen. Daß aber dieser Priester im Namen Höherer gehandelt hatte, war eine sich leicht darbietende Vermuthung, und der Verdacht fiel vorzüglich auf die schlaue und ränkevolle Gemahlin Eduard's IV., die Heinrich haßte, weil sie, in deren Zimmern die Verschwörung gegen Richard III. für ihn geschmiedet worden war, jetzt dadurch belohnt wurde, daß der König ihre Tochter vernachlässigte, und alle ihre Freunde in strenger Unterwürfigkeit hielt. Der junge Simnel wußte auch so viele Umstände aus der geheimen Geschichte des Hofes, daß er sie nur aus einer solchen Quelle geschöpft haben konnte, und täuschte dadurch viele erfahrne Männer. Er fing sein Spiel zuerst in Irland an, wo die meisten Einwohner dem Hause York ergeben waren. Hohe und Niedere fielen ihm hier haufenweise zu; man räumte ihm eine fürstliche Wohnung im Schlosse zu Dublin ein, krönte ihn mit einem Diadem, das einem Marienbilde abgenommen war, und rief ihn zuerst in der Hauptstadt, dann auf der ganzen Insel, unter dem Namen Eduard's VI., zum König aus, und das Alles, ohne daß ein Schwert gezogen ward. Als Heinrich von diesen Dingen Kunde erhielt, ließ er, um den Engländern die Unechtheit jenes Anmaßers zu beweisen, den wirklichen Eduard von Warwic aus dem Tower nehmen, und durch die Straßen von London führen, und zunächst die verwittwete Königin seinen Unwillen fühlen, indem er sie in ein Kloster zu sperren befahl(*). Als bald darauf Simnel's Anhänger mit einem Heere nach England übersetzten, ging ihnen Heinrich entgegen, schlug sie bei Stoke in der Grafschaft Nottingham (6. Juni 1487), bekam den verwegenen Jüngling selbst gefangen, und machte ihn zum Küchenjungen, damit er als zu gering für einen Gegenstand der Rache oder der Besorgniß erscheine. Dann zog er mit dem Heere durch die nördlichen Provinzen des Reichs, die an der Empörung am meisten Antheil genommen hatten, und schonte das Leben der Schuldigen zwar, trieb aber von ihnen beträchtliche Strafgelder ein. Da ihm dieser Aufstand

*) Daß sie dort einige Jahre bis zu ihrem Tode, und in Dürftigkeit geschmachtet, wie viele Schriftsteller erzählen, bestreitet Lingard aus guten Gründen, deutsche Uebers. Bd. V. S. 339.

indeß gezeigt hatte, daß es nicht rathsam sey, die Yorksche Partei fortwährend zu kränken, ließ er jetzt seine Gemahlin krönen.

Wenn schon in der Geschichte dieses Simnel, in Bezug auf die Absicht der Partei, die ihn zu ihrem Werkzeuge brauchte, manche Dunkelheit herrscht: so ist ein zweiter, fünf Jahre nachher auftretender Kronbewerber noch räthselhafter. Man nannte ihn Perkin (Peterchen) Warbec, er erklärte aber, er sey Herzog Richard von York, der zweite Sohn Eduard's IV. Wirklich schien ein königliches Blut in dem Jünglinge zu wallen, so frei und edel war sein Blick, so fein seine Züge, und so zierlich sein Anstand und seine Rede. Es ging das Gerücht, die Mörder hätten nur den ältesten Prinzen getödtet, Richard aber habe Mittel gefunden, aus dem Tower zu entspringen. Auch Perkin wählte Irland zu seinem ersten Auftritte (1492), und hatte dort, wo die Unzufriedenen so zahlreich waren, nicht minder Glück als Simnel. Dann ging er zu Karl VIII. nach Frankreich, welcher damals mit Heinrich VII. im Krieg begriffen war (oben S. 96.) und es daher seinem Vortheil gemäß fand, in Perkin den ächten Richard Plantagenet anzuerkennen. Als aber Karl in dem Friedensschlusse mit England genöthigt ward, ihn aufzugeben (zu seiner Auslieferung hatte er sich durchaus nicht verstehen wollen), ging Perkin zur Herzogin Margarethe von Burgund, der Wittwe Karl's des Kühnen und Schwester Eduard's IV. Diese versicherte anfangs, sie könne das Vorgeben nicht glauben. Nachdem sie ihn aber hatte vor sich kommen lassen, und ihn in Gegenwart vieler Zeugen ausgeforscht hatte, erklärte sie, von der Wahrheit aller Umstände vollkommen überzeugt zu seyn, umarmte ihn als ihren Neffen, und schenkte ihm eine große Summe Geldes, um seine Ansprüche durchsetzen zu können. Sogleich drang die Nachricht von dem neuen Kronbewerber durch ganz England, alle Unzufriedenen von der Yorkschen Partei traten auf's Neue zusammen, und es entstand ein lebhafter Verkehr zwischen England und Flandern, welcher dem Unternehmen den günstigsten Erfolg versprach. Der König, welcher eine Menge Kundschafter besoldete, kam diesen Umtrieben bald auf die Spur, ja er fand für Geld in einigen Yorkisten, die nach Flandern gegangen waren, Verräther ihrer Partei. Sie entdeckten ihm die Namen der vornehmsten Anhänger Perkin's in England, die Heinrich nun unerwartet einziehen und Einige als Empörer hinrichten ließ. Unter diesen war sogar des Königs Oberkammerherr Stanley, der sein vollstes Vertrauen besaß,

und eines der vorzüglichsten Werkzeuge seiner Thronbesteigung geworden war, nun aber seine Treulosigkeit gar nicht läugnete.

Diese kraftvollen Schritte überraschten und entmuthigten die unbekannten Freunde Perkin's. Er machte drei Jahre nach seinem ersten Auftreten den Versuch, in England Fuß zu fassen. Aber die Truppen, die er an's Land setzte (1495), wurden zurückgeschlagen, etwa hundert und funfzig Mann gefangen, und an den Galgen gehängt. Er versuchte es hierauf noch einmal in Irland, allein auch hier fand er nicht mehr die alte Aufnahme, und so trieb ihn die Noth nach Schottland (1496), wo sein Glücksstern wieder aufzugehen schien. Der damalige König dieses Landes, Jacob IV., wahrscheinlich von Karl VIII. aufgereizt, erkannte ihn nicht nur an, sondern vermählte ihm sogar eine schöne, tugendhafte und reiche Verwandte, und begleitete ihn zuletzt in Person mit einem Heere nach England, wo Perkin eine Rechtfertigungsschrift an die Nation ergehen ließ (1496). Allein bei dieser empfahl ihn eben die Schottische Begleitung bei der gegenseitigen Abneigung der beiden Nationen schlecht, zumal da diese Truppen überall, wohin sie kamen, übel hauseten. Der stets geldgierige Heinrich benutzte diesen Einfall schnell, um vom Parlamente eine neue Auflage zu fordern, die er auch erhielt. Darüber brach zwar in Cornwallis ein Aufstand aus, aber ein von Heinrich zusammengezogenes Heer schlug die Rebellen (1497), und da der König von Schottland nun einen siebenjährigen Waffenstillstand schloß, und seinen Schützling zwar nicht ausliefern wollte, ihn aber doch nicht weiter schützen konnte, ging dieser von Irland aus mit seiner schönen Gemahlin und seinem Anhange nach Cornwall, um die Unzufriedenheit, welche sich in dieser Provinz gezeigt hatte, zu benutzen, und versammelte hier wirklich an sechstausend Mißvergnügte unter seine Fahnen. Mit diesen belagerte er die Stadt Exeter, ein thörichtes Unternehmen, da es ihm gänzlich an Belagerungswerkzeugen und Geschütz fehlte. Indeß kam Heinrich mit einem Heere, Perkin hatte nicht das Herz, ein Treffen zu wagen, sondern floh feige in eine Capelle in Beaulieu, worauf seine Anhänger sich theils zerstreuten, theils um Gnade flehten. Perkin's edle Gemahlin fiel in die Hände des Königs, dem es zur Ehre gereicht, daß er sie königlich behandelte. Ihn selbst ließ er durch einige in die Kirche gesandte Officiere unter dem Versprechen der Begnadigung einladen, herauszukommen, und so ergab sich denn Perkin freiwillig. Er ward wie im Triumph nach London geführt, entkam, ward gefangen und nochmals

begnadigt, aber in den Tower gesetzt. Da er hier mit dem gefangenen Eduard von Warwic einen Entwurf zu ihrer gemeinschaftlichen Befreiung machte, und dieser entdeckt ward, wurde er zum Tode verurtheilt, und in Tyburn gehängt (1499).

Alle älteren Schriftsteller und die meisten Neueren erklären Warbec für einen Betrüger. Er soll der Sohn eines getauften Juden gewesen seyn. Seine Aehnlichkeit mit Eduard IV. erklären Einige daher, daß ihn dieser König im Ehebruch mit der Mutter erzeugt habe. Die Herzogin von Burgund, die Heinrich in hohem Grade haßte, weil er ihr Geschlecht so verfolgte, soll ihm seine Rolle eingelernt haben. Doch halten ihn einige Geschichtschreiber für den ächten Richard von York *).

Der König benutzte die Verurtheilung Warbec's, sich auch des Prinzen zu entledigen. Er ward angeklagt, zum Untergange des Königs eine Verschwörung mit Perkin angezettelt zu haben, und dafür enthauptet. Obgleich die Ermordung dieses letzten York die Gemüther erbitterte, so wußte doch Heinrich's Wachsamkeit und Thatkraft jeden Ausbruch zu verhüten. Von äußeren Feinden hatte er nichts zu befürchten, vielmehr beeiferten sie sich um Bündnisse mit ihm. Der Erzherzog Philipp, der Kaiser Maximilian, Ludwig XII. und Ferdinand der Katholische buhlten um seine Freundschaft. Sein Sohn, der Prinz von Wales, heirathete eine Spanische Infantin, und seine Tochter Margarethe den Schottischen König Jacob IV.

Gewöhnlich sieht man Heinrich VII. als den König an, der die Macht des höhern Adels merklich gebrochen hat, und daher für England geworden ist, was Ludwig XI. und Ferdinand der Katholische für ihre Länder **). Allerdings waren die edlen Geschlechter durch die langen und blutigen Bürgerkriege, in welchen ihre Blüthe gefallen war,

---

*) Die Meinung derselben findet sich widerlegt von Hume Vol. IV. p. 448. Ed. Basil. Einer der erheblichsten seiner Gründe ist dieser: Had not Henry been assured, that Perkin was a ridiculous impostor, disavowed by the whole nation, he never would have allowed him to live an hour after he came into his power, much less would he have twice pardoned him. Hierauf legt auch Mackintosh Gewicht, Hist. of Engl. Vol. II. p. 99. Ed. Paris., und gegen die Aechtheit stimmt auch Lingard Deutsche Uebers. Bd. V. S. 404. Doch sagt der gründliche und behutsame Hallam: two impostors, if the second is to be reckoned such.

**) Nach Hallam Constitutional History of England Vol. I. p. 13. Ed. Paris. brachte Heinrich das königliche Ansehn auf keine höhere Stufe, als es sich schon unter Eduard IV. befunden. In jedem Fall findet eine Erhebung des Throns dem Adel gegenüber ungefähr in derselben Zeit Statt, wie in Frankreich und Spanien, vgl. Th. VI. S. 249.

so geschwächt, daß sie der Krone keinen kräftigen Widerstand entgegensetzen konnten. Immer aber blieben die beiden Hauptbeschränkungen der Englischen Könige, weder eigentliche Steuern erheben, noch Gesetze geben zu können ohne Einwilligung des Parlaments, bestehen. Mehrere gute Einrichtungen wurden durch Heinrich getroffen zur Beförderung der bürgerlichen Ordnung und für das Aufkommen der Gewerbe und des Handels; zu einer königlichen Seemacht wurden Anstalten gemacht; auch ein Versuch, an den Entdeckungen der Spanier in der neuen Welt Antheil zu nehmen. Zu diesem Ende sandte Heinrich im Jahre 1496 den Venetianischen Seefahrer Johann Cabot aus, der auch Neufundland entdeckte. Da man aber hier, statt der gehofften Schätze an Gold und Silber, nur Eisfelder und Fische fand, so unterblieben fernere Reisen. Andrerseits standen der freien Entwickelung der Nationalthätigkeit noch manche unweise Einrichtungen im Wege. Gesetze schrieben den Handwerkern ein gewisses Arbeitslohn vor, Monopole hemmten den Wetteifer, es war durch ein Gesetz verboten, von ausgeliehenen Geldern Zinsen zu nehmen. Daß der Adel bei den Aufständen und in den Bürgerkriegen so viele streitbare Männer in's Feld führen konnte, kam daher, daß er eine Menge von Dienstleuten hielt, die seine Abzeichen trugen, und im Kriege wie im Frieden als seine Clienten erschienen. Heinrich verbot dieses Clientenwesen, und ahndete die Uebertretung der darüber erlassenen Verordnungen mit großer Strenge. Der Graf von Oxford, einer seiner Lieblinge, hatte ihn einmal in seinem Schlosse prächtig bewirthet, und um auch bei seiner Abreise noch großen Prunk zu zeigen, ließ er alle seine Clienten, in seine Farben gekleidet, in zwei Reihen aufmarschiren. „Mylord, sagte der König, ich habe viel von eurer Gastfreundschaft gehört, aber ich sehe, sie ist größer als ihr Ruf. Diese schönen Herren bilden ohne Zweifel euer Hausgesinde." Lächelnd erwiederte der Graf, so groß sey sein Vermögen nicht, es seyen nur seine Dienstmannen. Der König stutzte einen Augenblick, und sagte dann ernsthaft: „Bei meiner Treue, Mylord, ich danke euch für eure herrliche Bewirthung, aber ich darf nicht zugeben, daß meine Gesetze so vor meinen Augen gebrochen werden. Mein Anwalt wird mit euch sprechen." Der Graf mußte nicht weniger als 15,000 Mark Strafe erlegen.

Indeß hatte an diesem Verfahren Heinrich's Geiz vielen Antheil. Denn dieser war seine herrschende Leidenschaft; die Begierde Geld aufzuhäufen hatte auf alle seine Handlungen Einfluß, und nahm mit den

Jahren immer mehr zu. Zwei Beamte der Schatzkammer, Empson und Dudley, schmeichelten ihm darin nur allzusehr, und erwarben sich selbst ungeheure Reichthümer. Da Steuern ohne Einwilligung des Parlaments nicht ausgeschrieben und erhoben werden konnten, nahm man zu willkürlichen Erpressungen seine Zuflucht. Alte, zum Theil längst vergessene Gesetze, auf deren Uebertretung Geldstrafen standen, wurden mit der größten Strenge gehandhabt. Ein Heer von Kundschaftern war im ganzen Reiche vertheilt, um solchen Fällen nachzuspüren, und diese Leute klagten Schuldige und Unschuldige an. Als einer andern Quelle von Aussaugungen bediente man sich der Rechtshändel. Auf seinem Todbette überlegte Heinrich mit Schrecken, wie viele Erpressungen auf diese Weise geübt worden seyen, und befahl in seinem letzten Willen, alle Diejenigen zu entschädigen, denen er Unrecht gethan. Er starb im zwei und funfzigsten Jahre seines Alters, am 22. April 1509, und hinterließ die Krone seinem gleichnamigen Sohne, den wir schon als Theilnehmer an dem Kampfe gegen Ludwig XII. erwähnt haben. Die Geschichte seiner für England folgenreichen innern Regierung wird im Zusammenhange mit den nachfolgenden im nächsten Bande erzählt werden.

III. Die Anfänge der Reformation, Karl V. und Franz I. bis zum Frieden von Cambray.

1. Unruhen in Spanien in den ersten Regierungsjahren Karl's.

(Unter dem Namen Karl I. König von Spanien 1516—1556.)
(Unter dem Namen Karl V. Kaiser 1519—1556.)

Zwei Dinge sind es, welche die höchst thatenreiche Regierung Karl's V. besonders erfüllt haben: die durch die Deutsche Reformation veranlaßten Bewegungen, und vier Kriege mit Franz I. Beiden Begebenheiten aber geht ein merkwürdiger Aufstand in Spanien voraus, den daher auch unsere Geschichtserzählung voranstellt.

Karl befand sich, als ihm durch den Tod seines Großvaters Ferdinand die Spanischen Reiche zufielen, in dem Erbe seines Vaters Philipp, den

Niederlanden, für welche er, als sein Vaterland (er war den 24. Februar 1500 zu Gent geboren), eine besondere Vorliebe hegte. Seine Flandrischen Räthe hielten ihn von dem persönlichen Besuche seines neuen Erbes lange zurück, da sie von seinem Aufenthalt in Spanien Zurücksetzung ihres Landes fürchteten. Zum Glück hatte Ferdinand für Castilien in dem alten fast achtzigjährigen Cardinal Ximenez einen eben so einsichtsvollen als treuen Reichsverweser eingesetzt. Ximenez war in seiner Jugend Rechtsgelehrter, später aber in den Minoritenorden getreten, wo er sich durch seine seltene Gelehrsamkeit und die großen Eigenschaften seines Geistes stets so auszeichnete, daß er zum Erzbischofe von Toledo und Cardinal emporstieg. Während das Volk ihn wegen der fortwährenden äußersten Strenge seines Wandels und der Reinheit seiner Sitten als einen Heiligen verehrte, zeigte er, durch Ferdinand und Isabella zu großem Antheil an den öffentlichen Geschäften gerufen, sich als tiefschauenden, für das Wohl des Landes rastlos thätigen Staatsmann nicht minder bewundernswürdig; ja sein geistliches Amt hielt ihn nicht ab, sich 1509 an die Spitze eines Kriegszugs wider die Mauren in Africa zu stellen. Er nahm ihnen Oran, und fügte seinem übrigen Ruhme auch die Lorbeeren des Kriegers hinzu.

Schon einige Monate vor Ferdinand's Tode hatte Karl den Cardinal Adrian von Utrecht, seinen ehemaligen Lehrer, nach Spanien gesandt, mit Vollmacht, nach dem Ableben dieses Monarchen das Königreich an seiner Statt zu verwalten. Ximenez verständigte sich mit ihm, und ließ ihm den Titel, die Geschäfte aber betrieb er fast allein. Er bot nicht nur seine ganze Kraft auf, den Adel im Zaume zu halten, sondern auch die Unbesonnenheiten unschädlich zu machen, die Karl's Niederländische Rathgeber in dessen Namen begingen. Sie wollten ihn gleich zum König ausgerufen haben, während die Spanier dies als einen Eingriff in die Rechte seiner Mutter Johanna, trotz der fortwährenden Gemüthskrankheit derselben, betrachteten. Ximenez that Vorstellungen, aber da Karl's Räthe nicht davon abgingen, so entschloß er sich, es durchzusetzen. Er legte den in Madrid anwesenden Großen das Verlangen des Königs vor, und da sie heftig widersprachen, sagte er kurz und mit seinem gewöhnlichen Nachdruck: „Es ist nicht mehr die Rede vom Berathschlagen, sondern vom Gehorchen; unser Herr will es, und ich werde es heut befehlen, daß er in Madrid und in den anderen Städten zum König ausgerufen werde.“ Es geschah, trotz allem Murren, durch ganz Castilien; in Aragonien aber, wo die Stände

im Besitz größerer Freiheiten waren, und wo ein Ximenez fehlte, galt Karl nur für einen Prinzen.

Obschon Karl's Niederländische Günstlinge und besonders sein Erzieher und vertrautester Rath, der Herr von Chievres, dem Cardinal Ximenez selbst Schwierigkeiten in den Weg legten, fuhr dieser doch unermüdlich und treu in seinen Bemühungen zum Besten des jungen Königs fort. Da er sah, daß ein Theil des Adels seine Augen auf Karl's Bruder, den Erzherzog Ferdinand, der in ihrem Lande (in Guadalupe) erzogen wurde, und den schon der verstorbene Großvater Karln vorgezogen hatte, richtete, ließ er, um auch von dieser Seite Böses zu verhüten, diesen Prinzen nach Madrid kommen, wo er ihn immer unter den Augen hatte. Den Adligen entzog er theils Gehalte, theils Landgüter, die sie unter der vorigen Regierung erhalten hatten, so daß sie höchst erzürnt ihn durch einige Granden befragen ließen, durch wessen Vollmacht er die Regierung führe. Er berief sich auf Ferdinand's Testament, aber man warf ihm ein, daß Ferdinand ohne die Stände keinen Statthalter für Castilien habe ernennen können. Während des Gesprächs hatte er sie unbemerkt an ein Fenster geführt, von welchem man einen großen Haufen Geschützes und eine zahlreiche Mannschaft unter Waffen übersehen konnte. „Seht da die Macht, rief er, die ich vom Könige empfangen habe; damit regiere ich Castilien und werde es regieren, bis Euer und mein Herr von seinem Reiche selbst Besitz nehmen wird." Auf diese Ueberraschung war die Gesandtschaft nicht vorbereitet gewesen, und sich einem solchen Manne gewaltthätig zu widersetzen, fand man nicht räthlich.

Die Verbesserung der Finanzen, welche Ximenez durch jene Einziehungen herbeigeführt hatte, setzte ihn in den Stand, nicht bloß die Vorraths- und Zeughäuser zu füllen, sondern auch noch dem Könige ansehnliche Summen zu überschicken. Dieser würde die Treue des würdigen Greises dankbar anerkannt haben, wenn seine Niederländischen Günstlinge nicht ein zu großes Interesse gehabt hätten, ihm die Grundsätze und Handlungen des Cardinals in einem falschen Lichte zu zeigen; denn sie wünschten, ihren Einfluß auf Karl auch in Spanien so zu behalten, wie sie ihn in Flandern ausgeübt hatten. Als der Vertrag von Noyon (o. S. 140.) die Gefahren von Seiten Frankreich's entfernt hatte, und kein Vorwand mehr vorhanden war, Karl länger in Gent zurückzuhalten, entschloß sich dieser, den dringenden Bitten des Ximenez nachgebend, zur Reise nach Spanien, und landete im Sep-

tember 1517 in Asturien. Nun thaten die Niederländer, und die dem Cardinal feindseligen Spanier ihr Möglichstes, eine Zusammenkunft zu verhindern; Ximenez eilte zwar dem Könige entgegen, wurde aber auf der Reise, die er sehnlichst herbeigewünscht hatte, plötzlich krank. Er mußte in Los Equillos liegen bleiben, und schrieb von hier aus einen Brief an den König, worin er ihn dringend bat, die Niederländer zu entlassen, und sich den Spaniern als Spanier zu zeigen. Die von einem Gegner des großen Mannes entworfene Antwort lautete dahin: dem Cardinal Ximenez, dessen Verdienste so groß wären, daß nur Gott sie belohnen könne, und der dem Staate schon so viel geopfert, sey es nunmehr erlaubt, in seinen Sprengel zurückzukehren, und dort seine Tage in Ruhe zu beschließen. Solch ein Undank für solche Dienste war mehr, als der ein und achtzigjährige Greis ertragen konnte. Er überlebte den kränkenden Bescheid nur wenige Stunden, und starb am 18. November 1517.

Nun war Niemand vorhanden, dessen Ansehen groß genug gewesen wäre, dem Einflusse der Niederländischen Räthe ein Gegengewicht zu geben *). Karl, des Spanischen nicht recht kundig, gab seinen Unterthanen nur abgebrochene Antworten, und wies sie an jene Räthe. Alle Stellen rissen seine Belgischen Günstlinge an sich, oder verhandelten sie, um sich zu bereichern, mit der größten Schamlosigkeit, und das gekränkte Volk sah mit Schmerz und Erbitterung selbst die Stelle des ehrwürdigen Ximenez, das Erzbisthum Toledo, in die Hände eines jungen Menschen fallen, der weiter kein Verdienst hatte, als daß er Chievres' Neffe war. Solche offenbare Mißgriffe wandten dem jungen König die Herzen ab. Indeß bewilligten die Cortes von Castilien, die Karl 1518 zu Valladolid versammelte, 600,000 Spanische Ducaten, eine größere Summe, als je vorher einem Könige, aber erst nachdem Karl die Rechte und Freiheiten der Stände beschworen und eingeräumt hatte, daß er eigentlich nur im Namen seiner Mutter regiere, und ihr die Herrschaft abzutreten verpflichtet sey, wenn sie ihre Gesundheit wiedererlange. Schwieriger waren die Stände in Aragonien und Catalonien. Sie bewilligten wenig Geld, und setzten dem Königstitel Karl's fortwährend den seiner Mutter voran. Als Karl zu Barcelona

*) Eius viri obitus hoc gravior Castellanis et molestior accidit, quod unus fere videbatur, qui Regis adolescentis facta et consilia auctoritate et prudentia sua moderaretur et cuius admonitiones et praecepta Rex idem aequo animo acciperet ac sequeretur. Sepulveda De reb. gest. Car. V. II. 7.

verweilte (1519), erhielt er die Nachricht vom Tode seines Großvaters Maximilian, bald auch, daß er an dessen Stelle zum Kaiser erwählt sey, wovon das Nähere im folgenden Abschnitt. Dieses machte seine Anwesenheit in Deutschland unumgänglich nothwendig; aber die Spanier waren mit der Absicht ihres Königs, sie in einem Augenblicke zu verlassen, wo noch Vieles zu ordnen und zu beruhigen war, sehr übel zufrieden. Dazu kamen mehrere neue Mißgriffe, welche Karl, durch seine Niederländischen Räthe verleitet, beging, indem er die Cortes von Valencia nicht in Person hielt, sondern den Cardinal Adrian mit andern Niederländern dahinschickte, die Huldigung anzunehmen, ferner die Castilischen Cortes zu einem Reichstage nach St. Jago di Compostella in Galicien beschied, wo sonst nie dergleichen Versammlung gehalten worden war. Durch das Alles wurde das Volk so aufgebracht, daß in Valladolid und Toledo Unruhen entstanden, und als der Kaiser für die Zeit seiner Abwesenheit den Cardinal Adrian allein an die Spitze der Verwaltung stellte, und hierauf am 20. Mai 1520 Spanien wirklich verließ und nach Deutschland eilte, breitete sich der Aufruhr immer weiter aus. Wie es zu geschehen pflegt, wenn bei wahren oder eingebildeten Beschwerden über die bestehende Regierung der Hause Theil nimmt, und ohne Scheu göttliche und menschliche Gesetze verletzt, wurden jetzt auch die Städte Castilien's der Schauplatz revolutionärer Frevel. In Segovia wurde der Regidor Tordesillas, der Deputirter bei den Cortes gewesen war, weil er für eine dem Könige zu bewilligende Steuer gestimmt hatte, mit einigen Unterbeamten vom Pöbel ermordet, ihre Häuser geplündert und in Brand gesteckt. Aehnliches geschah in Burgos. Als der Cardinal Adrian hierauf Kriegsvolk gegen Segovia sandte, erhielt dieses von anderen Städten Hülfe, und die königlichen Truppen wurden in die Flucht geschlagen. Die Bürger von Medina del Campo weigerten sich, Geschütz zur Belagerung von Segovia herzugeben, und achteten es nicht, als ihre Stadt angegriffen und durch eine Feuersbrunst, die von einigen hineingeworfenen Granaten entstand und unerwartet schnell um sich griff, zum größten Theile in einen Schutthaufen verwandelt ward. An die Spitze der Städte trat Toledo, wo Don Juan Padilla den meisten Einfluß hatte, ein junger Mann von edlen Gesinnungen und vielem Muthe, aber durch seinen leicht beweglichen Geist und seinen Ehrgeiz in ein Unternehmen gestürzt, dessen Irrwege und Gefahren er nicht durchschaute, das, um glücklich zu Ende geführt zu werden, eines Führers

von ausgezeichneteren Geistesgaben bedurft hätte. Die Abgeordneten der unzufriedenen Städte (und dies waren die meisten in Castilien) traten in eine Junta zusammen, welche den Namen der heiligen annahm. Padilla bemächtigte sich der Person der Königin Johanna, und stellte sie, um seinen Schritten eine höhere Autorität zu geben, dem Scheine nach an die Spitze der Regierung. Vergebens wollte Karl, der die Nachricht von diesen Vorgängen in den Niederlanden erhielt, jetzt Bewilligungen machen, die, wenn er sie vor seiner Abreise gewährte, die Unruhen in ihrem Keime erstickt hätten; es hatte sich der Junta jetzt schon ein zu revolutionärer Geist bemächtigt, um sich dabei zu beruhigen. Sie legte dem Kaiser in einem ausführlichen Schreiben ihre Beschwerden vor, und machte eine Reihe von Forderungen, wodurch die Rechte der Cortes und besonders der Städte fester gestellt und vielfach erhöht, die königliche Gewalt in manchem Betracht beschränkt werden sollte. Mehrere dieser Punkte waren heilsam und zweckmäßig, andere übertrieben und unbillig, und zeigten von bedenklichen Anmaßungen gegen das nothwendige Ansehn des Thrones *), so daß die Junta auch von einigen Schriftstellern völlig demokratischer Absichten beschuldigt worden ist. Doch wähnten Viele, wenn nur diese neuen Gesetze in Kraft träten, dann würde auch ein glückseliger Zustand in Castilien unfehlbar einkehren, und bedachten nicht, daß die in vielen Städten fortwährend geübten Gewaltthaten und Frevel eine schlechte Bürgschaft für die Morgenröthe des politischen Heils waren.

Indeß wäre es wol zu einem hartnäckigen und langwierigen Bürgerkriege gekommen, wenn nicht der Adel, der bisher theils offenbar, theils durch geheime Einflüsterungen die Städte gereizt und an der Unternehmung gegen den Hof große Freude gehabt hatte, jetzt mit Schrecken gewahrt hätte, daß, was der Krone gälte, auch ihm gefährlich sey, da die Junta Aufhebung der Steuerfreiheit des Adels zu einer ihrer Forderungen gemacht hatte. Darüber veränderte er seine Stellung und trat zu den königlichen Statthaltern über. Unter den Städtischen entstand Hader und Zwietracht, sie verliehen, als alle Friedensversuche vergeblich geblieben waren, und die Waffen nun entscheiden sollten, den Oberbefehl dem Don Pedro Giron, der wenig beliebt war, worüber Padilla erzürnt das Heer verließ. Wirklich eroberten die Königlichen, von Giron ungehindert, Tordesillas (5. Dec. 1520), und be-

*) v. Raumer, Geschichte Europa's. Bd. I. S. 150.

kamen die Königin Johanna in ihre Gewalt. Padilla, durch das laute Begehren des Heeres zurückgerufen, sollte das Unglück wieder gut machen; als es aber am 23. April 1521 bei Villalar zur Schlacht kam, lösete sich das Heer der Junta beim ersten Angriffe der königlichen Reiter auf, und ergriff schimpflich die Flucht. Dieser Tag machte der ganzen Empörung ein Ende. Padilla wurde tapfer fechtend gefangen, und gleich am folgenden Morgen mit zwei anderen Anführern hingerichtet; seine würdige Gemahlin, Donna Maria, aus dem Hause Pacheco, vertheidigte mit großem Heldenmuthe die Stadt Toledo noch sechs Monate lang, und hielt sich dann noch einige Zeit in der Burg, mußte aber zuletzt nach Portugal entfliehen. Bald nachher wurde auch ein Aufstand gedämpft, der gleichzeitig, doch ohne Verbindung mit dem Castilischen, im Königreich Valencia ausgebrochen war. Hier waren es der Hochmuth, die Anmaßungen und Bedrückungen des Adels, die ihn hervorriefen. Der Adel vernachlässigte die Vertheidigung des Landes gegen die häufigen, verwüstenden Einfälle der Mauren an den Küsten, und als die Bürger sich zu diesem Ende selbst bewaffneten, setzte er sich dagegen, und suchte es beim Kaiser dahin zu bringen, daß ihnen dies verwehrt wurde. Das dadurch heftig gereizte Volk empörte sich, und beging nun allerdings große Frevel und Ausschweifungen, die erst mit den Siegen der Königlichen ihr Ende erreichten. Karl kam indeß selbst wieder nach Spanien (16. Jul. 1522), und zeigte gegen die Theilnehmer der Empörung eine seltene Milde. Nur siebzig bis achtzig Personen, größtentheils schlechtes Gesindel, wurden von der allgemeinen Verzeihung ausgeschlossen, und auch von diesen nur etwa acht hingerichtet. — Die Folgen der ganzen Empörung waren die, welche übelberechneter Widerstand gegen die bestehende Regierung sehr oft nach sich gezogen hat; die Volksrechte, deren Erweiterung bezweckt worden war, wurden von der Regierung, die alle ständische Gewalt mit erhöhtem Mißtrauen betrachtete, noch mehr eingeschränkt, und damit begann der Verfall des politischen Lebens in Spanien.

---

2. Karl's Wahl zum Römisch-Deutschen Kaiser.

Während des nach dem Tode des Kaisers Maximilian eingetretenen Zwischenreichs bewiesen ein Krieg des Schwäbischen Bundes gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg und eine Fehde zwischen dem Bischof

von Hildesheim und seinem Stiftsadel und ihren beiderseitigen Verbündeten deutlich genug, daß der gebotene Landfrieden eines kräftigen Arms bedürfe, ihn zu handhaben. Drei der mächtigsten Monarchen Europa's, die Könige von Spanien, Frankreich und England, bewarben sich um die erledigte Kaiserkrone. Denn sie galt noch für die erste der Christenheit und wie ihr Glanz lockte, so versprachen sich die Könige zugleich nicht nur Vortheile von dem hohen Ansehn, in welchem sie bei den Menschen stand, sondern auch, daß sie die Deutschen Stände zu größeren Hülfsleistungen als bisher vermögen würden. Die wenigsten Hoffnungen hatte, und die geringste Thätigkeit zeigte Heinrich, so daß er bald in den Hintergrund trat. Desto eifriger bemühten sich Franz und Karl. Des Ersteren Gesandte zogen, allen Deutschen Patrioten zum Aergerniß, mit Pferden, die mit Geldsäcken beladen waren, zu den Fürsten umher, deren Stimmen zu gewinnen, auch wurden große Versprechungen nicht gespart *). Die meisten Aussichten hatte jedoch Karl. Seine Unterhändler wirkten geschickt und thätig. Der alte Widerwille der Deutschen gegen Frankreich sträubte sich mehr gegen eine Französische als gegen eine Spanische Oberhoheit. Und Karl, obschon König von Spanien, war doch dem Stamme nach ein Deutscher, und daß eine Reihe seiner Ahnen die Kaiserkrone bereits getragen, war auch eine Empfehlung. Ferner wirkte das für ihn, daß man, gemäß der Lage der Oesterreichischen Erblande, von ihm den kräftigsten Schutz gegen die gefährlichen Türken erwarten konnte. Der Papst hielt, wie vor der Schlacht bei Marignano, eine zweideutige Staatskunst für die klügste. Er fürchtete gleich sehr einen Kaiser, der Herzog von Mailand, und einen, der König von Neapel war, doch mehr noch den Letztern. Er suchte daher seinen Einfluß gegen Karl so sehr als möglich geltend zu machen, und berief sich deswegen sogar auf eine alte päpstliche Satzung, daß ein König von Neapel die Kaiserkrone nicht erhalten dürfe. Mehr empfahl er Franz, aber auch nur zum Schein, und um Karl damit Anhänger zu entziehen.

Im Juni 1519 fanden sich die Kurfürsten zur Wahl in Frankfurt ein. Da die Gesandten der fremden Mächte nicht in die Stadt gelassen wurden, so schickten die Französischen und Spanischen die Reden, die sie hatten halten wollen, schriftlich ein. Niemand, sagten die Ersteren, könne so einfältig, so von allem gesunden Menschenver-

*) Bucholtz Geschichte der Regierung Ferdinand's I. Bd. I. S. 94.

stande entblößt seyn, daß er nicht klar sehe, König Franz überstrahle alle andern Fürsten sowol an Glück als an hoher Tugend. Ihm müßten die Fürsten die Krone nicht nur darbieten, sondern, wenn er sich weigern sollte, sie anzunehmen, ihn dazu nöthigen. Es sey kein Grund, warum die Deutschen einem Bunde mit den Franzosen entgegen seyn sollten, den mildesten und sanftesten aller Menschen durch Natur, Gewohnheit und Unterricht *).

Bei der Wahlhandlung nahm zuerst der Kurfürst Albrecht von Mainz, aus dem Hause Brandenburg, für Karl, dann der Kurfürst von Trier, Richard von Greiffenklau, für Franz das Wort. Die Rede des Letztern wirkte dahin, daß sich die Gedanken der übrigen Wähler auf einen dritten richteten, auf den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, den die Zeitgenossen mit dem Beinamen des Weisen ehrten. Aber dieser treffliche Fürst weigerte sich beharrlich, die dargebotene Krone anzunehmen, weil er erwog, daß persönliche Eigenschaften nicht mehr hinreichten, sie rühmlich zu tragen. Vielmehr stimmte er nachdrücklich für Karl. Der Franzose sey freilich als ein Fremder durch das Gesetz ausgeschlossen, aber dieses treffe Karl nicht, der ein Deutscher sey und in Deutschland Länder habe. Das Reich bedürfe eines vorzüglich mächtigen Herrschers, und Karl sey der mächtigste Aller. Diese gewichtige Stimme entschied, auch der Kurfürst von Trier und sogar der päpstliche Legat gaben ihren Widerspruch auf, und Karl's Erhebung wurde ausgesprochen (28. Juni 1519). Als der Kurfürst von Mainz dem Volke den Ausfall der Wahl verkündete, wurde große Freude laut, daß die Erwartungen der Franzosen getäuscht worden seyen.

Kurfürst Friedrich hatte zur Sicherung und Gewähr der Deutschen Freiheit empfohlen, den neuen Kaiser durch bestimmte Bedingungen, die er zu beschwören habe, zu binden. Sie wurden sofort ausgearbeitet, und so entstand die erste förmliche Wahlcapitulation, welche der Spanische Bevollmächtigte im Namen seines Herrn annahm und unterschrieb. Die Hauptpuncte, zu welchen sich Karl hier verpflichtete **), waren: keinen Reichstag außerhalb Deutschland zu halten, die Stände nicht vor ein Gericht außerhalb des Reiches zu laden, sich in

*) Acta Elect. Carol. V. ap. Freher Rer. Germ. scr. cur. Struv. T. III. p. 168.

**) „In die Wahlcapitulation nahm man Alles auf, was bisher nur auf dem Herkommen beruhte, und jetzt in urkundliches Recht zu verwandeln nützlich schien." Eichhorn Deutsche St. u. R. G. Th. IV. §. 477.

Reichshandlungen der Deutschen oder Lateinischen Sprache zu bedienen, keine fremden Truppen in das Reich zu bringen außer zu seiner Vertheidigung, die Stände bei ihren hergebrachten Freiheiten zu lassen, wieder ein Reichsregiment aufzurichten, Bündnisse in des Reiches Sachen mit Fremden nicht einzugehen und Reichskriege nicht zu führen ohne der Kurfürsten und Stände Rath, diese ohne Noth nicht mit Reichstagen und Steuern zu beschweren, und in zugelassenen Fällen die Steuern ohne die Kurfürsten nicht auszuschreiben; endlich Alles, was der Römische Hof wider die Concordate der Deutschen Nation vorgenommen, abzuschaffen. Merkwürdig sind auch noch die Artikel, welche den Kaiser verpflichten, alle Verbindungen des Adels und der Unterthanen, so wie die großen Gesellschaften der Kaufleute (nämlich die Hanse) aufzuheben und zu verbieten. Man sieht, wie die Fürsten bedacht waren, nicht nur nach oben, den Kaiser in großer Beschränkung zu erhalten, sondern auch was den außer ihnen, neben und unter ihnen bestehenden Reichsgliedern durch festes Aneinanderschließen eigenthümliche Kraft gab, aufzulösen.

Ein Jahr nach seiner Wahl war verflossen, als Karl in Flandern landete, um sich nach dem Aufenthalt einiger Monate in den Niederlanden nach Deutschland zu begeben. Am 23. October 1520 wurde er mit großer Feierlichkeit und Pracht zu Aachen gekrönt. Dann ging er nach Köln, von wo er seinen ersten Reichstag auf den nächsten heiligen Dreikönigstag nach Worms ausschrieb, indem er die Stände einlud, sich in Person einzufinden. Dies ist der durch Luther's Erscheinung und Aechtung weltberühmt gewordene Reichstag. Wir haben also nun von dem Anfang der Reformation zu reden, vorher aber ist es nöthig, einen Blick auf den Zustand der Kirche und des christlichen Lebens zu werfen, der sie veranlaßte und aus dem sie als ein Gegenstreben zunächst hervorgegangen ist.

---

3. Zustand der christlichen Kirche.

Wir haben in dem vorigen Bande die Sehnsucht der Völker nach einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern kennen gelernt, aber auch gesehen, wie Rom, welches das Netz seiner listigen Staatskunst fortwährend um die Europäischen Reiche schlang, die gerechtesten Hoffnungen zu täuschen verstand. Nachdem die Päpste durch ihre

Schlauheit selbst den Gefahren, mit welchen die großen Kirchenversammlungen des funfzehnten Jahrhunderts ihrem Throne drohten, entgangen waren, glaubten sie den Stuhl ihrer Herrschaft fester als je gegründet und keinen Sturm mehr fürchten zu dürfen. In dieser erträumten Sicherheit überließen sich die gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts zur Herrschaft gelangenden Päpste mehr als je der Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke und zum Theil einem Wandel, der unter allen Verhältnissen verdammlich, bei den Oberhäuptern der Kirche durch den schneidenden Gegensatz mit ihrer Bestimmung noch verabscheuungswürdiger, erschien und ein desto beklagenswertheres Aergerniß gab. Paul II. (1464—71; Th. VI. S. 187.) begann seine Regierung damit, den von allen Cardinälen vor der Wahl geschwornen Eid, der das zu erhebende Oberhaupt an eine Reihe von Verpflichtungen band, zu brechen *). Den folgenden Papst Sixtus IV. (Th. VI. S. 291.) schildert ein Zeitgenosse, Stephan Infessura, Kanzler der Stadt Rom, als so schamlos geldgierig, daß er keine Pfründe ohne Zahlung vergab, sie zuweilen den Meistbietenden zuschlug, selbst Cardinalswürden und Bisthümer häufig verkaufte, überdieß Kornwucher trieb. Auch unnatürlicher Wollust klagt er ihn an. Daß er sich seiner Macht als Papst bedienen wollte, um für seine Familie eine weltliche Herrschaft zu gründen, ist schon oben erwähnt. Unter seinem Nachfolger Innocenz VIII. (1484—92) war Rom überfüllt mit Huren, Missethätern und Mördern, und wer ein Verbrechen mit Geld abkaufen konnte, blieb straflos. Nun kam Alexander VI., welcher, wie wir gesehen haben, den päpstlichen Stuhl durch einen Wandel schändete, der ihm den Neronen und Heliogabalen zuordnet. Julius II., als weltlicher Fürst ausgezeichnet tüchtig und von großen Plänen erfüllt, war doch keinesweges ein Haupt der Kirche, wie sie es bedurft hätte. Leo X. war ein feingebildeter Mann von milden Gesinnungen, ein begeisterter Freund und Beförderer der schönen Künste, aber auch der sinnlichen Lust ergeben und so ungeistlicher Gesinnung, daß ihm die päpstliche Würde hauptsächlich als ein treffliches Mittel, prachtvoll und genußreich zu leben, galt. Dieselbe Verderbniß hatte sich längst vieler

---

*) „Die Päpste kümmerten sich nicht mehr um die Haltung des Eides, sondern eben den Eidbruch erhoben sie zu einer päpstlichen Prärogative, und wenn sie vor ihrer Wahl die Abstellung so mancher Mißbräuche versprochen und gewisse Verpflichtungen übernommen hatten, so behaupteten sie gleich darauf, daß alle Versprechungen, Eide und Verträge, welche auf die Beschränkung der Gewalt zielten, die Christus seinem Statthalter verliehen hatte, null und nichtig seyen." Rudelbach, Savonarola S. 11.

hohen und niederen Geistlichen bemächtigt. Alle Geschichtsbücher jener Zeit sind voll von Schilderungen der Verworfenheit des Klerus, von der Bischöfe und ihrer Untergebenen Stolz, Geiz, Pracht, Ueppigkeit und fleischlichen Sünden, von der verhärteten Schamlosigkeit, mit welcher sie ihr Lasterleben gar nicht einmal zu verbergen trachteten. Nicht minder groß waren der Verfall und die Sündhaftigkeit derjenigen Institute, die grade entstanden waren, um ein nicht nur aller irdischen Lust entsagendes, sondern auch ein von allen weltlichen Gedanken und Beziehungen abgekehrtes Leben zu begründen, nämlich der Klöster und des Mönchswesens.

Wie die Reinheit des evangelischen Wandels durch die schlimmen Sitten der Priester verdunkelt war, so die Kenntniß des Evangeliums durch ihre tiefe Unwissenheit. Theologische Gelehrsamkeit war äußerst selten. „In meiner Jugend, sagt ein Schriftsteller vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts, fand man unter tausend Geistlichen kaum einen einzigen, der eine Universität auch nur gesehen hatte." Selbst die Kenntniß, welche die meisten von der Bibel hatten, war sehr gering, und als bei dem neuerwachten Eifer für die alten Sprachen auch der Hebräische und Griechische Urtext der Bibel bekannter gemacht, und Gegenstand des Studiums der Gelehrten ward, entblödeten die Mönche sich nicht, dies als eine neue und gefährliche Art von Ketzerei zu verschreien. So sehr fürchtete man von einem ernsten Forschen in der Bibel Gefahr für das herrschende System. Ja, man findet ausdrückliche Verbote, mit der Jugend in den Schulen die heilige Schrift zu lesen, denn dem Volke sollte diese Quelle des Glaubens gänzlich entzogen seyn, und für dasselbe überhaupt kein anderes Christenthum Statt finden, als das in vielen unwesentlichen Dingen, welche den Kern des Evangeliums verdunkelt hatten, und in vielen äußeren Gebräuchen, mit welchen der Gottesdienst überladen worden war, enthaltene. In Italien, wo die classische Gelehrsamkeit ihre Wiederbelebung erhalten und ihren vorzüglichsten Sitz aufgeschlagen hatte, brachte diese Geistesrichtung dem christlichen Sinne mehr Schaden als Nutzen, und man würde glauben müssen, daß er jenem Lande gänzlich den Rücken gekehrt hätte, wenn nicht aus den erhabenen damals geschaffenen Kunstwerken ein tiefer religiöser Geist spräche. Den Gelehrten aber, die nur für Homer und Plato, für Virgil und Cicero zu schwärmen wußten, war das Wort vom Kreuze ein Gegenstand der Geringschätzung, das für den großen Haufen gut genug sey; sie

selbst hatten sich mit der Fertigkeit, den Alten in der Kunst der Rede nachzueifern, auch heidnischen Sinn und heidnische Weisheit zu eigen gemacht, von welchen ihre Ansicht aller Verhältnisse des menschlichen Lebens erfüllt war.

Einer der ärgsten und schreiendsten Mißbräuche des damaligen Kirchenwesens, der den nächsten Anlaß zur Reformation in Deutschland gab, war der Ablaßhandel. Ablaß war in der ältesten Kirche eine Erlassung der kirchlichen, d. h. der von einer Gemeine, von Bischöfen oder Synoden einem groben Sünder auferlegten Strafen oder der Kirchenbuße, in so fern sich der Sünder nämlich durch aufrichtige Reue und wirkliche Besserung derselben würdig mache. Nach und nach fand der Gedanke Raum, daß irgend ein gutes Werk, als Almosen, Fasten, Wallfahrten u. dgl., an die Stelle der Büßung treten könne, und die Bischöfe fingen an, auch Denen wenigstens einen Theil der auferlegten Buße zu erlassen, welche zu einem frommen Zwecke eine Beisteuer an Gelde entrichten würden (vgl. Th. IV. S. 46.). Der Ursprung dieser Gewohnheit ist in dem uralten Grundsatze des peinlichen Rechts bei den alten Deutschen zu suchen, der für die schwersten Verbrechen eine Lösung an Gelde festsetzte, da den neubekehrten Völkern die kirchlichen Verhältnisse oft nur durch Uebertragungen aus ihren bürgerlichen begreiflich und annehmlich gemacht werden konnten. Auch hütete sich die ältere Kirche wohl, dabei den Schein des Eigennutzes auf sich zu laden, denn die eingehenden Gelder wurden in der That nur für die Armen verwandt *). Immer war auch dem Mißbrauche noch dadurch sehr vorgebeugt, daß jede Sünde ihre besondere Büßung oder eine besondere Lösung derselben forderte. Aber Alles gewann eine andere Gestalt, als die Päpste bei Gelegenheit der Kreuzzüge mit einem vollkommenen Erlaß jeder begangenen Sünde (indulgentiae plenariae) für alle diejenigen hervortraten, welche an den heiligen Kriegen Theil nehmen würden. Nicht lange, so wurde dem Ablasse, nach Gutdünken der Päpste, auch für andere Leistungen dieselbe Ausdehnung gegeben. Die Kirche verstand unter den Strafen, welche sie erließ, freilich nur die canonischen und zeitlichen, sie erklärte, daß der Ablaß nur Denjenigen wahrhaft nützen könne, die ihre Sünden auch innerlich und mit dem festen Vorsatze der Besserung bereuten und aufrichtig beich-

*) Plank, Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung, Th. II. S. 295 und Th. III. S 678

teten; aber bei der großen Wichtigkeit, die dem Ablaß gegeben wurde, war es natürlich, daß der große Haufe von diesem Zusatze wenig Kunde nahm, und sich einbildete, daß er durch die bloße Erfüllung der von der Kirche vorgeschriebenen Bedingung auch allen göttlichen Strafen entgehe. Um die Rechtmäßigkeit des allgemeinen Ablasses zu begründen, erfanden die Scholastiker die Lehre von dem überfließenden Schatze der Verdienste Christi und der Heiligen. Denn da diese, lehrten sie, unendlich mehr gethan haben, als sie nach dem göttlichen Gesetze schuldig gewesen, so käme der Ueberschuß ihrer guten Werke allen Christen zu Gute und bilde einen Schatz für die Kirche, über welchem dem Papst, als Statthalter Christi, die Verfügung zum Besten aller Sünder zustehe.

Niemals war die päpstliche Sündenvergebung mit mehr Feierlichkeit angekündigt worden, niemals hatte sie sich in einer solchen Ausbreitung und in einem solchen Glanze gezeigt, als in dem Ablaß- und Jubeljahr, welches Bonifacius VIII. im Jahre 1300 zu Rom anordnete. Er verleihe, sagt er in seiner desfalls erlassenen Bulle, Allen, welche in diesem Jahre in die Kirchen der Apostel Petrus und Paulus bußfertig kommen, oder solches im folgenden hundertsten Jahre thun würden, nicht allein eine vollkommene, sondern die allervollkommenste (plenissimam) Vergebung der Sünden. Der Erfolg war außerordentlich; aus allen Landen der Abendländischen Kirche strömte eine zahllose Menge herbei, woraus der heilige Stuhl und die Bewohner von Rom so großen Vortheil zogen, daß Clemens VI. beschloß, zur Wiederholung dieser Feier nicht das Ende des Jahrhunderts zu erwarten, sondern das nächste Jubeljahr schon im Jahre 1350 zu halten. Die Zahl der Pilger, die bis Ostern dieses Jahres nach Rom kamen und es wieder verließen, belief sich, nach der Angabe eines Zeitgenossen, des Florentinischen Geschichtschreibers Villani, auf zehn bis zwölfmalhunderttausend; zur höchsten Freude der gewinnsüchtigen Römer, die sich dadurch außerordentlich bereicherten *). Nun ließen es die folgenden Päpste auch dabei nicht bewenden. Urban VI. setzte 1389 das Jubeljahr auf jedes drei und dreißigste Jahr, und Paul II. 1470 auf jedes fünf und zwanzigste. Als es Alexander VI. im Jahre 1500 beging, erklärte er in seiner Ankündigungsbulle, daß er zugleich auch den Seelen im Fegfeuer aus väterlicher Zuneigung Hülfe leisten wolle. Er

*) Schröckh Kirchengeschichte, Th. XXXIII. S. 464.

verstatte also, daß, wenn Christen für jene Seelen während des Jubeljahrs einiges Almosen spenden würden, der vollkommene Ablaß den Seelen im Fegfeuer zur völligen Erlassung ihrer Strafe dienen sollte. Die Behauptung, daß die Wirksamkeit des Ablasses sich auch auf das Fegfeuer erstrecke, war nicht neu, erhielt aber erst jetzt durch einen päpstlichen Ausspruch ihre Bestätigung. Und dies wagte ein Papst zu thun, welcher der göttlichen Barmherzigkeit vielleicht mehr bedurfte, als irgend einer unter den Tausenden, welche die Sündenvergebung aus seinem Munde gläubig empfingen.

Wie es zu keiner Zeit in der Kirche an Männern gefehlt hat, welche gegen die herrschenden Mängel auftraten und sie kühn und freimüthig bekämpften; so vermehrten sich die Streiter auch zu einer Zeit, wo die Verderbniß immer tiefer, die Gefahren, das reine Christenthum unter so vielen Uebeln erdrückt zu sehen, immer drohender wurden. Einen solchen haben wir bereits in Savonarola kennen gelernt; ferner gehört dahin besonders der stiller auftretende und wirkende, aber das Ganze der Kirchenlehre mehr umfassende Johann Wessel aus Gröningen (gest. 1489), von dem Luther sagte, er stimme in der Lehre so mit ihm überein, daß es scheinen könne, er habe Alles aus ihm geschöpft. In der That ist in den Grundlagen und der Richtung der ganzen religiösen und theologischen Denkart beider Männer eine merkwürdige Uebereinstimmung, aber was bei Wessel Gesinnung blieb, wurde bei den Reformatoren zur großartigsten Handlung *).

Damals wurden auch die Waffen zum Angriffe durch den neuerwachten Forschungsgeist, durch den auch unter Layen verbreiteten Antheil an wissenschaftlichen Kenntnissen, schärfer und wirksamer. In Deutschland erzeugten und beförderten die Humanitätsstudien nicht wie in Italien eine heidnische Denkart, es wurde vielmehr der aus der neuen Bildung für die Religion zu ziehende Gewinn in's Auge gefaßt, und diese Richtung festgehalten **). In diesem Sinne wirkten die Männer, welchen der Ruhm, jene Studien in Deutschland neu belebt zu haben, vorzüglich zu Theil geworden ist, Rudolf Agricola, Konrad Celtes und besonders Johann Reuchlin (geb. 1455 zu Pforzheim, gest. 1522). Der Letzte besaß die mannigfaltige Gelehrsamkeit des Sprachforschers, des Alterthumskundigen, des Theologen und des Rechtsgelehrten, ver-

*) Ullmann, Johann Wessel, ein Vorgänger Luther's. S. 179.
**) Gieseler, Kirchengeschichte, Bd. II. Abth. 4. S. 512.

besserte die wissenschaftliche Methode und breitete seine seltenen Kenntnisse mit der edelsten Thätigkeit aus. Als der eigentliche Begründer des Studiums der Hebräischen Sprache unter den Christen in Deutschland gerieth er mit den Kölnischen Dominicanern in einen Streit über die Frage, ob alle Schriften der Juden zu verbrennen seyen, der bald zu dem weit allgemeinern Kampfe zwischen dem Humanismus und mönchischem Obscurantismus wurde, in welchem sich alle gute Köpfe auf die Seite der erstern schlugen und die Gegner mit dem bittersten Spotte verfolgten. So gewann die philologische Gelehrsamkeit großen Einfluß auf die Theologie, während schon früher in Niederdeutschland ein besonderer Verein, genannt die Brüder des gemeinsamen Lebens (gestiftet durch den trefflichen Gerhard Groot, geb. zu Deventer 1340, gest. 1384), welche hauptsächlich durch Verbreitung nützlicher Bücher und noch mehr durch Verbesserung und Verallgemeinerung des Jugendunterrichts segenreich wirkten, höhere Bildung unter das Volk brachte, und damit zugleich das christliche Leben desselben förderte *).

Zu den Männern, die durch ihre geistreichen und geschickten Angriffe auf die herrschenden Vorurtheile dem kirchlichen Systeme empfindlich schadeten und der Reformation den Weg bahnten, gehört gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts besonders der berühmte Erasmus von Rotterdam (geb. 1467), einer der feinsten Köpfe seines Zeitalters, der bei einer großen und gründlichen Gelehrsamkeit eine aus der vertrautesten Bekanntschaft mit den Werken der Alten hervorgegangene, seltene Gabe der Darstellung besaß, und in seinen zahlreichen Werken die großen und offenkundigen Uebel des religiösen Zustandes, das ärgerliche Leben der Geistlichkeit und ihre bejammernswerthe Unwissenheit, bald mit strafendem Ernste, bald mit beißendem Spotte angriff. Dennoch wäre durch den ruheliebenden, jedem kräftigen Schritte, jeder durchgreifenden Maaßregel, jeder offenbaren Spaltung der Kirche abholden Erasmus nie eine Reformation zu Stande gekommen. Dies große Werk war einem Manne vorbehalten, dessen Beredtsamkeit weniger fein und geschmackvoll, aber desto kräftiger und hinreißender, dessen Gelehrsamkeit weniger glänzend und umfassend, aber dessen Brust voll von einem Feuereifer war, der ihn der größten Thaten fähig machte, und viele Tausende mit sich fortriß, dessen unwandelbarer Glaube vor

*) Ullmann, a. a. O. S. 34 fg.

keiner Schwierigkeit erschrak, dessen unerschütterlicher Muth jeder Gefahr kühn entgegentrat. Dieser Mann ist es, den wir jetzt näher kennen lernen wollen.

---

4. Luther's früheres Leben.

Hans Luther, ein armer ehrlicher Bergmann, sonst in einem Thüringischen Dorfe, Möra, zwischen Eisenach und Salzungen wohnhaft, hatte sich mit seiner Frau späterhin nach Eisleben gewandt. Hier gebar die Frau am 10. November 1483 Abends um elf Uhr ein Knäblein, das der Vater gleich am folgenden Tage in der dortigen Kirche*) taufen, und, weil es eben am Martinstage war, Martin nennen ließ. Nicht lange nachher bekam Hans Luther eine bessere Stelle bei den Bergwerken um Mansfeld, und schlug seinen Wohnsitz in diesem Städtchen auf. Hier hielt er sein Söhnchen früh zur Schule an, und trug ihn anfänglich sogar auf seinen Armen hin. Doch war diese Zärtlichkeit mit unüberlegter Strenge verbunden, an welche Martin in seinen männlichen Jahren noch oft mit Tadel zurückdachte. „Mein Vater, erzählt er, stäupte mich einmal so sehr, daß ich ihn floh, und ward ihm gram, bis er mich wieder zu ihm gewöhnte. Die lieben Eltern meinten es zwar herzlich gut, aber sie wußten die ingenia nicht zu unterscheiden, nach welchen die Strafe einzurichten.“ Mit gleicher Strafe wurde der Knabe von dem tyrannischen Schulmeister in Mansfeld behandelt. Funfzehnmal hinter einander bekam er einmal an einem Vormittage die Ruthe.

Im vierzehnten Jahre gab ihn der Vater nach Magdeburg in die Lateinische Schule; aber da der Knabe in dieser Stadt nur gar zu kümmerlichen Unterhalt fand, nahm er ihn wieder weg, und schickte ihn 1490 nach Eisenach, wo die Mutter Verwandte hatte. Aber diese mögen auch wol wenig für ihn gethan haben, denn auch hier mußte er, wie in Magdeburg, sein Brot mit Singen vor den Häusern verdienen und bekam vor mancher Thür statt des gehofften Brotes nur schnöde Worte, bis eine gutmüthige Frau sich seiner Schüchternheit erbarmte, und ihn mit Bewilligung ihres Mannes in ihr Haus nahm. Das

---

*) In dieser Kirche zeigt man noch jetzt den Taufstein, an welchem Luther getauft ist, und die Kanzel, von der er in der Folge gepredigt hat. Man hat sie billig stehen lassen, als ihre Unbrauchbarkeit nach einer Reihe von Jahren eine neue nothwendig machte.

machte seinen drückendsten Sorgen ein Ende, und gewährte ihm ruhige Muße zum Studiren. Es ist sehr angenehm, ihn als Mann über diese Verhältnisse sprechen zu hören. „Verachte mir nicht, sagt er irgendwo, die Gesellen, die vor der Thür panem propter deum suchen, und den Brotreigen singen. Ich bin auch ein solcher Parthekenhengst gewesen, und habe das Brot vor den Häusern genommen, sonderlich zu Eisenach in meiner lieben Stadt. Wiewol mich hernach mein lieber Vater mit aller Liebe und Treue auf der hohen Schule zu Erfurt hielt, und durch seinen sauern Schweiß und Arbeit dahin geholfen hat, da ich hinkommen bin. Aber dennoch bin ich ein Parthekenhengst gewesen, und nach diesem Psalm durch die Schreibfeder so weit kommen, daß ich itzt nicht wollte mit dem Türkischen Kaiser beuthen, daß ich sein Gut sollte haben und meiner Künste entbehren."

In dieser Stelle sagt er uns selbst, daß er nach vollendeten Schulstudien die Universität zu Erfurt bezogen habe. Dies geschah am 17. Juli 1501. Er hörte hier die Werke der scholastischen Philosophen und von den alten Classikern besonders den Cicero, Virgil und Livius erklären. Gegen jene empfand er schon früh den Widerwillen, dessen Ursachen ihm in der Folge erst klar wurden. Jede Stunde, die er von seinen bestimmten Studien erübrigen konnte, brachte er auf der Universitätsbibliothek zu; und hier war es, wo er zum ersten Male eine vollständige Bibel, doch nur in der Lateinischen Uebersetzung, zu Gesichte bekam. Seine Verwunderung darüber erzählt er uns selbst. „Da ich zwanzig Jahre alt war, sagt er, hatte ich noch keine Bibel gesehen, ich meinte, es wären keine Evangelia und Episteln mehr, denn in den Postillen sind. Endlich fand ich in der Liberey zu Erfurt eine Bibel, die las ich mit größter Verwunderung." So selten war damals das Buch, das jetzt in jedem Bauernhause zu finden ist.

Sein übertriebener Fleiß und die ärmliche Kost verzehrten sichtlich seine körperlichen Kräfte. Er kränkelte fast immer, und sah blaß und mager aus. Dennoch ließ er nicht ab, vielmehr betrachtete er die philosophische Doctorwürde, die er 1505 erhielt, als einen Beweggrund, sich noch eifriger anzustrengen. „Nun vollends, schrieb er, darf des Studirens kein Ende für mich seyn, will ich anders den Deutschen Magistern keine Schande machen." Er las nun selber Collegia über Aristoteles Physik und Ethik und andere Theile der Philosophie, und rüstete sich während dessen zum Studium der Rechte, worauf sein Vater immer mit Ernst bestanden hatte.

Aber seine innerste Empfindung widersprach dieser Beschäftigung. Ein Rechtsgelehrter zu werden, und sich in die verworrenen Händel, in die geräuschvollen Strudel des wildesten Lebens zu stürzen, das er nie in der Nähe gesehen hatte, und das er aus einem dunkeln Gefühl verabscheute — es war ihm, als könnte das gar nicht seine Bestimmung seyn. Tief beunruhigt durch solche Gedanken, stand er eben im Begriff zu seinen Eltern zu reisen, als er eines Morgens zu einem Freunde Alexis kam, und diesen, von bösen Buben ermordet, in seinem Blute schwimmend fand. Höchst bestürzt und bewegt machte er sich auf den Weg. Auf der Rückreise ward er von einem heftigen Gewitter überrascht; ein Blitzstrahl fuhr nicht weit von ihm in die Erde, und raubte ihm alle Besinnung *). In dieser Fügung glaubte er deutlich Gottes Finger, der ihn so wunderbar erhalten, zu sehen, und ein längst schon leise in ihm aufgestiegener Gedanke, sein Leben Gott zu weihen, ward nun zum festen Entschlusse. In der Nacht nach dem 17. Juli, nachdem er, ohne ein Wort von seinem Vorhaben zu äußern, seinen sämmtlichen Freunden einen kleinen Valetschmaus gegeben hatte, machte er sich auf den Weg nach dem in Erfurt befindlichen Kloster der Augustiner (einem um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts entstandenen Bettelorden) und ward eingelassen. Nur ein Exemplar von Plautus und Virgil begleitete ihn in die Zelle; alles Andere, was er besaß, ließ er in seiner ehemaligen Wohnung zurück. Am folgenden Tage nahm er von seinen Freunden schriftlich Abschied, schickte der Universität sein Magisterdiplom zurück, und meldete auch seinen Eltern seine plötzliche Standesveränderung. Sein alter Vater ward ganz zu Boden geschlagen von der Nachricht, und zog seine Hand völlig von ihm ab.

In dem Kloster mußte er alle die niedrigen Dienste verrichten, die jedem Neulinge aufgelegt wurden; man hielt ihn an, den Unflath aus den heimlichen Gemächern der Mönche auszutragen, die Kirche auf= und zuzuschließen, die Klosteruhr zu stellen, und mit dem Bettelsack durch die Stadt zu laufen, um von den Bürgern Brot, Eier, Fische, Fleisch und Geld einzusammeln, Geschäfte, die um so empörender für ihn waren, da er als akademischer Docent sich schon einen ehrenvollen Namen in der Stadt erworben hatte. Nach fast zweijähriger Probezeit erhielt er die Priesterweihe (2. Mai 1507). „Mein

---

*) Nach einer andern, weniger glaubwürdigen Erzählung wurde Alexis an Luther's Seite vom Blitze erschlagen. S. Spieker Geschichte Dr. M. Luthers Bd. I. Anm. S. 51.

Weihbischof, erzählt er selbst, da er mich zum Pfaffen machte, und mir den Kelch in die Hand gab, sprach auf Lateinisch zu mir: Nimm hin die Gewalt zu opfern für die Lebendigen und die Todten. Daß uns da die Erde nicht verschlung, das war unrecht und große Gottesgeduld und Langmuth."

Luther's Seele war von peinlichen Kämpfen zerrissen. Er konnte in der zum bloßen Formelwesen erstarrten Philosophie jener Zeit eben so wenig Beruhigung finden, als in den herrschenden theologischen Ansichten. Er war in's Kloster gegangen, um seine sinnliche Natur durch harte Lebensweise, Fasten und Kasteiungen zu bekämpfen, und vermochte dennoch durch alles das die sündigen Regungen in seinem Innern nicht zum Schweigen zu bringen. Er sah in Gott nur den furchtbaren, strengen Richter, den er durch keine Mühe werde versöhnen können, und wurde dadurch mit quälender Angst erfüllt. Der Trost, daß nicht die eigne Gerechtigkeit, sondern die freie Gnade Gottes der Grund der menschlichen Seligkeit sey, eine Lehre, die späterhin der Kern seiner theologischen Ueberzeugungen wurde, war damals noch nicht in seine Seele gedrungen; ja einmal sperrte er sich mehrere Tage in seine Zelle ein, und würde gewiß darin gestorben seyn, wenn nicht ein treuer Freund die Thür mit Gewalt erbrochen, und ihn durch die Kraft der Musik, die er über Alles liebte, aus seiner Ohnmacht erweckt hätte.

Zu Luther's Glück kam damals der Generalvicarius des Augustinerordens in Deutschland, der Doctor Johann von Staupitz, ein gelehrter trefflicher Mann, nach Erfurt, um den Zustand des Klosters zu untersuchen. Die ganze Persönlichkeit des jungen Mönchs zog seine Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich. Er ermahnte den Prior, ihn in Zukunft mit weniger Strenge zu behandlen, er selbst begegnete ihm mit zuvorkommender Freundlichkeit, und da er ihn endlich vermocht hatte, ihm in der Beichte sein ganzes Herz zu eröffnen, so suchte er ihn auf alle Weise zu trösten und zu ermuthigen. „Du weißt nicht, Martin, sprach er zu ihm, wie nützlich und nothwendig dir diese Anfechtungen sind. Nicht vergebens versucht dich Gott, du wirst inne werden, daß er sich deiner einst noch zu großen Dingen bedient." Diese und ähnliche Reden blieben nicht ohne heilsame Wirkung auf Luther's Gemüth, doch sank er, von den außerordentlichen Anstrengungen des Geistes wie des Körpers gleich sehr erschöpft, um diese Zeit in eine gefährliche Krankheit. Die ganze Angst seines In-

nern und alle Schrecken seines verwundeten Gewissens erwachten mit doppelter Stärke bei dem Anblick des Grabes. Da eröffnete er die große Unruhe seiner Seele einem alten Mönche, der ihn zu besuchen kam, und dieser, ohne sich in seine Zweifel einzulassen, ermahnte ihn, sich mit festem Glauben an den Artikel des apostolischen Bekenntnisses zu halten: ich glaube eine Vergebung der Sünden. Worte, die wie ein Lichtstrahl in Luther's Seele fielen, und einen außerordentlichen, unverlöschlichen Eindruck auf ihn machten.

Ihn an einen Ort zu stellen, der für seinen herrlichen Geist ein angemessener Wirkungskreis sey, empfahl ihn Staupitz im Jahre 1508 dem Kurfürsten von Sachsen zum theologischen Lehrer auf der neuerrichteten Universität zu Wittenberg. So wurde er aus seiner Klause in das öffentliche, thätige Leben gerissen. Doch blieb Luther auch dabei noch immer seinem Orden treu, und nahm auch in Wittenberg seine Wohnung wieder in einer Zelle des dortigen Augustinerklosters.

Seine hohe Religiosität bewog seinen Gönner Staupitz, ihn zum Predigen zu ermuntern. Aber dazu traute sich der schüchterne Mann nicht die Fähigkeit zu. „Herr Doctor, antwortete er einmal, ihr bringet mich um mein Leben, ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben." Staupitz versuchte es darauf mit dem Scherze, und bewog ihn zuletzt wirklich zu einem Versuche. Die Gemeine fand gleich so viel Wohlgefallen an seinen Vorträgen, daß sie ihn schon 1509 zu ihrem bestimmten Prediger erwählte. Alle diese Auszeichnungen hatten aber auf seine Bescheidenheit keine andere Wirkung, als daß sie ihn nur zu immer größerm Fleiße in dem Studium der Bibel ermunterten. Die Wahrheiten, die er darin fand, verleideten ihm die scholastische Philosophie mehr und mehr. „Ich befinde mich, schreibt er 1509 an einen Freund, durch Gottes Gnade recht wohl, außer daß mir das Studiren der Philosophie schwer eingehet, welche ich von Anfang her lieber mit der Theologie vertauschen wollen."

In einem Gemüthe, das auch das Kleinste auf Gott zu beziehen gewohnt ist, sind plötzliche Veränderungen der äußeren Schicksale von heilsamen Wirkungen begleitet. Alle kleinmüthigen Besorgnisse Luther's, daß Gott ihm seine Gnade entzogen habe, verschwanden, und ein freudiger Muth und ein unerschütterliches Vertrauen auf Gott trat an ihre Stelle. Die Bibel, die ihm die einzige Quelle des Heils und der ewigen Wahrheit war, aus ihrer langen Verborgenheit reißen, seine Gemeine mit derselben bekannt machen, die Zuversicht und den

Trost, den er aus ihr geschöpft, tausend Anderen mittheilen zu können; dieser herrliche Beruf, ahnete ihm, möchte wol in der Fügung Gottes liegen, durch welche er ohne sein Zuthun aus einem armen, unbekannten Mönch in Erfurt ein öffentlicher Lehrer und Prediger in der Hauptstadt *) geworden sey. Der hypochondrische, schwermüthige Mann ward der heiterste, angenehmste Gesellschafter, und die sonst so stumme Blödigkeit verwandelte sich in die freimüthigste, beredteste Offenheit. Selbst sein äußeres Ansehen gewann an Männlichkeit und Anmuth, wiewol sich das eigentliche Starkwerden erst in seinen späteren Jahren einstellte. Noch 1519 beschrieb ihn ein Leipziger Gelehrter so: „Martin Luther ist von mittelmäßiger Statur, vom Leibe wegen des vielen Studirens mager, daß man fast alle Knochen zählen kann, und von klarer und heller Stimme. Im Umgange ist er höflich und freundlich, hat nichts Stoisches oder Stolzes an sich, ja er schickt sich für jedermann; in Gesellschaft führt er einen muntern und angenehmen Discurs. Ist fröhlich und sicher, sieht immer freundlich aus, wie hart ihm auch seine Widersacher drohen, daß man wol glauben muß, er gehe nicht ohne göttlichen Beistand mit solchen Sachen um." Seine Lebhaftigkeit machte ihn auch in fröhlichen Gesellschaften sehr beliebt. Eine Menge drolliger Einfälle, die sich noch von ihm erhalten haben, zeigen von seinem Witz und seiner heitern Laune. Seine Stimme war etwas hoch, nicht Baß, wie man nach seinem Bildnisse vermuthen sollte; in seiner Jugend soll er einen schönen Alt gesungen haben**). Gesang, Lauten- und Flötenspiel war auch in seinen älteren Jahren noch seine Lieblingsergötzung, er hat auch Manches selbst componirt, und war ein so großer Freund der Musik, daß er behauptete, sie sey nächst der Theologie die herrlichste Kunst, und stärke oft mehr als Essen und Trinken.

Im Jahre 1510 ward er nebst noch einem andern Augustiner von dem Convent seines Ordens, man weiß nicht gewiß in welcher Angelegenheit, nach Rom gesandt. Mit aller Ehrfurcht eines katholischen Christen näherte er sich dem Wohnsitz des Statthalters Christi, und mit der heiligsten Andacht klomm er auf den Knieen die Stufen

*) Wittenberg war damals die Residenz des Kurfürsten. Dresden und Leipzig gehörten der Albertinisch-Sächsischen Linie.

**) „Da einstmals St. Pauli schwacher Stimme gedacht, sagte er: Ich habe auch eine kleine und tumpere Stimme; man hört sie aber gleichwol weit, sagt Herr Philippus." Matthesius, Historien von Luther, Pred. XII.

der Peterskirche hinan. Aber zu seiner größten Verwunderung hatte er schon mit jeder Tagreise, auf der er sich Rom genähert, die Sittenlosigkeit der Geistlichen größer gefunden, und in Rom selbst erfuhr er die ärgerlichsten Geschichten von ihrem liederlichen Leben. Ihn empörte der Leichtsinn, mit dem die Italienischen Priester ihre Gebete herplapperten. „Kaum, erzählt er, hatte ich eine Messe gelesen, so fehlte bei ihnen schon keine an der Mandel. Ists doch, als ob man ums Lohn bete." Nachher sagte er oft, er wolle nicht tausend Gulden dafür nehmen, daß er diese Reise nicht sollte gethan haben.

Einige Zeit nach seiner Rückkehr drang sein Gönner Staupitz in ihn, Doctor der Theologie zu werden. Luther konnte sich Anfangs nicht entschließen, bei seiner Jugend eine solche Würde anzunehmen; ja er lehnte sie sogar unter dem Vorwande ab, daß er ein schwacher, kränklicher Bruder sey, der nicht lange zu leben habe. Dann aber fügte er sich dem Willen seiner Oberen, ward Doctor (19. Oct. 1512), und der Kurfürst Friedrich, der ihn schon als trefflichen Prediger kennen gelernt hatte, zahlte die Gebühren für ihn *). Jetzt erst legte er sich auf die Ursprachen der Bibel, um diese richtiger verstehen zu lernen. In seinen Vorlesungen erklärte er einzelne Bücher derselben, und in seinen Predigten machte er auch das Volk mit derselben bekannt. Je tiefer er in den Geist des Evangeliums eindrang, je gründlicher und klarer erläuterte er die heilige Schrift, und je mehr ihm der einfache Vortrag Jesu und seiner Schüler an's Herz drang, desto widerlicher wurden ihm die spitzfindigen Unterscheidungen der Scholastiker, und schon jetzt fing er an, dadurch Aufsehen zu machen, daß er in öffentlichen Disputationen das Ansehen dieser bisher so hoch verehrten Philosophen tief herabsetzte. Da nun von allen seinen Gegnern keiner die Bibel, auf die er sich unaufhörlich berief, so inne hatte, als er, so trug er in jeder Disputation die Ehre des Sieges davon.

*) Sein Gehalt war so gering, daß es nur eben für die dringendsten Bedürfnisse hinreichte. Dennoch war seine Uneigennützigkeit so groß, daß er alle seine Schriften den Buchdruckern unentgeltlich gab, und eben so seine Vorlesungen hielt. Sein Gewand war eine grobe Mönchskutte, die er so lange trug, als möglich. Zuweilen schenkte ihm der Kurfürst Tuch zu einer neuen. Auf eine Gabe dieser Art erwiederte er 1516, es sey viel besseres Tuch, als sich für eine Kutte schicke; wenn es nicht eines Fürsten Geschenk wäre, würde er es nicht tragen. Erst in seinen späteren Jahren dachte er darauf, seiner Familie ein kleines Eigenthum hinterlassen zu können.

5. Anfang der Reformation durch den Ablaßstreit. Luther in Augsburg.

Im Jahre 1517 geschah es, daß der verschwenderische Leo X., der neue Geldsummen, besonders zur Ausstattung seiner Schwester Margarethe brauchte, die Deutschen durch Ausschreibung eines Ablasses, angeblich zum Bau der prächtigen Peterskirche, dazu steuern zu lassen beschloß. Albrecht, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, der dem Papste an Liebe zum Aufwande nichts nachgab, übernahm die Generalpacht, und ernannte den Dominicaner Johann Tezel zu seinem Commissarius. Dieser durchreisete nun Sachsen mit zwei großen Kisten, in deren einer er päpstliche Ablaßbriefe für alle mögliche, begangene und noch zu begehende, Sünden umhertrug, indeß er das Geld, welches er in diesem unwürdigen Handel den Leuten abnahm, in die andere steckte. In allen Städten und Dörfern, durch die er kam, bot er seine Waare feil, und ließ gewöhnlich neben sich ein großes Feuer anzünden, oder ein Kreuz aufrichten. Da er nun mit seltener Unverschämtheit die päpstliche Bulle vorzeigte, kraft welcher er vom heiligen Vater selbst die Macht habe, Sünden zu vergeben; da er behauptete, sein rothes Kreuz mit des Papstes Wappen sey eben so kräftig als das Kreuz Christi; er habe mit seinem Ablasse mehr Seelen erlöset, als Petrus mit seinem Evangelium; ja da er die Leute zu überreden wußte, daß „wenn das Geld im Kasten klinge, die Seele aus dem Fegfeuer springe," so lief Alles herbei, um die herrliche Gelegenheit zu benutzen, und mancher arme Mensch gab seinen letzten Heller für einen Zettel hin, auf dem ihm die Erlösung seines Vaters oder seines Kindes aus dem Fegfeuer, oder die Vergebung seiner eigenen Sünden verheißen ward. Er hatte auch Milch- und Butterbriefe feil, und wer sich einen dergleichen lösete, konnte nun ohne priesterliche Ahndung in den Fasten Milch und Butter genießen. Die Preise seiner Zettel waren verschieden, nachdem die Sünden oder die verlangten Wohlthaten waren. Eine Seele aus dem Fegfeuer zu erlösen, kostete nach unserm Gelde etwa vier Groschen. Diese mit so außerordentlicher Unverschämtheit getriebene Ablaßkrämerei gab vielen Anstoß. Die Fürsten beklagten sich bitter darüber, daß ihre Unterthanen auf eine so plumpe Art um das Ihrige betrogen, und ihre eigenen Länder so schändlich ausgesogen würden, wie denn Tezel aus Freiberg allein über zweitausend Gulden weggeschleppt hatte. Auch war das Häuflein derer nicht

so klein, die das Unvernünftige des Ablaßhandels einsahen, nur daß es Niemand wagen wollte, gegen einen hoch autorisirten und so verjährten Aberglauben seine Stimme zuerst zu erheben. Schon oft hatten die Päpste dieses der Religion und Sittlichkeit so verderbliche Gaukelspiel getrieben, ohne einen Schaden davon zu erfahren. Diesmal aber erweckte die Vorsehung einen Mann, der sie ihre Schuld in vollem Maße entgelten ließ *).

Als Luther dieses Unwesen in seiner Nähe so wirksam sah, erhob er sich erst in Predigten dagegen, und schrieb an die benachbarten Bischöfe, mit dem Ersuchen, sich einem so groben Betruge zu widersetzen. Da das nicht fruchtete, so schlug er am Abend des 31. October 1517 fünf und neunzig Theses gegen den Ablaß an die Schloßkirche zu Wittenberg an, zu deren Bestreitung in einer öffentlichen Disputation er jeden Sachverständigen einlud. Folgende sind einige der bemerkenswerthesten: „27. Die predigen Menschen Tand, die da fürgeben, daß, sobald der Groschen in den Kasten geworfen klinget, von Stund an die Seele aus dem Fegfeuer fahre. 28. Das ist gewiß, alsbald der Groschen im Kasten klingt, daß Gewinnst und Geiz kommen, zunehmen und größer werden; die Hülfe aber oder die Fürbitte der Kirchen steht allein in Gottes Willen und Wohlgefallen. 32. Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu seyn. 42. Man soll die Christen lehren, daß es des Papstes Gemüth und Meinung nicht sey, daß Ablaßlösen irgend einem Werk der Barmherzigkeit sollte zu vergleichen seyn. 45. Man soll die Christen lehren, daß der, so seinen Nächsten siehet darben, und desungeachtet Ablaß löset, der löset nicht des Papstes Ablaß, sondern ladet auf sich Gottes Ungnade. 50. Man soll die Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß St. Peters Münster zu Pulver verbrannt würde, denn daß es sollt mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe erbaut werden. 79. Sagen, daß das Kreuz mit des Papstes Wappen herrlich aufgericht, vermöge so viel als das Kreuz Christi, ist eine Gotteslästerung. 81. Solche freche und unverschämte Predigt und Ruhm vom Ablaß macht,

*) Molte volte nascono occasioni sufficienti per produrre notabili effetti, e suaniscono per mancamento d'uomini, che se ne sappiano valere. E quello che piu importa, è necessario che per effettuare alcuna cosa, venga il tempo, nel quale piaccia a Dio di corregger i mancamenti umani. Queste cose tutte s'incontrarono nel tempo di Leone, del quale parliamo. Sarpi istoria del concil. Trident. L. I. p. 6.

daß es auch den Gelehrten schwer wird, des Papstes Ehre und Würde zu vertheidigen für derselben Verläumdung, oder gar für den scharfen listigen Fragen des gemeinen Mannes." Die fünf und neunzig Sätze liefen flugs durch ganz Deutschland, wurden häufig gedruckt, abgeschrieben, übersetzt und gelesen. Viele freuten sich und bewunderten den Mann, der den Muth gehabt habe, so etwas öffentlich zu sagen. Aber dies geschah doch fast nur im Stillen; die angesehensten Gelehrten der Nation schwiegen, und die Bischöfe äußerten laute Unzufriedenheit. Wer es mit Luthern gut meinte, wünschte, daß auch er schweigen möchte, denn selbst die Verständigsten prophezeihten ihm keinen guten Ausgang. „Frater, abi in cellam et dic miserere mei," sagte der Sächsische Geschichtschreiber Albert Kranz, da er die Theses zu sehen bekam. Eben so schüttelte ein alter ehrlicher Geistlicher zu Hörter in Westphalen den Kopf, und sagte: „Min leeve Bruder Merten, wo du dat Fegefür un die Papenmarketenderey wegschludern kannst, bist du vorwahr ein groter Herre." Indeß war ein Funke in die Nation gefallen, der, bei der damals fast in allen Deutschen Städten herrschenden Mißstimmung zwischen den Magistraten und Bischöfen und bei der großen Zunahme an Bildung im Volke, schnell genug zu einer großen Flamme emporschlug. Die Ablaßkrämer wurden ohne Scheu verhöhnt und beschimpft *).

Luther war um diese Zeit noch sehr entfernt, das ganze Gebäude der Hierarchie erschüttern zu wollen; er bekennt selbst, er sey damals noch „so trunken, ja ersoffen in den Lehren des Papstes gewesen, daß er schier bereit gestanden, alle diejenigen zu tödten, welche dem Papste auch nur mit einer Sylbe den Gehorsam versagt hätten." Nur in diesem einen Punkte, glaubte er, mißbrauche der heilige Vater seine Macht, und hier sey es seine Pflicht, ihn aus der Schrift zurechtzuweisen. Von seiner Freudigkeit, für diese Ueberzeugung Alles zu wagen, sprechen viele Stellen in seinen Schriften. Unter andern sagt er einmal: „Wer etwas Gutes anfangen will, der schaue zu, daß er es anfange, und wage es auf Gottes Güte, und bei Leibe ja nicht auf menschlichen Trost oder Hülfe, fürchte sich auch nicht für Menschen

*) Als Tezel aus Jüterbogk zog, wo er sich lange aufgehalten hatte, ritt ihm ein Edelmann mit einigen Knechten nach, holte ihn im Walde ein, und bat ihn um einen Ablaßbrief für eine künftige Sünde. Als er den Zettel erhalten hatte, nahm er ihm seinen vollen Geldkasten weg, rief lachend, dies sey die Sünde, die er habe begehen wollen, und brachte den Kasten im Triumph nach Jüterbogk, wo er noch bis auf diesen Tag zum Andenken aufbewahrt wird.

noch für der ganzen Welt. Denn dieser Vers wird nicht lügen: es ist gut auf den Herrn trauen. Jesus Sirach spricht im 2. Capitel: Schauet, lieben Kinder, unter alle Geschlechter der Menschen, so werdet ihr erfahren, daß je keiner zu Schanden geworden ist, der auf den Herrn vertrauet. Und im 25. Psalm: „Alle, die auf dich harren, deren wird keiner zu Schanden. — Wer aber nicht will, noch auf Gott sich wagen oder trauen kann, der lasse es lieber anstehen, und fange ja nichts an, das göttlich und heilsam ist, auf Menschen Trost. Da ich zum ersten den Ablaß ergriff, und alle Welt die Augen aufsperrte, und sich ließ dünken, es wäre zu hoch angehaben, kam mein Prior und Superior zu mir, aus dem Zetergeschrei bewegt, und furchten sich, und baten mich sehr, ich sollte den Orden nicht zur Schanden führen. Da antwortete ich: lieben Väter, ist es nicht in Gottes Namen angefangen, so ist es bald gefallen; ist es aber in seinem Namen angefangen, so lasset denselben walten. Da schwiegen sie, und gehet noch bisher, wird auch, ob Gott will, noch baß gehen bis ans Ende, Amen!" So unerschütterlich fest stand Luther's Vertrauen. Zugleich mag diese Stelle zum Beispiel dienen, wie so innig der wackere Mann sich den Geist der Bibel angeeignet hatte, daß seine ganze Redeweise aus ihren Worten zu fließen scheint.

Indeß ließ Tezel durch Conrad Wimpina, Professor der Theologie an der Universität zu Frankfurt an der Oder, Gegensätze wider Luther's Theses schreiben, und auch andere Dominicaner traten mit Schriften auf, in welchen sie Luther's Schritte als unerhörte Verletzungen der Majestät des Papstes verschrieen. Luther ward dadurch zu Antworten und unter andern zu der Behauptung bewogen: wenn der Papst und seine Cardinäle mit diesen ihren unverschämten Lobrednern übereinstimmten, so wäre nicht zu zweifeln, daß Rom der Sitz des Antichrists sey. So entstand zuerst in Luther's Seele der Gedanke, der in der Folge das ganze Gebäude des Papstthums tief erschütterte.

Aber noch hatte er selbst davon keine Ahnung. Ein langer Brief, den er 1518 an den Papst Leo X. schrieb, schloß mit diesen Worten: „Derohalben, heiligster Vater, falle ich Ew. Heil. zu Füße, und ergebe mich ihr sammt allem, was ich bin und habe. Ew. H. handle mit mir nach ihrem Gefallen. Es gerathe nun, wie es wolle, so will ich nicht anders wissen, denn daß Ew. H. Stimme Christi Stimme sey, der durch Sie handle und rede. Habe ich den Tod verschuldet, so weigere ich mich nicht, zu sterben. Denn die Erde ist des Herrn und was

drinnen ist. Er sey gelobt in Ewigkeit, Amen." Leo ließ indeß eine Vorladung an Luther ergehen, binnen sechzig Tagen in Rom zu erscheinen und von seinem Unternehmen Rede und Antwort zu geben. Schwerlich würde Luther, wenn er dieser Aufforderung Folge geleistet hätte, der Verdammung und wol auch dem Tode entgangen seyn. Zum Glück aber mißfiel dies Ansinnen des Papstes dem Kurfürsten Friedrich, nicht bloß wegen seiner persönlichen Zuneigung zu Luthern, sondern auch deswegen, weil die noch junge Universität zu Wittenberg, seine Lieblingsstiftung, durch Luther's Ruf so schnell emporgekommen war, daß aus allen Theilen Deutschland's junge Leute nach derselben hinströmten. Daher ersuchte er den Papst, die Sache in Deutschland abzumachen. Leo, der theils den ganzen Handel keineswegs nach seiner Wichtigkeit durchschaute, sondern noch für eine geringe Mönchszänkerei hielt, theils den Kurfürsten für den Widerspruch gegen die damals von Maximilian betriebene Wahl Karl's zum Römischen Könige gewinnen wollte, gab nach. So erhielt denn Luther einen zweiten Befehl, sich vor den päpstlichen Nuntius, den Cardinal Thomas de Vio aus Gaëta (gewöhnlich Cajetanus genannt), in Augsburg, wo dieser sich damals, wie schon oben erwähnt ist, des Reichstags wegen aufhielt, zu stellen. Luther erhielt zwar manche Warnung, auch nicht einmal nach Augsburg zu gehen, und in der That scheint ihm selbst Hussens Schicksal vorgeschwebt zu haben. Aber die Wahrscheinlichkeit, sein Leben dort zu lassen, machte ihn nicht zittern. Für seine Lehre, für Gottes Wort den Märtyrertod zu sterben, das hielt er für die höchste Ehre vor Gott und Menschen. „Was kann ich verlieren? schrieb er einem Freunde. Mein Haus ist bestellt. Es ist noch übrig der schwache und gebrechliche Leib; nehmen sie diesen, so werden sie mich etwan um zwei oder eine Lebensstunde ärmer machen. Die Seele aber werden sie mir nicht nehmen. Ich weiß, daß das Wort Christi in der Welt von der Art ist, daß, wer solches will tragen, der muß mit den Aposteln Alles verlassen, Allem entsagen, und alle Stunden den Tod erwarten. Wo das nicht wäre, so wäre es Christi Wort nicht. Mit dem Tode ist es erkauft, mit dem Tode ist es gepredigt, durch den Tod ist es besiegelt worden, durch den Tod muß es auch erhalten werden. Denn so ist unser Bräutigam uns ein Blutbräutigam. Betet nur, daß der Herr Jesus diesen Geist seines allergetreuesten Sünders vernehme und erhalte."

Im Anfange des Octobers 1518 erschien er, als eben der Reichs-

tag zu Ende war, zu Augsburg, und erst hier erhielt er auf Betrieb einiger Rathsglieder, an die er empfohlen war, sicheres Geleit vom Kaiser. Als er vor dem Cardinal erschien, dachte dieser ihn mit leichter Mühe wieder in den Schooß der Kirche zurückzubringen. Er verlangte, daß er widerrufen, von der ferneren Verbreitung seiner Meinungen abstehen und in Zukunft Alles zu vermeiden geloben sollte, wodurch die Kirche beunruhigt und zerrüttet werden könnte. Luther dagegen forderte, daß ihm seine Irrthümer nachgewiesen werden möchten, und berief sich auf die heilige Schrift, während der Cardinal Verordnungen der Päpste anführte. Am folgenden Tage wurde der Streit, nicht minder vergeblich, erneuert. Luther bewies diesmal sogar, daß der Cardinal eine jener Verordnungen falsch auslege. Das Ende der Zusammenkunft war, daß Luther mit den Worten entlassen ward: „Gehe hin und komm nicht wieder, du wollest denn einen Widerruf thun.“ Luther versuchte indeß noch die Sache dadurch beizulegen, daß er sich schriftlich erbot, zwar nicht seine Meinungen zu widerrufen, aber Alles, was er in der Hitze des Streits zu Hartes gegen den Papst gesagt haben könnte, und sogar fortan über den Ablaß ganz zu schweigen, wenn nur seinen Gegnern das Nämliche auferlegt würde. Aber er erhielt keine Antwort. Hierauf setzte er am 16. October, mit Notarius und Zeugen, eine Appellation an den besser zu unterrichtenden Papst auf, die zwei Tage nach seiner Abreise an den Dom zu Augsburg angeschlagen wurde. Diese Abreise geschah, gerechter Besorgnisse halber, sehr schnell und heimlich; seine Freunde ließen ihn nach Mitternacht aus einem kleinen Pförtchen zur Stadt hinaus, setzten ihn ohne Reithosen, Stiefeln oder Sporen auf ein gutes Pferd, und gaben ihm einen Reiter mit, der die Wege wußte, und der mit ihm in einem Tage acht Meilen, auf Nürnberg zu, ritt. Am 30. October kam er glücklich in Wittenberg an.

Höchst betroffen über einen Ausgang, der dem Römischen Stolze einem Bettelmönche gegenüber fast eine Niederlage bereitet hatte, schrieb der Cardinal an den Kurfürsten, beklagte sich bitter über Luther, und beschwor ihn, den Unruhestifter, wo nicht nach Rom auszuliefern, doch aus dem Lande zu jagen. Friedrich sandte diesen Brief dem hart Verklagten, der seinem Landesherrn sofort in einem Schreiben antwortete, dessen Beredtsamkeit selbst von katholischen Schriftstellern gerühmt wird, und das auf den Kurfürsten einen besonders günstigen Eindruck machte. Von Rom aus, wo man mit dem Cardinal Cajetanus sehr unzufrieden

war, wurde der päpstliche Kammerherr von Miltitz, von Geburt ein Meißnischer Edelmann, an den Kurfürsten gesandt, um ihm eine vom Papst geweihte goldne Rose zu überbringen, deren alljährlich eine einem regierenden Haupte als ein besonderes Zeichen von Gnade geschenkt zu werden pflegte. Dadurch sollte der Kurfürst gewonnen werden, und zugleich hatte Miltitz den Auftrag, den verdrießlichen durch Luther erregten Handel zu schlichten. Er benahm sich in der That sehr geschickt dabei, und wußte auch Luthern so sanft und freundlich zuzureden, daß dieser sich von Neuem erbot, in Zukunft von allen den streitigen Lehrsätzen zu schweigen, und, wie er sich ausdrückte, den Handel sich zu Tode bluten zu lassen, wenn nur seine Gegner ebenfalls zum Stillschweigen gebracht würden. Ja er schrieb dem Papste einen Brief voll Ehrfurcht, in welchem er unter Anderm sagte: „Ja, ich bekenne frei, daß dieser Kirche Gewalt über Alles sey, und ihr nichts weder im Himmel noch auf Erden könne vorgezogen werden, denn allein Jesus Christus der Herr über Alles. Ich will auch gerne Ew. Heil. zusagen, daß ich nochmals diese Materien vom Ablaß will fahren und ruhen lassen, und aller Dinge stille schweigen. Allein, daß auch meine Widersacher mit ihrem unnützen Rühmen und aufgeblasenen doch vergeblichen und schändlichen Worten inne halten. Zudem will ich durch eine öffentliche Schrift das Volk ermahnen, daß es lerne, die Römische Kirche mit rechtem Ernst zu ehren, und auch meine Schärfe fahren lassen, die ich wider dieselbe gebraucht, ja gemißbraucht habe; denn ich habe ihr zuviel gethan, indem ich die unnützen Wäscher so hart angetastet. Aber ich habe ja dieses allein darum untersucht, daß nicht durch Schande fremden Geizes die Römische Kirche, unsere Mutter, befleckt, noch das Volk in Irrthum verführt würde durch den Ablaß."

---

6. Die Leipziger Disputation und die Verbrennung der Bannbulle.

Miltitz glaubte nun wirklich, den ganzen Streit beigelegt zu haben. Aber die Sache beruhte nicht mehr auf der Ueberzeugung, den Gedanken und Entwürfen eines Einzelnen, wer dieser auch seyn mochte. Der ganze Geist und Sinn der Zeit und vornehmlich des Deutschen Volkes nahm einen viel zu lebendigen, innerlichen Antheil an den

aufgeworfenen Fragen und begonnenen Untersuchungen, als daß sie durch eine solche Beschwichtigung hätten unterdrückt werden können. Luther's Gegner schwiegen eben so wenig, als es diesem möglich war, auf der einmal begonnenen Laufbahn still zu stehen. Unter jenen trat besonders der Doctor Eck, Professor und Prokanzler der Universität zu Ingolstadt, der berühmteste scholastische Theologe und der rüstigste gelehrte Streiter seiner Zeit in Deutschland, hervor. Er hatte schon unter dem Namen „Obelisken" kritische Anmerkungen über Luther's Thesen geschrieben, und dieser eine Erwiderung unter dem Titel „Asterisken" herausgegeben. Jetzt war zwischen Eck und einem warmen Anhänger Luther's, dem Wittenbergischen Professor Andreas Bodenstein, von seinem Geburtsorte gewöhnlich Karlstadt genannt, mit dem Eck gleichfalls eine heftige litterarische Fehde führte, eine öffentliche Disputation zu Leipzig verabredet. Ein Triumph über Karlstadt aber genügte Eck nicht, er wollte Luther selbst besiegen. Er gab daher dreizehn Sätze heraus, welche nachher bei dem Leipziger Gespräch zum Grunde gelegt wurden, in welchem er Luther's vornehmste Lehren angriff. Unter Andern fand sich der Satz darin, daß die Oberhoheit der Römischen Bischöfe in der Kirche von jeher anerkannt worden sey. Dieser Behauptung widersprach Luther gradezu in den Gegensätzen, die er sofort herausgab, und indem er hierüber weiter forschte, kam er auf Entdeckungen, die er nicht geahnet hatte. „Vielleicht, schreibt er (7. Febr. 1519), wird das eine Gelegenheit seyn, daß aus der Sache, mit der wir bisher nur gespielet, Ernst wird, und die Römische Tyrannei übel ausschlage." Sein Freund rieth ihm Behutsamkeit an. Luther antwortete wieder: „Ich habe nie im Sinn gehabt, vom apostolischen Stuhle abzufallen. Will auch nicht bergen, was ich deshalb vor Scrupel in meinem Gemüthe habe. Ich lese itzt mit Fleiß das päpstliche Recht auf bevorstehende Disputation zu Leipzig, und — daß ich dem Herrn dies ins Ohr sage — ich weiß nicht, ob der Papst nicht der Antichrist sey, oder je sein Apostel; so gar erbärmlich wird von ihm in den decretis Christus, das ist, die Wahrheit, verderbet und gekreuziget. Mich jammert ungemein, daß das arme Christenvolk unter dem Schein der Gesetze und christlichen Namens also verhöhnet wird. In mir wächset immer mehr der Grund für die heilige Schrift."

Indessen nahm die Disputation zu Leipzig am 27. Juni 1510 ihren Anfang, und dauerte bis zum 13. Juli. Jedesmal war der Saal gedrängt voll von Zuhörern, unter welchen sich immer Vor- und

Nachmittags auch der Herzog Georg selbst *) befand, und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte. Man stritt heftig über den freien Willen, über die Hoheit des Römischen Stuhls, über Ablaß und Fegefeuer, und beide Theile eigneten sich den Sieg zu. Die Zahl der Freunde Luther's wuchs durch diese Disputation ansehnlich, aber auch die seiner Feinde. Sehr zu Statten kam ihm und seiner Sache das nach dem Tode Maximilian's eingetretene Zwischenreich, wo Kurfürst Friedrich verfassungsmäßig im nördlichen Deutschland das Reichsvicariat führte. Im folgenden Jahre reisete Eck persönlich nach Rom, um dort einen entscheidenden Schritt gegen Luther zu bewirken. Wirklich wurde am 15. Juni 1520 eine Verdammungsbulle ausgefertigt, in welcher ein und vierzig Artikel aus Luther's Schriften als ketzerisch, irrig, verführerisch, ärgerlich und christlichen Ohren unleidlich bezeichnet wurden. Ihm selbst und seinen Anhängern wurde noch ein Termin von sechzig Tagen zugestanden, nach deren Verlauf sie in den Bann verfallen sollten, wenn sie nicht innerhalb dieses Zeitraums ihre Irrthümer widerrufen würden. Mit dieser Bulle kam Eck triumphirend nach Deutschland. Dennoch ließ sich Luther von dem Kammerherrn von Miltitz bewegen, noch einmal an den Papst zu schreiben, um, wie Miltitz hoffte, die Sache in Güte zu endigen. Aber der höchst merkwürdige Brief zeigt deutlich, daß Luther selbst diese Hoffnung nicht hegte, vielmehr keine andere Absicht hatte, als seinem Hofe und seinen Freunden das letzte Opfer zu bringen, das sie von seiner Nachgiebigkeit und Friedensliebe erwarteten **).

Im Eingange versichert er, er habe von des Papstes Person stets mit schuldiger Ehrfurcht gesprochen, und wer ihn einen Verläumder nenne, der lüge. „Das ist aber wahr, fährt er fort, ich habe frisch angetastet den Römischen Stuhl, den man nennt den Römischen Hof, von welchem auch Du selbst und niemand auf Erden anders bekennen muß, denn daß er sey ärger und schändlicher, denn je kein Sodom, Gomorra oder Babylonien gewesen ist. Und so viel ich merke, so ist seiner Bosheit hinfort weder zu rathen noch zu helfen. Es ist Alles überaus verzweifelt und grundlos da worden. Darum hat michs verdrossen, daß man unter Deinem Namen und der Römischen Kirchen

*) Dieser besaß damals den größten Theil der Sächsischen Länder Albertinischen Antheils, zu welchem Leipzig gehörte. Er war nachher einer der entschiedensten Gegner Luther's und seiner Lehre.

**) Planck Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs, Bd. I. S. 296.

Schein das arme Volk in der Welt betrog und äffte. Dawider habe ich mich gelegt, und will mich auch noch legen, so lange mir mein christlicher Geist lebet. Nicht daß ich mich vermesse solcher unmöglichen Dinge, oder verhoffe etwas auszurichten in dem allergräulichsten Römischen Sodom und Gomorra zuvor, dieweil mir so viel wüthender Schmeichler widerstreben, sondern daß ich mich einen schuldigen Diener erkenne aller Christenmenschen, dahero mir gebühret, ihnen zu rathen und sie zu warnen, daß sie doch nicht allesammt verderbet würden von den Römischen Verstörern."

Hierauf entwirft er ein grelles Gemälde von der Verderbtheit der Römischen Curie, und bedauert den armen Papst, daß er in der schändlichen Gesellschaft sitzen müsse, wie das Schaf unter den Wölfen. Er versichert, es habe ihm immer leid gethan, daß so ein rechtschaffener Herr gerade jetzt habe Papst werden müssen, der wol besserer Zeiten würdig gewesen wäre. „Der Römische Stuhl, sagt er, ist Deiner und Deines Gleichen nicht werth, sondern der böse Geist sollte Papst seyn, der auch gewiß mehr denn Du in der Babylon regieret. O wollte Gott, daß Du, entledigt von der Ehre (wie deine allerschädlichsten Feinde es nennen), etwa von einer Pfründe oder Deinem väterlichen Erbe Dich nähren möchtest! Fürwahr, mit solcher Ehre sollte billig niemand denn Judas Ischarioth und seines Gleichen, die Gott verstoßen hat, geehret seyn. Denn sage mir, wozu bist Du doch nütz in dem Papstthum, das je ärger und verzweifelter ist, je mehr es deiner Gewalt und Titel mißbrauchet, die Leute zu beschädigen an Gut und Seele, Sünd' und Schand' zu mehren, Glauben und Wahrheit zu dämpfen? O Du allerunseligster Leo, der Du sitzest auf dem allergefährlichsten Stuhl! Wahrlich ich sage Dir die Wahrheit, denn ich gönne Dir Gutes."

Er glaube, fährt er fort, ein ehrlicher Mann könne sich bei dem Papste gar keinen größern Dank verdienen, als wenn er ihm recht aufrichtig zu Gemüthe führe, in welchem „aufgesperrten Höllenrachen" er stecke. Dennoch würde er diese unangenehme Arbeit nicht unternommen haben, wenn man ihn nicht so sehr gereizt hätte. „Denn dieweil ich sahe, daß ihm nicht zu helfen, Kost und Mühe verloren war, habe ich ihn verachtet, einen Urlaubbrief geschenket, und gesagt, ade liebes Rom, stink fortan was da stinket, und bleibe unrein für und für, was unrein ist. Habe mich also begeben in das stille Gerüchte, zum geruhigen Studiren der heiligen Schrift, damit ich förder-

lich werde denen, bei welchen ich wohne. Da ich nun hier nicht unsichtbarlich handelte, that der böse Geist seine Augen auf, und ward das gewahr. Behende erweckte er mit einem unsinnigen Ehrgeiz seinen Diener Johann Ecken, einen sonderlichen Feind Christi und der Wahrheit; gab ihm ein, daß er mich unversehens risse in eine Disputation, und mich ergriffe bei einem Wörtlein von dem Papstthum gesagt, das mir ohngefähr entfallen war. Da warf sich auf der große ruhmräthige Held, sprühete und schnaubete, als hätte er mich schon gefangen; gab für, er wolle zur Ehre Gottes und Preis der heiligen Römischen Kirche alle Dinge wagen und ausführen, blies sich auf, und vermaß sich Deiner Gewalt, welche er dazu gebrauchen wollte, daß er als der oberste Theologus in der Welt berufen würde."

Dennoch verspricht er abermals, Alles ruhen zu lassen, wenn nur auch seinen Gegnern Stillschweigen auferlegt würde. „Ich bin dem Hader feind, will niemand anregen, noch reizen, ich will aber auch ungereizt seyn. Werde ich aber gereizt, so werde ich, ob Gott will, nicht sprachlos noch schriftlos seyn."

Zuletzt bittet er den Papst noch ganz treuherzig um Erlaubniß, ihm mit gutem Rathe an die Hand gehen zu dürfen. Vor allen Dingen möge er die Schmeichler fliehen, denn diese seyen seine ärgsten Feinde. „Darum, mein heiliger Vater, wollest ja nicht hören Deine süßen Ohrensinger, die sagen, Du seyst nicht ein lautrer Mensch, sondern gemischt mit Gott, der alle Dinge zu gebieten und zu fordern habe. Es wird nicht so geschehen, Du wirsts auch nicht ausführen. Du bist ein Knecht aller Knechte Gottes, und in einem gefährlichern, elendern Stande, denn kein Mensch auf Erden. Laß Dich nicht betrügen, die Dir lügen und heucheln, Du seyst ein Herr der Welt; die niemand wollen lassen Christen seyn, er sey denn Dir unterworfen; die da schwatzen, Du habest Gewalt über den Himmel und Fegfeuer. Sie sind Deine Feinde, und suchen Deine Seele zu verderben, wie Esaias sagt: mein liebes Volk, welche dich loben und hegen, die betrügen dich. Sie irren alle, die da sagen, Du seyst über das Concilium und gemeine Christenheit. Sie irren, die Dir allein Gewalt geben, die Schrift auszulegen; sie suchen allesammt nicht mehr, denn wie sie unter Deinem Namen ihr unchristliches Fürnehmen in der Christenheit stärken mögen. Kürzlich, glaube nur keinem, der Dich erhebet, sondern allein denen, die Dich demüthigen. Das ist Gottesgericht, wie geschrieben stehet,

er hat abgesetzt die Gewaltigen von ihren Stühlen, und erhoben die Geringen."

Mit diesen Schwertstreichen wechseln auch mitunter Witzesstiche ab. Der Papst, sagt er unter andern, heiße mit Recht Christi Statthalter, denn ein Statthalter sey nur in Abwesenheit des rechten Herrn Statthalter, und von Rom sey wahrlich der rechte Herr (Christus) sehr fern.

Wie dieser Brief ganz aus Luther's innerstem Wesen, aus der außerordentlichen Zuversicht, die ihn beseelte, hervorging, so wurde er auch zum Beharren in seinem Unternehmen gestärkt und ermuthigt durch die Wahrnehmung, daß es eine immer größere und immer bedeutendere Theilnahme in der Deutschen Nation gewann. Franz von Sickingen und Sylvester von Schaumburg, zwei mächtige oberdeutsche Reichsritter, die im Rufe großer Tapferkeit und Kühnheit standen, schrieben ihm, er solle getrost sein Werk fortsetzen, und wenn er in Wittenberg nicht sicher sey, so solle er auf ihre Burgen kommen, da wollten sie ihn ritterlich gegen alle seine Feinde beschützen, und wol hundert vom Adel wären bereit, sich dazu mit ihnen zu vereinigen. Eben so bot ihm Ulrich von Hutten *) seinen Beistand an. Das veranlaßte Luthern, eine Schrift herauszugeben: An den christlichen Adel Deutscher Nation, von des geistlichen Standes Besserung, worin er die Nation auffordert, das Römische Joch abzuwerfen, dem Papste seinen bisherigen Einfluß auf die Deutsche Kirche und seine daraus gezogenen ungeheuren Einkünfte zu entziehen, den Priestern den Ehestand wieder frei zu lassen, das Mönchswesen zu reformiren, und mit Aufhebung aller Bettelklöster den Anfang zu machen, endlich aber sich mit den Böhmen auszusöhnen. Die Wirkung dieser Schrift war außerordentlich. Bald folgte eine andere: Von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche, welche schon fast alle die Satzungen angriff, von welchen sich die Protestanten in der Folge feierlich lossagten.

---

*) Einer der rüstigsten Kämpfer in jener bewegten Zeit, mit dem Schwerte und der Feder, mehr noch mit letzterer. Eigene Unruhe und die Verfolgungen, die seine Freimüthigkeit und Kühnheit ihm zuzogen, trieben ihn rastlos in der Welt umher. Er starb, da er sonst nirgend mehr einen Zufluchtsort fand, 1523 auf einer Insel im Zürcher See im sechs und dreißigsten Jahre seines Alters. In seinen zahlreichen Lateinischen und Deutschen Schriften verficht er die Sache der Geistesfreiheit und Duldung mit großer Beredtsamkeit und bekämpft die hierarchischen Mißbräuche, die Unwissenheit und Beschränktheit der Mönche hier ernst, dort mit satirischem Spott und Hohn. Er ist voll Feuer und Kraft, strömt aber auch oft von leidenschaftlicher Heftigkeit und Bitterkeit über.

Daß man in Rom die Bekanntmachung der Bulle wider Luther seinem Verfolger Eck überließ, war ein großer Fehler, denn man verletzte dadurch das Rechtlichkeitsgefühl des Deutschen Volkes. Auch hatte Eck schlechtes Glück damit. In Leipzig, wo er die Bulle anschlagen ließ, wurde sie mit Koth beworfen, er selbst entging den Mißhandlungen der erbitterten Studenten nur durch die Flucht. So wurden auch an andern Orten theils die angeschlagenen Exemplare abgerissen und beschimpft, theils die Bekanntmachung verhindert oder von der Obrigkeit abgelehnt. Das Wichtigste war aber, wie Luther's Landesherr, Kurfürst Friedrich, die Bulle aufnehmen würde. Zwei päpstliche Legaten, Aleander und Caraccioli, welche der Krönung Karl's zu Aachen beigewohnt hatten, traten den Kurfürsten zu Köln mit der Forderung an, Luther's Bücher verbrennen zu lassen, und ihn selbst entweder zu bestrafen, oder gefangen nach Rom zu schicken. Der Kurfürst aber ließ ihnen erwiedern, die Sache müsse erst von unverdächtigen, frommen und gelehrten Leuten untersucht, und Luther mit hinreichenden Gründen aus der heiligen Schrift überwunden werden, ehe er auf ein solches Ansinnen eingehen könne. Eben so vergeblich war der Versuch, welchen Aleander machte, den berühmten Erasmus, der sich damals gleichfalls in Köln befand, durch große Versprechungen dahin zu bringen, daß er wider Luther schreibe. Vielmehr bestärkte Erasmus den Kurfürsten, der ihn darüber befragte, in seinen günstigen Gesinnungen für den Reformator, indem er ihm erst scherzend antwortete: Luther's größter Fehler bestände darin, daß er dem Papst an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen habe, dann aber zu einer ernsten Auseinandersetzung überging, in welcher er sich wider das Verfahren des Römischen Hofes sehr stark äußerte, und hinzusetzte, daß der evangelischen Wahrheit um so weniger durch gewaltsame und verhaßte Mittel widerstanden werden sollte, da der Geist des Zeitalters mächtig nach ihr zu streben scheine.

Indeß wurden der Vorschrift der Bulle gemäß Luther's Bücher zu Antwerpen, Löwen, Mainz, Köln, Ingolstadt verbrannt, doch unter lauten Aeußerungen des Volksunwillens. Luther ließ sich dadurch zu dem kühnsten Schritt, den er bis dahin gethan, hinreißen. Er beschied die Mitglieder der Universität Wittenberg durch einen öffentlichen Anschlag auf den 10. December 1520 Vormittags um neun Uhr vor das Elsterthor; daselbst errichtete ein angesehener Magister einen Scheiterhaufen, und legte die Bücher des kanonischen Rechts, die Verordnungen

der Päpste und Eck's Schriften darauf; dann ward er angezündet, und Luther, der selbst hinzutrat, warf die Verdammungsbulle in die Flammen, mit den biblischen Worten: weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer! — Es war eine Handlung, durch welche Luther seine Bannung und Ausstoßung aus der Gemeinschaft der Römischen Kirche öffentlich und feierlich anzunehmen schien *).

7. Melanchthon, Luther's Gehülfe.

Damals stand der berühmte Philipp Melanchthon schon seit einiger Zeit Luthern als Freund und Beistand zur Seite. Er war am 16. Februar 1497 zu Bretten, einem Städtchen in der Unterpfalz, geboren. Schon früh zeigte er die größten Anlagen, ein hellsehender, vielwirkender Mann zu werden. Ein leichter Sinn, eine ruhige Besonnenheit, eine liebenswürdige Bescheidenheit, verbunden mit äußerer Anmuth in Gang und Stimme, ausnehmende Fähigkeiten und unermüdeter Fleiß, zeichneten ihn aus. Der Grund zu seiner Bildung ward auf der Schule zu Pforzheim gelegt. Der oben erwähnte berühmte Humanist Reuchlin, der diese seine Vaterstadt öfters besuchte, nahm an dem Knaben, dem er verwandt war, das lebhafteste Interesse. Er war es auch, der ihm — nach einer damals unter den Gelehrten sehr gewöhnlichen Sitte — den Griechischen Namen Melanchthon beilegte, eine wörtliche Uebersetzung des Namens Schwarzerd, der Philipp's eigentlicher Familienname war.

Seine frühe Reife machte ihn schon im dreizehnten Jahre zur Universität geschickt. Er ging nach Heidelberg, und von da (1512) nach Tübingen. In der Kenntniß der alten Litteratur, Geschichte und Philosophie that er sich so hervor, daß er im einundzwanzigsten Jahre seines Alters von Erasmus als einer der ausgezeichnetsten und belesensten Gelehrten gepriesen ward. Damals, nach einem sechsjährigen Aufenthalte zu Tübingen, ward er von Reuchlin dem Kurfürsten von Sachsen als Professor der Griechischen Sprache an der Universität Wittenberg vorgeschlagen, und erhielt die Anstellung. Seine Vorlesungen dort wurden mit außerordentlichem Eifer besucht, (oft las er vor

*) Marheineke, Geschichte der Teutschen Reform. Th. I. S. 193.

2000 Zuhörern), denn er besaß die Gabe des faßlichen und angenehmen Vortrages in einem ungewöhnlichen Grade.

Zufällig war Luther Melanchthon's erste Bekanntschaft in Wittenberg. Sie wurden bald Freunde, und blieben es bis in den Tod. Die Natur selber schien sie für einander geschaffen, und einen durch den andern ergänzt zu haben. Melanchthon würde mit allen seinen Kenntnissen und Einsichten keine Reformation zu Stande gebracht haben; Luther's Ungestüm wurde durch des Freundes leitende Hand oft sehr heilsam gemildert, und wie Melanchthon fühlte, daß Luther's Muth und Sicherheit ihm fehle, so ehrte Luther dagegen Melanchthon's gründlichere Kenntniß und ruhigere Fassung. „Ich danke es meinem guten Philipp, schreibt Luther unter Anderm, daß er uns Griechisch lehrt. Ich bin älter als er, allein das hindert mich nicht, von ihm zu lernen. Ich sage es frei heraus, er versteht mehr als ich, dessen ich mich auch gar nicht schäme." Vortrefflich drückt sich Luther auch über das Verhältniß ihrer beiderseitigen Gaben aus, wenn er sagt: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen, und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber M. Philippus fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem Gott ihm gegeben seine Gaben reichlich." Diese gerechte Anerkennung seines Verdienstes erwiederte Melanchthon mit einer gegenseitigen Achtung, die an Verehrung gränzte. Gewöhnlich nennt er ihn in seinen Schriften ausschließungsweise den Doctor. Sein Betragen gegen ihn war nachgebend und vorsichtig. Er erklärt sich darüber in einem Briefe, der einige Zeit nach Luther's Tode geschrieben ist. „Luther, sagt er, war bei seinen großen Tugenden von Natur hitzig und aufbrausend. Oft mußte ich ihm eine sklavische Unterwürfigkeit beweisen, da er zuweilen mehr seinem Temperamente folgte, und weniger auf seine Person und das allgemeine Beste Rücksicht nahm. Er konnte es nicht gut leiden, wenn man von seiner Meinung abwich."

Welch ein Mann dieser Melanchthon gewesen seyn müsse, erhellet schon daraus, daß selbst der strahlende Glanz eines Luther den seinigen nicht verbleichen konnte. Seine außerordentliche Thätigkeit, die selbst des schwächlichen Körpers spottete, die Gründlichkeit seiner Untersuchungen, die Klarheit seiner Darstellungen, die heitere Ruhe bei den Ein-

würfen seiner Gegner erregten gerechte Bewunderung. Ein Fremder, der einmal seinen Vorlesungen beigewohnt hatte, versichert, die Apostel könnten Jesu nicht aufmerksamer zugehört haben, als die Studenten dem Melanchthon. Eines seiner größten Verdienste war, daß er die Wissenschaften, die damals gelehrt wurden, in eine bequemere Form brachte, zweckmäßigere Lehrbücher für dieselben schrieb, und besonders für die Erlernung der alten Sprachen bessere Methoden erfand. Durch ihn wurde die Griechische Sprache im nördlichen Deutschland eigentlich erst ordentlich betrieben. Er schrieb eine Griechische Grammatik, welche acht und zwanzig, und eine Lateinische, welche zwei und dreißig Auflagen erhielt. Wir haben von ihm eine Logik, eine Ethik, eine Rhetorik, Poetik, Physik, die für ihre Zeiten vortrefflich waren.

---

8. Der Reichstag zu Worms. Luther auf der Wartburg und im Kampfe gegen die Bilderstürmer und Schwärmer.

(1521—1524.)

Wenige Wochen nach der Verbrennung der Bulle nahm der vom Kaiser Karl zu Worms ausgeschriebene Reichstag seinen Anfang. Zahlreicher und glänzender war seit langer Zeit keine Versammlung der Deutschen Stände gewesen. Verhandelt wurde über das Reichsregiment, welches wieder eingerichtet ward, über Kammergericht, Landfrieden und Römerzug; doch traten diese Geschäfte gegen die große kirchliche Angelegenheit, von der alle Gemüther erfüllt waren, in den Hintergrund.

Der Kaiser hatte schon, ehe er nach Worms kam, an den Kurfürsten von Sachsen geschrieben, daß er Luther mit sich auf den Reichstag bringen sollte. Der päpstliche Legat Aleander widersetzte sich zwar aus allen Kräften, denn es schien der Ehre und den Rechten des Römischen Stuhles entgegen, daß ein von ihm gerichteter Ketzer vor einer weltlichen Versammlung nochmals Gehör erlangen sollte, zumal jetzt eben eine zweite Bannbulle gegen Luther erlassen ward, in der er mit seinen Beschützern und Anhängern unbedingt, und in den härtesten Ausdrücken verdammt ward, aber so sehr war das Ansehen des Papstes in Deutschland schon gesunken, daß auf die Einreden des Legaten nicht geachtet ward, der Kaiser vielmehr dem von den Ständen gestellten Antrage, Luther vor den Reichstag zu fordern, nachgab, und einen Geleitsbrief, der dem Angeklagten Sicherheit für seine Person zusagte,

ausfertigen ließ. Freudig trat Luther die Reise an, obwol von einem schleichenden Fieber so entkräftet, daß er fast unterweges liegen blieb. Seine Wanderung von Wittenberg nach Worms glich einem Triumphzuge, so sehr drängte sich das Volk, ihn zu sehen. Aber je näher er seinem Ziele kam, desto mehr nahmen auch die schreckenden Gerüchte zu; ja da er schon nahe vor Worms war, schickte ihm noch sein Freund Spalatin, Hofprediger des Kurfürsten von Sachsen, einen treuen Menschen entgegen, ihn zu warnen, doch ja nicht zu seinem Verderben in die Stadt zu kommen. Er aber gab die bekannte Antwort: „ich werde kommen, und wären so viele Teufel in der Stadt, als Ziegel auf den Dächern."

Der Auflauf des Volkes bei seiner Ankunft in Worms (16. April) war ungeheuer. Der Reichserbmarschall, der ihn am folgenden Tage in die Reichsversammlung holte, mußte ihn durch Gärten und Hinterhäuser führen, um ihn nur durchzubringen. In dem Gedränge draußen vor der offenen Thür des Saals befand sich unter andern ein wackrer Ritter und berühmter Feldhauptmann, Georg von Frundsberg. Dieser klopfte Luthern, als derselbe sich neben ihm hindrängte, auf die Schulter, und sagte theilnehmend zu ihm: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unsrer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist Du aber auf rechter Meinung, und Deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, und sey nur getrost, Gott wird Dich nicht verlassen." Bleich und abgemattet von der Krankheit, war der erste Eindruck, den er auf die Versammlung bei seinem Eintritt machte, nicht der vortheilhafteste. „Der würde mich nicht bewegen, daß ich ein Ketzer würde," soll Karl zu seinem Nachbar gesagt haben. Auf die Frage des Kurtrierischen Officials, ob er den Inhalt seiner Schriften widerrufen wolle, antwortete er, nach etwas befangen und sehr ehrfurchtsvoll, die Frage sey so wichtig, daß er sich darüber Bedenkzeit erbitten müsse. Sie wurde ihm gewährt bis zum folgenden Tage. An diesem war er durchaus nicht der befangene Mann von gestern, sondern sprach mit großer Ruhe und Geistesgegenwart. Der Trierische Official entgegnete ihm, er habe nicht zur Sache geredet, man sey nicht hier, um mit ihm zu disputiren, es werde eine runde und einfältige Antwort von ihm verlangt, ob er widerrufen wollte, oder nicht. „Wohl, erwiederte Luther, weil denn eine schlichte, einfältige Antwort von mir verlangt wird, so will ich eine geben, die weder Hörner noch

Zähne haben soll, nämlich also: es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit klaren Gründen überwunden werde (denn ich glaube weder dem Papst noch den Concilien allein, weil es offenbar ist, daß sie oft geirrt, und sich selbst widersprochen haben), so kann ich und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen."

Der edle, würdevolle Ton, in dem er diese Worte sprach, gewann ihm die Herzen vieler Anwesenden. Am meisten freute sich Kurfürst Friedrich über seine Fassung. Als er aus der Versammlung kam, sagte er zu Spalatin: „O wie schön hat Pater Martin geredet vor Kaiser und Reich; er war muthig genug, vielleicht zu muthig." — Es ward ein kleinerer Ausschuß von Fürsten erwählt, die Luther wo möglich noch durch besondere Unterredungen auf andere Gedanken bringen sollten. Er beharrte aber fest bei seiner Erklärung, und schied von ihnen mit den Worten Gamaliel's aus der Apostelgeschichte: „ist das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen, ist es aber aus Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen." Es wurde ihm hierauf befohlen, wieder abzureisen. Mehrere Fürsten, besonders geistliche, wollten den Kaiser bewegen, ihm das freie Geleit zu verweigern, und mit ihm wie mit Huß zu verfahren, andere, unter ihnen auch Herzog Georg von Sachsen, sonst einer der entschiedensten Gegner Luther's, erklärten sich heftig dagegen, und Karl selbst verabscheute einen solchen Treubruch. Wol aber erfolgte am 26. Mai, als die meisten Reichsstände schon abgereist waren, eine kaiserliche Verordnung gegen Luther, welche dahin lautete, daß dieser Ketzer mit allen seinen Anhängern und künftigen Beschützern in die Acht verfallen sey. Der Verfasser des Edicts, Aleander, hatte es in sehr heftigen, des Kaisers, den er darin reden ließ, nicht würdigen Ausdrücken abgefaßt. Luther war indeß bereits in vollkommener Sicherheit, die er der gütigen Fürsorge seines Landesherrn, Friedrich's des Weisen, verdankte, welcher ganz besondere Vorkehrungen treffen ließ, um ihn wenigstens in der ersten Zeit vor mörderischen Nachstellungen zu schützen, zugleich aber auch sich selber vor Händeln sicher zu stellen, wenn es von ihm hieße, er berge einen von Kaiser und Reich geächteten Ketzer. Zu dem Ende scheint er schon mit Luther zu Worms die nöthige Verabredung getroffen zu haben. Luther hatte auf seiner Rückreise einen Tag in dem Dorfe Möra bei seinen Verwandten zugebracht, als er am 4. Mai des Morgens von dort abreisete, um

über Schweina und Altenstein weiter zu fahren. In der Nähe des letzteren Schlosses ward der Wagen plötzlich von fünf verkappten Reitern angehalten, welche Luther herausrissen, mit ihm waldeinwärts jagten, und die übrige erschrockene Reisegesellschaft weiter ziehen ließen. Nachdem er eine Weile neben ihren Pferden hatte mitlaufen müssen, setzten sie ihn selbst auf ein Pferd, und trabten mehrere Stunden lang durch allerlei Holzwege im Walde mit ihm umher, bis sie an das feste Bergschloß Wartburg bei Eisenach kamen. Hier wurde ihm ein Zimmer angewiesen, das mit allen Bequemlichkeiten, auch Büchern und Schreibmaterialien wohl versehen war, und ein verschwiegener Haushofmeister besorgte seine Aufwartung. Die Leute in der Nachbarschaft erfuhren nicht, wer er sey; er galt für einen Staatsgefangenen, und wenn er ausritt, oder sich sonst sehen ließ, so hieß er immer der Junker George. Auch hatte man, um die Neugierigen irre zu führen, für eine ritterliche Kleidung für ihn gesorgt, und den Bart mußte er sich gleichfalls wachsen lassen, wie es unter Kriegsmännern Sitte war. So ahnete Niemand, daß er der berühmte Doctor Luther sey, und da es eine Zeitlang ganz still von ihm war, so glaubten seine Freunde und Feinde, er sey gestorben.

Auch auf der Wartburg ward Luther nicht müde, seine Anhänger durch immer neue Schriften aufzurichten, die denn allerdings bewiesen, daß er sich noch am Leben befinden müsse, obschon Niemand wußte, wo er sey. Er hatte dort wieder mit manchen Anfechtungen zu kämpfen, in denen er jedesmal seine Zuflucht zum Gebete nahm. Er hegte den festen Glauben, der Teufel verfolge ihn für seine treuen Arbeiten am Werke Gottes. Die Erzählung, daß er einmal das Tintenfaß nach einer vermeinten Teufelserscheinung geworfen, mag wol ein Mährchen seyn, aber Folgendes erzählte er selbst nachher sehr oft als sichere Thatsache: „Als ich Anno 1521 auf dem Schlosse Wartburg in Pathmo *) saß, da war ich ferne von Leuten in einer Stube, und konnte Niemand zu mir kommen, als zween Edelknaben, so mir täglich zweimal zu essen und zu trinken brachten. Nun hatten sie mir einen Sack mit Haselnüssen gekauft, die ich zu Zeiten aß, und hatte denselben in meinen Kasten verschlossen. Eines Abends zog ich mich in der Stube aus, ging in die Kammer, und legte mich zu Bette. Da kömmt mir's über die Haselnüsse, hebet an und knicket eine nach der andern an die

*) Pathmos hieß die Insel, auf welche der Evangelist Johannes verbannt ward.

Balken mächtig hart, rumpelt mir am Bette, aber ich fragte nichts darnach. Wie ich nun ein wenig einschlief, da hebts an der Treppe ein solches Gepolter an, als würfe es ein Schock Fässer hinunter. Ich stehe auf, gehe auf die Treppe zu und sprach: Bist du es, so sey es! — befahl mich dem Herrn Christo, von dem geschrieben stehet: Alles hast du unter seine Füße gethan, wie der achte Psalm sagt, und lege mich wieder zu Bette. Denn das ist die beste Kunst, ihn zu vertreiben, wenn man ihn verachtet und Christum anrufet. Das kann er nicht leiden."

Die große Wirkung, die seine Schriften auf die ganze Deutsche Nation hatten, begeisterten Luthern nun zu einem Muthe, der sich, in dem Bewußtseyn göttlicher Hülfe, vor keiner weltlichen Macht mehr fürchtete. Er sprach zu Königen und Fürsten in einem Tone, den seine ruhigeren Freunde tadelnswerth finden mußten, der ihm aber gerade beim Volke den größten Beifall verschaffte. So schrieb er an den Kurfürsten Albrecht von Mainz, der unbesonnen genug, und den muthigen Gegner schon ganz unterdrückt wähnend, kürzlich wieder einen Ablaßkrämer nach Halle geschickt hatte; er habe seiner und des Hauses Brandenburg bisher geschonet, weil er dem Unverstande und der Unerfahrenheit des Kurfürsten die meiste Schuld von seinen Handlungen beigemessen habe; jetzt wolle er ihm endlich ansagen: wo nicht der Abgott abgethan würde, so wolle er den Kurfürsten wie den Papst öffentlich antasten, allen Gräuel Tezel's auf ihn schieben, und aller Welt zeigen, welcher Unterschied zwischen einem Bischof und einem Wolfe sey. Er erwarte auf diesen Brief in vierzehn Tagen Antwort; wären diese abgelaufen, so würde sein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen *). Auch wurde der Kurfürst dadurch entweder so eingeschreckt, oder von der Macht der Wahrheit so getroffen, daß er antwortete: die Ursache, die Luthern zu einem solchen Schreiben bewogen, sey abgestellt. Er wolle sich hinfort dergestalt halten und erzeigen, als einem frommen geistlichen und christlichen Fürsten zustehe. — Noch viel derber war ein Schreiben, welches Luther bald darauf an den König Heinrich VIII. von England ergehen, und zugleich durch den Druck bekannt machen ließ. Heinrich, der eine gelehrte Erziehung erhalten hatte, und in den Scholastikern wohl bewandert war, hatte sich vom Ehrgeiz verlocken lassen, sich in den großen theologischen Streit zu mischen,

*) Der geächtete Mönch, sagt Planck, schrieb an den ersten Fürsten des Deutschen Reichs in eben dem Ton, in dem einst Hildebrand an widerspenstige Bischöfe schrieb.

und ein Buch gegen Luther's Schrift von der Babylonischen Gefangenschaft, besonders zur Vertheidigung der sieben Sacramente der katholischen Kirche zu schreiben, oder von einem Gelehrten seines Reiches schreiben zu lassen, durch welches er sich vom Papste gern einen geistlichen Titel, dergleichen die Könige von Spanien und Frankreich führten, auswirken wollte, und auch wirklich den Titel Beschützer des Glaubens erhielt. Luther war in dieser Schrift mit argen Schmähungen überhäuft worden, und behandelte nun seinerseits den König wie den verächtlichsten seiner theologischen Gegner. Dennoch ließ er sich einige Jahre nachher von dem vertriebenen Könige von Dänemark, Christian II., zu einem Schritte bewegen, den ein neuerer Geschichtschreiber den unbegreiflichsten seines ganzen Lebens nennt, zu dem nämlich, an Heinrich zu schreiben, und sich des Schimpfes wegen, den er ihm angethan, bei ihm zu entschuldigen. In diesem Briefe suchte er durch eine demüthige Abbitte seine vormalige Grobheit wieder gut zu machen, aber Heinrich bezeigte ihm in seiner Antwort eine tiefe Verachtung.

Als Luther etwa ein Jahr auf der Wartburg gewesen war, verließ er diese Zuflucht auf die Nachricht von ungestümen und wilden Auftritten, die unter Karlstadt's Leitung in Wittenberg vorfielen. Durch die Predigten dieses heftigen Neuerers war es dort schon dahin gekommen, daß der christliche Sinn von Vielen in der Aufhebung und Zerstörung des ganzen äußern Kirchenthums gesucht ward. So wurden denn nicht nur alle Ceremonien des Römischen Gottesdienstes abgeschafft, sondern auch die Bilder aus den Kirchen geworfen, die Altäre zerschlagen, gegen Mönche thätlicher Unfug verübt. Noch schlimmer und bedenklicher war die Schwärmerei, welche um dieselbe Zeit in Zwickau hervortrat. Ein Tuchmacher, Namens Nicolaus Storch, der sich unmittelbarer göttlicher Eingebungen rühmte, stand dort an der Spitze eines Haufens von Menschen, die ihn gläubig verehrten. Die Lehre, welche diese Neuerer besonders auszeichnete, war die Bestreitung der Kindertaufe. Einige von ihnen kamen nach Wittenberg, wo ihre vorgebrachten Gründe und Zweifel selbst Melanchthon irre machten und beunruhigten, Karlstadt aber in nähere Verbindung mit ihnen trat. Diese Dinge machten in Deutschland ein großes Aufsehn, Luther konnte mit Recht die übelsten Folgen für die ganze Kirchenreformation davon fürchten, und war überzeugt, nur seine Gegenwart in Wittenberg könne das Uebel wirksam bekämpfen. Der Boden brannte ihm unter den

Füßen, bis er an Ort und Stelle war; trotz der Abmahnungen und Verbote des Kurfürsten machte er sich auf den Weg, und schrieb ihm auf der Reise, um seinen Entschluß zu rechtfertigen, einen Brief, der wegen der darin herrschenden aus dem festesten Glauben an seine gute Sache fließenden Freimüthigkeit mit Recht bewundert wird. Er habe, heißt es darin, das Evangelium nicht von Menschen, sondern von Christo. Dem Kurfürsten habe er genug gethan, daß er ihm ein Mal gewichen sey. Wiche er noch länger, auch nur eine Handbreit, so würde der Teufel den ganzen Platz einnehmen. Herzog Georg von Sachsen sey schlimmer als ein einziger Teufel, allein wenn es auch in Leipzig neun Tage lang lauter Herzoge Georgen regnete, und jeder wäre neunfach wüthender als dieser, so wolle er doch, wenn die Sache in Leipzig so stände wie in Wittenberg, in Leipzig hineinreiten. Der Kurfürst solle wissen, daß er in einem viel höhern Schutze nach Wittenberg komme, als in dem seinigen. Den letztern verlange er gar nicht, ja er glaube, er könne den Kurfürsten besser schützen, als dieser ihn, denn das Schwert könne in dieser Sache nicht helfen, sondern allein Gott. Wer am meisten glaube, vermöge am meisten; da er also spüre, daß der Kurfürst schwach im Glauben sey, so könne er ihn nicht für den Mann ansehen, der ihn schützen werde.

So kam Luther (7. März 1522) wieder nach Wittenberg, bestieg sogleich die Kanzel, und predigte acht Tage hintereinander gegen die während seiner Abwesenheit eingerissenen Unordnungen mit solcher Kraft und Wirkung, daß die Ruhe in kurzer Zeit wieder hergestellt ward. Der Kaiser hatte Deutschland gleich nach geschlossenem Reichstage verlassen. Er war nach den Niederlanden, und von da nach Spanien gereis't, wo er fast acht Jahre blieb. Diese lange Abwesenheit Karl's war der Befestigung der Reformation sehr günstig, welche sich auch schon über Sachsen hinaus und besonders in den Städten verbreitete. Das Reichsregiment, welches den Kaiser vertreten sollte, und zu Nürnberg seinen Sitz hatte, war eine unkräftige Behörde und zählte übrigens Gönner der neuen Lehre unter seinen Mitgliedern, so daß die Vollziehung des Wormser Edicts ganz außer Acht kam.

Leo X. war am 1. December 1521 gestorben, und nach einiger Zeit des Schwankens und der Parteiungen hatten sich die Cardinäle vereinigt, den uns als Karl's Erzieher und Statthalter in Spanien schon bekannten Hadrian zu wählen, welcher als Papst der sechste hieß. Er war zwar kein thatkräftiger, aber ein redlicher und gewissenhafter

Greis, dem die Zerrüttung der Kirche sehr zu Herzen ging. Als Theolog war er entschiedner Gegner der Lehrmeinungen Luther's, daß aber in der Kirche große Aergernisse und Mißbräuche herrschten, gestand er zu, ja er ließ einem 1522 zu Nürnberg zusammengekommenen Reichstage durch seinen Legaten Cheregato erklären: es habe eine geraume Zeit viel Verabscheuungswürdiges bei dem heiligen Stuhle Statt gefunden, daher sey er entschlossen, vor allen Dingen den Römischen Hof zu reformiren. Zugleich forderte er die Vollziehung des Edicts wider Luther. Diese aber lehnten die Stände ab, und wegen der Heilung der Kirchenübel trugen sie auf ein allgemeines Concilium an, indem sie zugleich nicht weniger als hundert Beschwerden der Deutschen Nation über den heiligen Stuhl übergaben.

Hadrian's treuherzige Geständnisse und die Anstalten, die er zu wirklicher Abstellung eingerissener Mißbräuche machte, zogen ihm in Rom bittere Feindschaft zu. Dazu kam, daß er die damals herrschende große Begeisterung für das classische Alterthum und seine Productionen so wenig theilte, daß er sich von der berühmten Statue des Laocoon, die man kurz vorher aufgefunden hatte, mit Gleichgültigkeit abwandte, und sie ein altes Idol nannte *). Einen solchen Papst haßten und verhöhnten die leichtsinnigen und verderbten Römer, und als er bald starb (14. Sept. 1523), schmückten sie in der folgenden Nacht die Hausthür seines Arztes mit Blumenkränzen, und erklärten ihn in einer Inschrift für den Befreier des Vaterlandes **).

Der nächste Papst war der Cardinal Julius von Medici, welcher sich Clemens VII. nannte, ein wohl unterrichteter, scharfsinniger, gewandter Mann. Dieser ließ den Antrag Hadrian's wegen der Vollstreckung des Wormser Edicts auf einem 1524 abermals zu Nürnberg gehaltenen Reichstage durch den Cardinal Campeggio wiederholen, konnte aber keinen andern Beschluß erhalten, als daß sich die Stände dem Wormser Edict gemäß halten wollten, so viel ihnen möglich wäre. Auf seiner Reise war der Legat in Augsburg vom Volke verspottet worden, und ehe er nach Nürnberg kam, baten ihn die Fürsten, bei seinem Einzuge die Austheilung des Segens lieber zu unterlassen, damit ihm nichts Aehnliches geschehe. Doch erfuhr er während seines Aufenthalts in Nürnberg neue Kränkungen.

*) Sunt idola antiquorum, soll er gesagt haben. Doch war ihm sonst die Bildung seines Jahrhunderts nicht fremd. Ranke, die Römischen Päpste, Bd. I. S. 92.

**) Liberatori patriae S. P. Q. R.

9. Der Bauernkrieg.
(1525.)

Das nächste Jahr nach dem Nürnberger Reichstage sah eine Revolution ausbrechen, die das alt= wie das neugläubige Deutschland mit gleicher Gefahr bedrohte, und die Aufmerksamkeit für einige Zeit von dem kirchlichen Interesse ablenkte. Der harte Druck, unter welchem die Bauern seufzten, hatte im Mittelalter öfters bedenkliche Empörungen derselben erregt, von denen einige der merkwürdigsten früher erwähnt sind (Th. VI. S. 88. u. 105.). Aber diese waren nicht die einzigen, auch in unserm Vaterlande fehlte es nicht an ähnlichen Erscheinungen *). In dieser Zeit gährte es besonders im südlichen Deutschland. Schwere Abgaben, übertriebene Frohndienste, ungerechte Behandlung, und bei dem kleinsten Ungehorsam die strengsten Strafen; Entziehung der Mittel, wodurch der Bauer zu einem bessern geistlichen und leiblichen Zustande emporkommen konnte — das waren die lautesten Klagen, die sich in Oberdeutschland aus der Mitte dieses Standes erhoben. Fürsten, Adel und Geistlichkeit sahen die Bauern nicht als Unterthanen an, für die sie zu sorgen hatten, sondern wie ein ererbtes Eigenthum, mit dem sie nach Lust und Gefallen schalten konnten. Am erbittertesten waren die Bauern gegen die geistlichen Herren, deren Ueppigkeit, die sie täglich vor Augen hatten, ihnen ein besondrer Stein des Anstoßes war. Und da nun das Beispiel der benachbarten freien Schweizer den Süddeutschen Bauern so nahe lag, so hielten sich diese befugt, auch ihren Peinigern das Messer an die Kehle zu setzen. Schon lange, ehe Luther öffentlich auftrat, brachen im Rheinlande und in Schwaben große Empörungen aus, die nur durch Ströme von Blut gedämpft werden konnten, wie 1502 im Speierschen ein Aufstand, von seinem Abzeichen der Bundschuh, und 1514 einer im Wirtembergischen der arme Konrad genannt. Es ist daher ganz ungegründet, in der Reformation die Quelle des Bauernkrieges zu suchen. Allerdings trug sie aber viel dazu bei, die Glut von Neuem zu einer noch ungleich verheerendern Flamme anzufachen. Denn den erhitzten Gemüthern des ohnehin nie scharf sondernden Volkes lag das Mißverständniß sehr nahe, Luther's eifrigen Kampf für Freiheit in Glaubenssachen auf Freiheit im Staats=

*) Neun solcher Bauernaufstände des Mittelalters sind übersichtlich und lehrreich dargestellt von Wachsmuth in v. Raumers histor. Taschenbuch, Jahrg. V. S. 281.

leben zu beziehen, und von der Einführung der neuen Lehre auch zugleich die Erfüllung billiger Forderungen wie überspannter Hoffnungen in bürgerlichen Verhältnissen zu erwarten.

Am ersten Tage des Jahres 1525 standen die Bauern des Abts von Kempten auf, ihnen folgten die Unterthanen des Bischofs von Augsburg, im Algau der Aebte von Ochsenhausen und Roth, der Grafen von Montfort u. a. m. Bald wuchsen die kleinen Rotten zu großen Heeren an und bekamen ordentliche Anführer. Aber wie muthig auch die große Aufregung diese Menschen machte, so waren es doch immer nur Bauern, zusammengelaufenes Volk, das weder Gehorsam noch Mannszucht kannte, mithin einem wohlgeordneten eingeübten Heere wenig furchtbar seyn konnte. Ein solches brachte der Schwäbische Bund gegen sie auf; den Befehl über dasselbe führte Georg Truchseß von Waldburg, ein tapfrer, aber rauher und harter, den Gefühlen der Menschlichkeit fremder Mann, welcher der alten Kirchenlehre eifrig ergeben war. Dieser zerstreute sehr bald mehrere ansehnliche Haufen, aber schnell vereinigte sich ein neuer, und Truchseß fand sich nicht stark genug, diesem die Spitze zu bieten *). Daher bot er die Hände zu einem Vertrage, der am 22. April unter der Bedingung zu Stande kam, daß die Bauern auseinandergehen, und über ihre Beschwerden Schiedsrichter, die von beiden Parteien zu wählen wären, entscheiden sollten. Leider hatte dieser Vergleich die gehoffte Ruhe nicht zur Folge. Es erschien eine Art von Manifest der Bauern, welches unter dem Namen der zwölf Artikel der Bauerschaft eine Aufzählung ihrer Forderungen enthielt, und von einem ihrer Prediger, die auf ihre Schritte den größten Einfluß übten, aufgesetzt war. Sie forderten darin besonders das Recht, ihre christlichen Lehrer selbst zu bestellen; die Abschaffung des Viehzehnten; Theil an Jagd, Fischfang und Benutzung der Gehölze; Zurückführung der Abgaben und Frohnen auf den alten Fuß; unparteiischere Gerechtigkeitspflege u. a. m. Ueber Alles solle gütlich gehandelt werden, ohne Jemandem sein rechtmäßig erworbenes Eigenthum zu schmälern. Am Schlusse erbieten sie sich, die Puncte, deren Ungerechtigkeit man ihnen aus der heiligen Schrift beweisen könne, aufzugeben. Das Ganze war mit Klugheit und wenigstens mit dem Scheine großer Mäßigung abgefaßt; auch machten die Artikel so vielen Eindruck, daß der Kurfürst

*) Sartorius Geschichte des Deutschen Bauernkrieges. S. 92.

Ludwig von der Pfalz sie nach Wittenberg sandte und Melanchthon's Gutachten darüber verlangte, der, seiner friedfertigen, jeder trotzigen Gewalt abholden Natur gemäß, seinen Unwillen darüber in starken Worten äußerte. Luther war von den Bauern selbst aufgefordert worden, sich über ihre Angelegenheit zu erklären, und gab eine Ermahnung zum Frieden heraus, in welcher er keiner von beiden Parteien schonte, sondern jeder ihr Unrecht vorhielt. Zu den Fürsten und Herren sprach er unter Anderm: „Niemand auf Erden mögen wir solches Unraths und Aufruhrs danken, denn euch Fürsten und Herren, sonderlich euch blinden Bischöfen, tollen Pfaffen und Mönchen, die ihr noch heutiges Tages verstockt, nicht aufhört zu toben und wüthen wider das h. Evangelium. Dazu im weltlichen Regiment nicht mehr thut, denn daß ihr schindet und schazt, euere Pracht und Hochmuth zu führen, bis der arme gemeine Mann nicht kann noch länger mag ertragen. Solche Sicherheit und stolze Vermessenheit wird euch den Hals brechen, das werdet ihr sehen. Ihr müßt anders werden und Gottes Wort weichen. Thut ihr's nicht durch freundliche, willige Weise, so müßt ihr's thun durch gewaltige und verderbliche Unweise. Thun's diese Bauern nicht, so müssen's andre thun. — Ist euch nun noch zu rathen, m. l. H., so weicht ein wenig um Gottes Willen dem Zorn. Einem trunkenen Mann soll ein Fuder Heu weichen; wie vielmehr sollt ihr das Toben und störrige Tyrannei lassen, und mit Vernunft an den Bauern handeln, als an den Trunkenen oder Irrigen. — Sie haben zwölf Artikel gestellt, unter welchen etliche so billig und recht sind, daß sie euch vor Gott und der Welt den Glimpf nehmen, und Ps. 107, 40. wahr machen, daß sie Verachtung schütten über die Fürsten." — In der Ermahnung an die Bauerschaft giebt er zu, daß die Fürsten und Herren, die das Evangelium zu predigen verbieten, und die Leute so unerträglich beschweren, sich wider Gott und Menschen höchlich versündigen. Sie aber sollten sich deswegen keine christliche Rotte oder Vereinigung nennen, da sie Gottes Namen unnütz führen und schänden weil geschrieben steht: Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen. Auch daß die Obrigkeit böse und unleidlich sey, entschuldige keine Rotterei noch Aufruhr; sie seyen noch viel ärgere Räuber als die böse Obrigkeit *). — Er schließt das Ganze mit einer

*) „Ich setz euch selbst hin zu Richtern, und stelle es in euer Urtheil, welcher Räuber der ärgste sey: ob es der sey, der einem andern ein groß Stück Guts nimmt und läßt ihm doch etwas; oder der, so einem Alles nimmt, das er hat, und den Leib dazu? Die

Ermahnung an die beiden Parteien, an Fürsten und Bauern; auf beiden Seiten, sagt er, sey Unrecht, darum werde man auf beiden Seiten verderben, und Gott einen Buben durch den andern strafen.

Aber diese nachdrücklichen und wohlgemeinten Worte fanden kein Gehör; immer lichter schlug die Flamme des Aufruhrs empor. Fast zu derselben Zeit brach die Empörung außer in Schwaben auch in Franken aus, im Mainzischen, in der Pfalz, im Bisthum Speier, im Elsaß bis nach Lothringen hin, in Salzburg, Tyrol, Steiermark, im Norden in Fulda, Hessen, Thüringen, im Münster'schen. Auch in den Städten gährte es, hie und da brachen Tumulte aus, doch wurden sie zum Glück nirgends Mittelpunkte und Stützen für den Aufruhr, wenn auch in einigen den Bauern insgeheim mancher Vorschub geleistet ward *). Indeß wüthete der Aufstand auf dem Lande mit Verwüstung und Zerstörung **). Weit und breit wurden Burgen, Klöster, Priestersitze geplündert und in Brand gesteckt. Ein ruchloser und frecher Mensch, Namens Georg Metzler, früher Schenkwirth, stand an der Spitze einiger Tausend Odenwäldischer Bauern, zu denen sich bald andere Haufen gesellten. Sie nahmen Weinsberg und übten an der Besatzung von siebzig Rittern, die sie hier unter der Anführung des Grafen Ludwig von Helfenstein fanden, eine grausame Rache für die Gefangenen, welche Truchseß nach seinen Siegen hatte hinrichten lassen. Der Graf und die Ritter wurden in einen Kreis geführt, welchen die Bauern mit gezückten Spießen umstanden; wohin sich die Unglücklichen wandten, fielen sie in die Spieße, bis sie, von tausend Stichen durchbohrt, sanken. Vergebens warf sich die Gemahlin des Grafen Helfenstein, eine natürliche Tochter Kaiser Maximilian's, den Unmenschen zu Füßen, vergebens suchte sie durch das Emporhalten ihres zwei-

---

Oberkeit nimmt euch unbillig euer Gut, d. i. ein Stück. Wiederum nehmt ihr derselben ihre Gewalt, darin all ihr Gut, Leib und Leben steht. Darum seyd ihr viel größere Räuber denn sie, und habt's ärger vor, denn sie gethan haben. Ja, sprecht ihr, wir wollen ihnen Leib und Gut genug lassen. Das glaube, wer da wolle, ich nicht. Wer so viel Unrechts darf wagen, daß er einem mit Frevel die Gewalt nimmt, das größte und Hauptstück, der wird es auch nicht lassen, er wird ihm das andere und geringste, so dran hangt, auch nehmen."

*) Wachsmuth, der Deutsche Bauernkrieg, S. 38.

**) „Im grellsten Abstich von der Bescheidenheit der zwölf Artikel, den Erklärungen des Gehorsams und der Gesetzlichkeit, der Willigkeit, sich eines Bessern belehren zu lassen, steht der Bauern Thun...... Der Bauernaufstand ermangelt durchaus der Hoffnungsmorgenröthe, die die Erstlingstage mancher Revolution begleitet hat." Daselbst, S. 54.

jährigen Kindes zu rühren; sie und ihr Kind wurden gleichfalls auf das ärgste gemißhandelt.

Die Nachricht von dieser Würgescene war hinreichend, Luther's Meinung über die Behandlung der aufrührerischen Bauern völlig umzustimmen. Seine edle Seele war frei von dem Irrwahne, mit welchem die trübe Weisheit einer spätern Zeit sich befleckt hat, daß man einem empörten Volke Ströme von Blut und Kannibalengräuel zu Gute halten müsse; er erglühte von Unwillen, und schrieb in dieser Stimmung eine Schrift wider die räuberischen und mörderischen Bauern, die mit einer nur allzugroßen Heftigkeit zum Kriege wider sie aufforderte. „Hier soll zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts Giftigers, Schädlichers, Teuflischers seyn kann, denn ein aufrührerischer Mensch. Gleich als wenn man einen tollen Hund todtschlagen muß, schlägst du nicht, so schlägt er dich, und ein ganzes Land mit dir. — Ein Fürst und Herr muß hier denken, wie er Gottes Amtmann und seines Zornes Diener ist, dem das Schwert über solche Buben befohlen ist, und sich eben so hoch vor Gott versündigt, wo er nicht straft und wehrt, und sein Amt nicht vollführt, als wenn einer mordet, dem das Schwert nicht befohlen ist."

Metzler's Haufen und eine andere zahlreiche Schaar waren in's Würzburgische eingedrungen, und ganz Franken erhob sich. Auch dem Adel blieb nichts übrig, als die Flucht zu ergreifen, und sich von den Flammen seiner Schlösser dazu leuchten zu lassen, oder zu den Bauern überzugehen. Viele thaten das letztere gezwungen; Andere traten freiwillig und ehrlich auf die Seite der Empörer, weil sie die Unternehmung derselben billigten, oder im Trüben zu fischen hofften. Auch der berühmte Götz von Berlichingen wurde genöthiget, ein Führer der Bauern zu werden, aber er verhehlte ihnen nicht, daß ihm ihr wildes Treiben mißfalle, und als vier Wochen, für die er sich verpflichtet hatte, verflossen waren, verließ er sie *). Der Bischof von Würzburg flüchtete, die Bauern nahmen seine Hauptstadt ein und belagerten das feste Schloß; aber an diesem scheiterten ihre Kräfte. Indeß rüsteten

---

*) Er ist sonst der Zweideutigkeit in seinem Verhältniß zu den Bauern beschuldigt worden, so von Sartorius a. a. O. S. 249. Gegen diese Anklage nimmt ihn Oechsle, Beiträge zur Geschichte des Bauernkrieges, wo er seinem Antheil an dem Aufruhr eine eigne Untersuchung gewidmet hat, mit guten Gründen in Schutz. S. besonders S. 361 ff.

sich ihre Feinde auf zwei Seiten. Georg Truchseß hatte die Bauern in Schwaben (12. Mai) entscheidend auf's Haupt geschlagen, und sich nachher, zur Wiedervergeltung der Weinsberger That, der ganzen Grausamkeit seines rachsüchtigen Gemüths überlassen. Jetzt rückte er nach Franken vor, und vereinigte sich mit einem andern Heere, welches der Kurfürst von der Pfalz herbeiführte. Die Bauern wurden in mehreren Treffen (20. und 28. Mai) besiegt, das Schloß von Würzburg entsetzt, der Aufruhr schnell gedämpft. Auf gleiche Weise mußten die Bauern überall der geordneten Macht der Fürsten weichen; sie wurden besiegt und entwaffnet, und schwer seufzten die Länder unter den Grausamkeiten und Verwüstungen, mit denen die Sieger jetzt Vergeltung üben zu dürfen glaubten. An dieser Härte, an den Geldbußen und Brandschatzungen, die man dem Volke auflegte und dadurch seinen Wohlstand zerrüttete, hatte der Schwäbische Bund vorzüglich vielen Antheil, da er in Franken als Fremder auftrat, den die Unterthanen nichts angingen. Aber auch unter den Fürsten, die Jenen hätten wehren und die Ihrigen hätten schonen sollen, gingen Manche mit ihrem eignen Volke nicht besser um. Der Markgraf Kasimir von Brandenburg-Kulmbach ließ unter andern neun und funfzig Einwohnern des Fleckens Kissingen die Augen ausstechen. Der Kurfürst Richard von Trier und der Bischof Konrad von Würzburg fanden eine Lust daran, ihre Rache im Anblick des Menschenbluts zu sättigen, denn sie durchzogen mit Schaaren von Scharfrichtern und Knechten ihre Länder, da schon Alles wieder beruhigt war, und ließen noch viele hundert Köpfe abschlagen; der erstere soll mit eigner Hand Viele hingerichtet haben. Die Zahl der durch den Aufstand in Deutschland Umgekommenen wird mindestens auf funfzigtausend angegeben.

So hinterließ eine Revolution, die ganz Deutschland umzuwandeln gedroht hatte, keine andere Folgen, als verheerte Dörfer und mit Blut gedüngte Felder. Wie wäre auch ein so wildes Zusammenrotten ohne Plan und Ordnung, wo statt ächter Begeisterung nur rohe Leidenschaft und gemeine Rachsucht waltete, ohne irgend einen mit großen Eigenschaften und höherm Sinn begabten Führer an der Spitze, eines besseren Ergebnisses werth gewesen! Der Zustand der Bauern hatte sich nicht verbessert, sondern verschlimmert. Das Volk verlor fast an allen Orten, wo es sich empört hatte, zur Strafe die Freiheiten, die es noch genossen hatte. Die Bauernschaften wurden entwaffnet, und des Rechts,

sich in Gemeinden zu versammeln, beraubt. Für Abstellung der Mißbräuche, welche den Aufstand herbeigeführt hatten, geschah nur in der Pfalz Einiges, in andern Gebieten war nicht davon die Rede.

---

10. Thomas Münzer.

An der Spitze des mit dem Bauernkriege in Süddeutschland zusammenhängenden Volksaufstandes in Thüringen stand ein Geistlicher, Thomas Münzer, der schon unter den Zwickauer Wiedertäufern seine Rolle gespielt hatte, und jetzt, zugleich Schwärmer und Betrüger, als einer der ärgsten Volksverführer wirkte. Luther's Reformation erklärte er für unzulänglich, und überhäufte diesen mit den beleidigendsten Schmähungen. Er rühmte sich göttlicher Offenbarungen, und daß ihm befohlen sey, das weltliche Regiment zu ändern. Der ganzen Gemeine gehöre die Gewalt des Schwerts, die Fürsten seyen die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei. Wegen dieser tollen Lehren hatte man ihn mit Recht schon aus mehreren Sächsischen und anderen Städten verjagt, als er in der Reichsstadt Mühlhausen einen großen Anhang fand. Die Entschiedenheit und Keckheit, mit der er seine Meinung vortrug, und ganz besonders seine lockende Lehre von der Gemeinschaft der Güter, verführten das niedere Volk mächtig. In kurzem war seine Partei in Mühlhausen so zahlreich, daß der Stadtrath abgesetzt, und ein neuer aus seinen Anhängern bestellt, und die Mönche, Stiftsherren und Johanniter vertrieben wurden. Die Armen arbeiteten nicht mehr, sondern forderten ihre Bedürfnisse von den Reichen, und was ihnen abgeschlagen wurde, nahmen sie mit Gewalt. Als die Revolution in der Stadt selbst zu Stande gebracht war, zog Münzer mit seinem Anhang hinaus, um sie durch das ganze Land zu verbreiten. Eine Menge Kirchen, Klöster und Schlösser wurden geplündert und verwüstet, und das böse Beispiel wirkte immer verführerischer. In Thüringen, in vielen Gegenden Obersachsen's, Hessen und Braunschweig erhoben sich die Bauern, es nachzuahmen. Der junge rasche und thätige Landgraf Philipp von Hessen wurde zuerst des Aufstandes in seinem Lande Meister, dann zog er den benachbarten Fürsten, den Herzogen Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig, und den Grafen von Mansfeld zum Beistand zu. Vereint brachen sie mit einer ausgesuchten Mannschaft gegen Münzer auf. Sie trafen ihn bei Frankenhausen,

wo er sich mit etwa 8000 Mann auf einer Anhöhe gelagert hatte (15. Mai 1525). Da die Aufrührer anfangs zu unterhandeln begehrten, so ließen ihnen die Fürsten Gnade anbieten, wenn sie sich ergeben und ihre Häupter ausliefern wollten. In dieser Gefahr spannte Münzer alle seine Kräfte an, die Untreue der Seinen zu verhindern, und ein zufällig sich zeigender Regenbogen kam seiner feurigen Beredtsamkeit mächtig zu Hülfe. „Hebt die Augen auf, rief er, und seht, wie günstig uns Gott ist, blickt auf das Zeichen seiner ewig dauernden Huld zu uns. Seht den Himmelsbogen; und da in unseren Fahnen dasselbe Zeichen gemalt ist, so zeigt uns Gott dadurch deutlich an, er werde uns unterstützen und den Tyrannen Untergang bereiten. Es ist Gottes Wille, daß wir keinen Frieden mit unsern gottlosen Widersachern machen". Jede Hoffnung auf Gnade zu vernichten, beging Münzer sogar die Nichtswürdigkeit, einen Gesandten der Fürsten, einen jungen Edelmann, niederstoßen zu lassen. Die Schlacht ward von den Fürsten mit leichter Mühe gewonnen, von den fliehenden Bauern an fünf tausend niedergemacht. Münzer selbst entkam glücklich nach Frankenhausen, und verbarg sich daselbst auf dem Boden eines Hauses; aber ein Knecht entdeckte ihn am folgenden Tage und zog ihn aus dem Bette hervor. Er wurde vor die Fürsten gebracht, gefoltert und dann enthauptet.

Die Widersacher der Reformation verfehlten nicht, alle diese Empörungen als Beispiele darzustellen, zu welchen Unthaten die neuen ketzerischen Lehren führten. So ungegründet diese Behauptung auch ist, wenn man anders nicht jedes aus einer großen Idee entspringende Mißverständniß auf diese selbst zurückschieben will; so hat doch der Bauernkrieg viel dazu beigetragen, den Sectenhaß und den Parteigeist schärfer zu machen, und durch die politische Besorgniß, welche sich dem religiösen Interesse beimischte, wurde die Lage der Dinge schwieriger und verwickelter.

---

11. Die ersten Bündnisse der Parteien. Förmliche Gestaltung des neuen Kirchenthums.

Da der Beschluß des letzten Nürnberger Reichstages wegen der Religion so wenig nach dem Sinne des päpstlichen Legaten und der katholischen Partei ausgefallen war; so traten auf Campeggio's Betrieb

der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich — mächtig als Besitzer aller Länder des Großvaters Maximilian, die sein Bruder, der Kaiser, erst mit ihm getheilt, dann ihm gänzlich überlassen hatte — die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern und die meisten süddeutschen Bischöfe am 6. Juli 1524 zu Regensburg zu einem besonderen Bündnisse zusammen, dessen Zweck die Aufrechthaltung der katholischen Kirche und Lehre war. Das Zusammenwirken der sonst durch politische Eifersucht getrennten Häuser Oesterreich und Baiern wurde der Punct, von welchem in Deutschland der geregelte Widerstand gegen die Fortschritte der neuen Lehre ausging.

Die norddeutschen entschiedensten Widersacher derselben, der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg und der Herzog Georg von Sachsen, waren diesem Bündnisse nicht beigetreten; im nächsten Jahre aber kamen sie mit einigen gleichgesinnten Fürsten zu Dessau zusammen, und hielten Berathungen, von denen sich die Evangelischen nichts Gutes versprachen. Da nun zugleich ein Ausschreiben des Kaisers zu einem neuen Reichstage erschien, in welchem auf Unterdrückung der schädlichen Religionsneuerungen hingewiesen wurde, so drang der feurigste Anhänger der Reformation, der Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen, der sie in seinem Lande eben mit großem Eifer einführte, darauf, daß die evangelischen Fürsten zu einem Sicherheitsbündnisse zusammentreten möchten. Luther wollte zwar von solchen Maßregeln nichts hören, er verließ sich fest darauf, daß Gott seine Sache schon allein ohne alle Menschenhülfe durchfechten werde, und der sanfte Melanchthon verabscheute wegen seiner natürlichen Weichmüthigkeit alle gewaltsamen Schritte. Demungeachtet nahm der neue Kurfürst von Sachsen, Johann der Standhafte (sein Bruder, Friedrich der Weise, war am 5. Mai 1525 gestorben) des Landgrafen Vorschlag an. Zu Torgau wurde im Mai 1526 zwischen beiden Fürsten ein Bündniß geschlossen, des Inhalts, daß — weil durch die Geistlichen und ihre Anhänger eine Verbindung errichtet worden sey, um die alten unchristlichen Mißbräuche ferner im Schwange zu erhalten, und diejenigen, welche sie abgestellt hätten, anzugreifen und zu verderben — sie einander gegen einen solchen Angriff mit allen ihren Kräften beistehen wollten. Bald darauf traten noch vier Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürst Wolfgang zu Anhalt, zwei Grafen von Mansfeld und die damals freie Reichsstadt Magdeburg diesem Bündnisse bei.

Das Vertrauen auf diese Einigung war es, welches den verbündeten Fürsten die Entschlossenheit gab, auf dem noch im Junius desselben Jahres zu Speier eröffneten Reichstage, sich dem kaiserlichen Antrage zur Vollziehung des Wormser Edicts zu widersetzen, ja den Beschluß zur bewirken, daß bis zur völligen Entscheidung der Religionshändel jeder Reichsstand sich in Bezug auf das Wormser Edict so verhalten solle, wie er es vor Gott und dem Kaiser zu verantworten hoffe. Unter dem Schutze dieses Reichsschlusses gewann die Reformation einen noch schnellern und leichtern Fortgang, und die neue Lehre, die schon in vielen Landschaften und Orten in's Leben getreten war, erhielt einen festern Grund. Indem die Reformatoren viele Lehrsätze des katholischen Kirchenglaubens gänzlich bestritten, oder doch anders gestalteten, griff dieses so tief in die Kirchenverfassung und den Gottesdienst ein, daß die Trennung immer entschiedener werden mußte. Die Verwerfung der geistlichen Herrschaft des Papstes, des Cölibats der Geistlichen und des Mönchswesens sprengte die Kette der Hierarchie; wenn die Dogmen von der Brotverwandlung, dem Meßopfer und der Fürbitte der Heiligen verlassen wurden, mußten auch die gottesdienstlichen Anstalten gänzlich verändert werden; und mit der Lehre Luther's, daß nicht in unserer eigenen Gerechtigkeit und in guten Werken, sondern in dem Glauben an das Verdienst Christi der wahre Grund unseres Heils zu suchen sey, mußte sich das praktische christliche Leben ganz anders gestalten. Diesen Grundsätzen gemäß wurde die Messe abgeschafft, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt, die Anbetung der Bilder verworfen, die Muttersprache beim Gottesdienst eingeführt, den Geistlichen die Ehe verstattet; die Klostergelübde wurden für unverbindlich erklärt, die Festtage vermindert; auf das Predigen und den häufig gänzlich vernachlässigten Volksunterricht legte man einen großen, bisher ungewohnten Nachdruck. In Ansehung der Kirchenverfassung und Regierung waren die Reformatoren anfangs geneigt, die Bischöfe bestehen zu lassen, wenn ihre Gewalt eingeschränkt würde, und sie aller weltlichen Herrschaft entsagten. Da dies aber nicht erfolgte, so kam in den Ländern, wo die Reformation eingeführt wurde, die oberste Leitung der Kirchenangelegenheiten an die Landesherren.

In dem Mutterlande der Reformation, dem Kurfürstenthum Sachsen, wo Friedrich der Weise sich gegen die Neuerungen mehr nachgebend als fördernd verhalten hatte, wurden diese Einrichtungen durch Johann den Standhaften angeordnet. In Hessen hielt Philipp der

Großmüthige 1526 eine Landessynode, wo die Kirchenreformation besprochen und festgesetzt wurde; ein Jahr darauf stiftete er die Universität zu Marburg. Bald folgten mehrere andere Deutsche Fürsten und Städte. Am merkwürdigsten aber war, daß schon in den ersten Jahren der Reformation ein ganzer geistlicher Staat in einen weltlichen verwandelt (säcularisirt) wurde. Dieses geschah in dem Ordenslande Preußen, welches, wie wir wissen, im Thorner Frieden seine Selbständigkeit an Polen verloren hatte (Th. VI. S. 348.). Im Jahre 1511 wählte der Orden den Markgrafen Albrecht von der Fränkischen Linie des Brandenburgischen Hauses, einen Enkel des Kurfürsten Albrecht Achilles und Schwestersohn des Königs Sigismund von Polen, zum Hochmeister. Der Orden hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, sich der Polnischen Oberhoheit wieder zu entziehen; Albrecht versagte den Lehnseid, und gerieth darüber 1519 mit seinem Oheime in einen Krieg. Um in dem Lande Hülfe zu suchen, mit welchem Preußen früher politisch verbunden gewesen, und es noch nach der Sprache und Nationalität war, reis'te Albrecht nach Deutschland, fand zwar diese Hülfe nicht, sah aber die Anfänge der Kirchenverbesserung, und von Luther persönlich dazu aufgefordert, beschloß er, auch Preußen für dieselbe zu eröffnen. Sie fand dort einen fruchtbaren Boden und verbreitete sich mit großer Schnelligkeit. Dadurch gelang es dem Markgrafen, der Herrschaft des Ordens, trotz aller Einreden und Klagen vieler Beeinträchtigten, ein Ende zu machen, und Preußen für sich und seine Nachkommen als Erbeigenthum zu gewinnen, indem er sich mit dem Könige von Polen aussöhnte. Dies geschah 1525 zu Krakau, wo am 9. April ein Friede unterzeichnet wurde, der Albrecht zum ersten weltlichen Herzog von Preußen, als Vasall der Krone Polen, erklärte. Am folgenden Tage leistete der neue Herzog seinem Oheim mit großer Pracht die Huldigung.

Unter den Mitteln zur Ausbreitung der Reformation wirkte keines so allgemein, so dauernd und so gewaltig, als die Bibelübersetzung, welche Luther auf der Wartburg begonnen hatte, und bis 1532 vollendete. Die schlichte Einfalt, die Tiefe und die Erhabenheit des Ausdrucks sind darin gleich bewundernswürdig. Kein anderes Buch ist bei Hohen und Niedern so entschieden National- und Volksbuch geworden, daher auch durch diese Uebersetzung die Mundart, in der sie abgefaßt ist, die hochdeutsche, den Sieg über die übrigen davon trug, und Schrift- und Umgangssprache aller Gebildeten wurde. Die hei-

lige Schrift, so dem Volke in die Hände gegeben, entschied Unzählige für eine Lehre, die sich immer auf sie und nur auf sie berief. Daneben fuhr Luther unablässig fort, theologische Schriften, Erklärungen biblischer Bücher, Predigten u. s. w. herauszugeben, und seine Bibelübersetzung zu verbessern, so daß es unbegreiflich seyn würde, wie sein von beständiger Kränklichkeit geplagter Körper eine so gewaltsame Anstrengung so lange habe aushalten können, wenn man nicht wüßte, wie mächtig ein hochbegabter, von großen Ideen erfüllter Geist selbst den hinfälligsten Körper mit sich empor zu heben und zu erhalten vermöge. Ja die Pünktlichkeit und Ordnung in seinen Geschäften machte es ihm möglich, noch manche Nebenstunde der Geselligkeit und dem Gartenbau zu widmen. Es ist noch ein Brief von ihm vom Jahre 1525 übrig, worin er einen Freund bittet, ihm neue Sämereien für sein Gärtchen zu schicken; und ein anderer an Spalatin, den er mit dem Versprechen zu sich einladet, ihm bei seinem Besuche einen Strauß seiner selbst gezogenen Rosen zu überreichen. Ja er fing um diese Zeit sogar das Drechseln an. „Ich und mein Famulus Wolfgang, schreibt er an einen Freund in Nürnberg, haben das Drechseln vor die Hand genommen; weil wir aber die dazu nöthigen Werkzeuge bei uns nicht haben können, so schicke ich hier einen Goldgulden, mit Bitte, dafür etliche Bohrer und andere Drechslerinstrumente zu kaufen, die Euch leicht ein Drechsler zeigen wird."

Zu Ende des Jahres 1524 legte er seine Augustinerkutte ab, und trug hinfort immer einen bürgerlichen Rock. Gewöhnlich schenkte ihm der Kurfürst das Tuch dazu, und zwar schwarzes, welches damals die Hoffarbe war; und seitdem führten seine Schüler diese Farbe so allgemein ein, daß sie bis auf unsere Zeiten die der amtlichen Kleidung der evangelischen Geistlichen geblieben ist. — Wie Luther durch diesen Schritt dem Mönchthum förmlich absagte, so bekräftigte er im nächsten Jahre seine Verwerfung des Cölibats dadurch, daß er in den Ehestand trat, wie schon viele seiner Anhänger vor ihm gethan, obgleich er bereits zwei und vierzig Jahre alt war. Am 13. Juni 1525 geschah seine Verheirathung mit dem Fräulein Katharina von Bora, die mit acht anderen Nonnen aus dem Kloster Nimptsch bei Grimma nach Wittenberg gekommen war. Selbst Melanchthon war über diesen Entschluß, den Luther schnell gefaßt hatte, verwundert und betreten, und fürchtete, er würde den Gegnern zu Lästerungen Anlaß geben, die denn freilich auch nicht ausblieben. Luther's Fleiß im Schreiben und

Lehren erlitt übrigens durch seinen Ehestand keine Störung, so lieb er auch „seine Käthe" und sein Söhnchen Johannes hatte, das ihm im nächsten Jahre geboren ward. 1527 unternahm er mit Melanchthon ein wichtiges Werk, die Visitation der Kirchen und Schulen in ganz Kursachsen und Meißen, eine mühselige Arbeit, die einige Jahre dauerte. Die beiden Männer durchreiseten Dorf für Dorf und Stadt für Stadt, zeigten den Pfarrern und Schullehrern eine bessere Methode, und ermahnten sie kräftig zur Erfüllung ihrer Pflichten. Als das Geschäft beendigt war, setzte Melanchthon einen Unterricht an die Pfarrherren im Kurfürstenthum Sachsen auf, der noch in demselben Jahre (1528) sechsmal gedruckt wurde. Er enthält eine kurze Anweisung, was und wie die Lehrer in Kirchen und Schulen lehren sollen, und wie der Gottesdienst einzurichten sey. Auch Luther brachte die Hauptsätze seiner Glaubens- und Sittenlehre in Fragen und Antworten. Das ist der berühmte „Katechismus Lutheri". Einen kurzen Auszug daraus, den er den kleinen Katechismus nannte, bestimmte er für die Kinder. Und wie Luther durch diese Bücher für den Volksunterricht, so sorgte Melanchthon für eine wissenschaftliche Darstellung der evangelischen Glaubenslehre, welche unter dem Titel Loci communes rerum theologicarum im Jahre 1521 zuerst erschien, und so außerordentlichen Beifall fand, daß sie, viele Uebersetzungen ungerechnet, bis 1595 sieben und sechzig Mal aufgelegt worden ist.

Zu den litterarischen Gegnern Luther's war in den letzten Jahren der früher für ihn so günstige Erasmus getreten. In einer Schrift unter dem Titel de libero arbitrio griff er Luther's Lehre von der im Menschen ausschließlich wirkenden Gnade Gottes an, und suchte darzuthun, daß der Wille des Menschen nicht so gebunden sey, wie Luther behaupte. Dieser Schrift setzte Luther eine andere, de servo arbitrio, entgegen, in welcher er seine Lehre von der Nichtigkeit des menschlichen Willens mit einer Schärfe durchführte, von welcher Melanchthon und die meisten anderen evangelischen Theologen noch bei Luther's Leben abwichen.

Weit folgenreicher aber wurde eine andere, sich im Schooße der neuen Kirche entwickelnde Meinungsverschiedenheit, nämlich über die Lehre vom Abendmahle. Luther hatte das katholische Dogma von der Brotverwandlung verlassen, fuhr aber fort, die leibliche Gegenwart Christi im Brote und Weine des Abendmahls zu behaupten. Dagegen erhob sich Karlstadt mit der Lehre, daß der Zweck der Abendmahlsfeier

kein anderer sey, als Erinnerung an den Tod des Erlösers, und gerieth darüber in einen Streit mit Luther, der die üble Folge für ihn hatte, daß er Kursachsen verlassen mußte. Unerwartet fand seine Meinung in Oberdeutschland Anhänger unter den Theologen, Luther aber vertheidigte die seine nur mit desto größerer Heftigkeit und blieb sein ganzes übriges Leben der entschiedenste und bitterste Gegner dieser Partei, die man mit dem Namen der Sacramentirer belegte. Ja er stand nicht an, sich gegen sie auf die in allen Jahrhunderten geglaubte Lehre der Kirche zu berufen, die doch sonst bei ihm gegen die Zeugnisse der Schrift und die Ergebnisse der auf sie gegründeten Forschung nicht in Betracht kam. Karlstadt zwar trat bald vom Schauplatze ab, nun aber ward der Streit ungleich bedeutender, da in Oberdeutschland die Lehrmeinungen der Schweizerischen Reformatoren großen Beifall fanden.

---

12. Schweizerische Reformation durch Ulrich Zwingli.

In der Schweiz waren nämlich ungefähr um dieselbe Zeit, wo Luther in Sachsen auftrat, doch unabhängig von ihm, ähnliche Angriffe auf das alte Kirchenthum geschehen und eine ähnliche Umgestaltung desselben eingeleitet worden, durch den berühmten Reformator Ulrich Zwingli. Dieser (geb. 1484) war der Sohn eines Amtmanns zu Wildhausen in der Grafschaft Toggenburg. In Basel und in Bern, wo er nacheinander auf der Schule war, und in Wien, wo er einige Jahre auf der Universität zubrachte, legte er sich mit dem größten Fleiße auf die Wissenschaften. Nach seiner Rückkunft aus Wien ward er Schullehrer in Basel, und hier war beim Studium der Theologie ein ausgezeichneter Mann, Thomas Wittenbach, sein Lehrer. Dieser legte die ersten Zweifel gegen den herrschenden Lehrbegriff der Kirche in seine Seele. Im Jahre 1506 ward Zwingli zum Priester geweiht, und Prediger zu Glarus, wo er durch eifrige Schriftforschungen den betretenen Weg weiter verfolgte. Als er diese Stelle zehn Jahre lang bekleidet hatte, wurde er als Pfarrer nach Einsiedeln im Canton Schwyz berufen. Hier fand er unter den Mönchen des Klosters einige gleichgesinnte Freunde, besonders einen Universitätsfreund, Leo Judä, und fing an, gegen herrschende Mißbräuche, besonders gegen die Wallfahrten, zu predigen. Der Boden war auch in der Schweiz für die Ausstreuung dieses Samens bereitet, es herrschte große Unzufriedenheit über den

Verfall des geistlichen Standes, dessen Reichthümer und schwelgerisches Leben, und durch das, was das Volk auf den Italienischen Zügen mit Augen sah, war der Glaube an die Heiligkeit und Untrüglichkeit des Römischen Stuhles gewaltig erschüttert. Der Abt des Klosters Einsiedeln, Konrad Rechberg, ging auf Zwingli's Gedanken schon so weit ein, daß er den Klosterfrauen das Mettensingen erließ, und die Erlaubniß zu heirathen gab. Um noch mehr auszurichten, wandte sich Zwingli an den Bischof Hugo von Kostnitz und an den Cardinal Schinner, und bat um Reinigung der Kirche, erlangte aber nichts als allgemeine Versprechungen.

Ein größerer Wirkungskreis eröffnete sich für ihn 1518, als er zum Pfarrer nach Zürch berufen ward. Hier fand er ein Neuerungen geneigtes Volk, und einen Rath, der ihm auf halben Wegen entgegen kam. Statt bloß die sonntäglichen Texte zum Grunde zu legen, fing er an, in zusammenhängenden Homilien seinen Zuhörern das ganze neue Testament bekannt zu machen und zu erklären. Er lehrte: man solle sich allein an die Bibel halten, weil nur sie in Glaubenssachen entschiede, die Aussprüche der Päpste, die Lehren der Kirchenväter, die Traditionen solle man nur dann annehmen, wenn sie mit der Bibel übereinstimmten. Als 1519 ein Barfüßermönch, Bernhard Samson, mit Ablaßbriefen in der Schweiz umherzog, eiferte er, wie Luther, gegen diesen Unfug, und der Mönch erhielt von vielen Gliedern der Tagsatzung nachdrückliche Winke, seinem Handel ein Ende zu machen.

Männer von ähnlichen Gesinnungen traten nun auch an anderen Orten der Schweiz als Beförderer der reformatorischen Lehren auf, mit größerem oder geringerem Muth und Eifer, und mit größerem oder geringerem Erfolge. Zwingli erhielt viele Freunde, aber auch viele Feinde. Unter den Letztern waren nicht bloß religiöse, sondern auch politische. Denn Zwingli und seine Genossen griffen die politischen Mißbräuche nicht minder an wie die kirchlichen, sie eiferten wider das Reislaufen und die Jahrgelder. Man erzählte, daß Zwingli öffentlich gesagt habe: „Die Eidgenossen halten es für eine Sünde, in der österlichen Zeit Fleisch zu essen, aber Menschenblut fremden Fürsten zu verkaufen, das halten sie für kein Verbrechen." Mit den über solche Aeußerungen Ergrimmten vereinigten sich, als nun auch die äußeren Formen des Kirchenwesens erschüttert wurden, die Mönche und die geistlichen Oberen. Im Jahre 1522 beklagte sich der Bischof von Kostnitz in einem Schreiben an das Stift der Chorherren zu Zürch,

unter welche Zwingli eben auch aufgenommen worden war, über die gefährlichen Neuerungen und Unruhen, die im Zustande der Religion und Kirche dort vorgingen, über die Verachtung der alten Gebräuche und Auflehnung gegen die bischöfliche Gewalt, und ermahnte sie, keine Veränderungen der Art zuzugeben. Zwingli antwortete durch eine nachdrückliche Schutzschrift, in welcher er eingestand, daß er alle willkürliche menschliche Vorschriften in Glaubenssachen verwerfe. Da ihn nun auch die Dominicaner für einen Ketzer erklärten, so ordnete die Regierung, zum Theil auf sein Verlangen, auf den Januar 1523 ein Religionsgespräch zwischen den Lehrern beider Theile an. In diesem, wie in noch zwei anderen bald darauf gehaltenen Disputationen, erschienen Zwingli's Ansichten seinen Mitbürgern so überzeugend, daß 1524 die Messe und die Bilder abgeschafft wurden. In diesem Jahre verheirathete sich der Reformator auch, nachdem ihm schon mehrere andere Priester und Mönche darin vorangegangen waren. Zu Basel machte die Reformation um dieselbe Zeit durch einen andern trefflichen Theologen, Oecolampadius (Hausschein), einen Freund Zwingli's, Fortschritte, und in anderen Schweizerischen Städten folgte man dem gegebenen Beispiele. Johann Eck, der bekannte Gegner der Lutherischen Reformation, hielt 1526 zu Baden eine Disputation mit Zwingli und Oecolampadius, ohne dadurch den Fortschritt der angefangenen Bewegung hemmen zu können. Ein anderes 1528 zu Bern veranstaltetes Gespräch war für den Sieg der neuen Lehre in diesem Canton entscheidend. Zwingli's Lehre hatte sich ziemlich übereinstimmend mit der Lutherischen ausgebildet, die schon erwähnte Abweichung in der Lehre vom Abendmahl war die bedeutendste.

Doch errang die Reformation keinesweges in der ganzen Schweiz den Sieg; vorzüglich in den demokratisch regierten Cantonen Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug blieb man dem alten Kirchenglauben getreu, und dieses gab der politischen Spaltung eine neue Heftigkeit. Denn Zürch und Bern, welche die Reformation angenommen hatten, waren die beiden mächtigsten aristokratischen Staaten. Sie hatten deshalb ein Bündniß mit einander geschlossen, in welches auch Biel, Mühlhausen, Basel und St. Gallen aufgenommen wurden. Von einem Ende der Schweiz bis zu dem andern geschah eine Wanderung und Verpflanzung vieler Familien, die ihre Vaterstadt, wo ihre Religion unterlag, gegen einen andern Ort vertauschten, wo diese durch den Beschluß der Obrigkeit herrschte. Nach dem Beispiel der reformirten

Cantone schlossen Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Lucern 1529 gleichfalls eine Vereinigung zur Beschützung ihres Glaubens. Noch in demselben Jahre kam es zu kriegerischen Rüstungen. Doch brachte Johann Aebli, Landammann zu Glarus, durch Bitten und Ermahnungen bei Katholischen und Reformirten einen Frieden zu Wege, vermöge dessen jedem Canton das Recht blieb, die Religion in seinem Gebiet zu bestimmen; in den gemeinschaftlichen Vogteien sollte dieselbe nach der Mehrheit der Stimmen geordnet werden. Doch blieb es bei dieser friedlichen Ausgleichung nicht; die Verhältnisse gestalteten sich im Kampfe, wie in der Folge erzählt werden wird.

---

13. Die Protestation zu Speier und das Religionsgespräch zu Marburg.

(1529.)

In Deutschland blieb der Landgraf von Hessen geschäftig, seine evangelischen Glaubensgenossen vor allzugroßer Sicherheit zu warnen. Schon begannen blutige Verfolgungen der Bekenner der neuen Lehre; in Baiern und in Köln ließ man mehrere lutherisch gesinnte Prediger den Feuertod sterben. Von dem Widerwillen des Kaisers gegen die Evangelischen erhielt man unzweideutige Proben; und 1528 bekam der Landgraf sogar durch Otto von Pack, einen vertrauten Rath des Herzogs Georg von Sachsen, eine dem Anschein nach völlig beglaubigte Nachricht, daß zwischen des Kaisers Bruder Ferdinand, den Kurfürsten von Mainz und Brandenburg, dem Herzoge Georg und den Herzogen von Baiern, nebst mehreren Bischöfen, ein Bündniß zur gewaltsamen Ausrottung des Lutherthums geschlossen worden sey. Philipp würde hierauf ohne Weiteres losgeschlagen haben, wenn der Kurfürst von Sachsen nicht durch seine Theologen und Räthe bewogen worden wäre, ihn von einer so raschen That abzuhalten. Der Landgraf sollte wenigstens vorher bei den Verbündeten eine Anfrage machen, und als dies geschah, läugneten diese das Daseyn eines solchen Bündnisses völlig. Daß Pack seine Aussage gänzlich aus der Luft gegriffen habe, läßt sich nicht füglich annehmen, vielmehr ist das Wahrscheinlichste, daß er unbestimmte Verabredungen zu einem fertigen Plane und förmlich abgeschlossenen Bündnisse gestempelt hat.

So lagen die Sachen, als die Stände sich im März 1529 in

Speier mit unverhohlenem Groll gegen einander zu einem Reichstage versammelten. Die Katholischen brachten es durch Mehrheit der Stimmen zu dem Beschluß, daß diejenigen Stände, in deren Landen die neue Lehre schon eingeführt sey, bis zu einem künftigen Concil alle weiteren Neuerungen verhüten, die übrigen aber ferner bei dem Wormser Edict verharren sollten. Da dies nichts anders hieß als jede fernere Ausbreitung der reformirten Lehre für gesetzwidrig erklären, fanden sich die evangelischen Stände bewogen, am 19. April eine Protestation gegen jenen Schluß einzureichen, von welchem sie seitdem den Namen der Protestanten erhalten haben. Um den übeln Eindruck, den dieser Schritt, wie sie mit Grunde fürchteten, auf den Kaiser machen würde, zu mildern, schickten sie eine Gesandtschaft an ihn, der damals in Italien war. Diese traf Karl zu Piacenza, wurde aber sehr geringschätzig behandelt, und zuletzt mit förmlicher Drohung einer ernstlichen Strafe, wenn sie von ihrer Protestation nicht abstehen würden, entlassen. Noch ehe die Fürsten diesen Ausgang kannten, hatte der Landgraf, um für jeden Fall in guter Verfassung zu seyn, eine Verbindung aller evangelischen Stände betrieben, diese aber scheiterte an jenem Zwiespalte, der über das Abendmahl Statt fand. Darum nahmen die Wittenberger Theologen ihren Landesherrn gegen das Bündniß ein, indem sie es, weil die Oberländischen der Lehre Zwingli's ergebenen Städte Theil daran nehmen sollten, unchristlich und gefährlich nannten. Vergebens stellte der Landgraf vor, wie unklug es sey, um einer einzigen Abweichung willen Städte von sich zu weisen, die für den Nothfall sechzigtausend Mann zu stellen versprochen hatten; Luther blieb taub gegen alle diese Rücksichten, und bewog den Kurfürsten wirklich, seiner Ansicht zu folgen. Der Landgraf hielt jedoch die Uneinigkeit der Theologen für kein unübersteigliches Hinderniß. Ein Religionsgespräch, meinte er, würde die gewünschte Uebereinstimmung bewirken, und veranstaltete ein solches zu Marburg. Luther erschien mit Melanchthon und mehreren andern seiner ausgezeichneten Anhänger; auch Zwingli war von einigen angesehenen Theologen seiner Schule begleitet. Am 2. October 1529 nahmen die Verhandlungen ihren Anfang, ohne jedoch zu dem gewünschten Ergebniß zu führen. Nur wurde beschlossen, daß die Streitschriften aufhören sollten. — So litt denn die evangelische Partei schon an einer starken innerlichen Entzweiung, als sie der neuen Entwickelung ihrer Lage entgegentrat, die von des Kaisers endlicher Rückkehr nach Deutschland zu erwarten stand.

14. Gefahren von den Türken. Ferdinand, König von Ungern und Böhmen.

In den Tagen, wo zu Marburg über das Abendmahl gestritten ward, drohte dem ganzen Deutschland Gefahr, von den schlimmsten Feinden des Christenthums überschwemmt und zertreten zu werden. Die Türken waren bis Wien vorgedrungen und bedrängten es hart.

Nach dem Tode Mohammed's II., der seinen barbarischen Thron nach Constantinopel verpflanzt hatte, spielten die Osmanischen Türken als Eroberer noch lange eine glänzende Rolle, und stürmten gegen die durch sie schon um so herrliche Länder geschmälerte Christenheit. Zwar die Regierung des nächsten Sultans, Bajazeth's II. (1481—1512), war mehr friedfertig als kriegerisch, aber sein Sohn, der grausame schonungslose Selim I. (1512—1520), unterwarf dem Reiche, durch Siege über den Persischen Schah und den Sultan der Mameluken, deren Herrschaft er ein Ende machte, den größten Theil Kurdistan's und Mesopotamien's, Syrien und Aegypten. Ihm folgte sein Sohn Soliman I. genannt der Prächtige, ein Herrscher von großem Unternehmungsgeist und hohem Muthe, ganz dazu gemacht, einen Staat, dessen Seele und Bedeutung der Krieg war, zu leiten. Er griff Rhodus, den damaligen Sitz des Johanniterordens, an. Vergebens rief der Großmeister Philipp Villiers de l'Isle Adam alle christlichen Mächte zum Beistand auf. Er blieb auf seine eigne Mittel beschränkt, das heißt auf eine Besatzung von 600 Rittern und 5000 andern Soldaten, während die Türken 200,000 Mann gegen die Insel führten, ergab sich aber doch erst nach der heldenmüthigsten und einsichtsvollsten Vertheidigung, nachdem mehr als die Hälfte der Türken bei der Belagerung ihren Tod gefunden hatte, und auf die ehrenvolle Bedingung eines freien Abzugs (1522). Kaiser Karl räumte den Rittern 1526 die damals zu Sicilien gehörende Insel Malta ein, unter der Bedingung, daß sie sich fortwährend dem Kampfe gegen Türken und Seeräuber widmeten.

Schon vor dem Zuge gegen Rhodus hatte Soliman seinen Siegeslauf mit einem Angriffe auf Ungern begonnen, und das wichtige Belgrad erobert. In diesem Reiche war König Wladislav II., von dem ein Ungrischer Geschichtsschreiber sagt, es sey sein ganzes Leben der Ruhe und dem Nichtsthun ergeben gewesen, am 13. März 1516 gestorben. Sein Nachfolger Ludwig II. ist als ein seltenes Beispiel

von Uebereilung der Natur bekannt geworden. Er kam zu frühzeitig, fast noch ganz ohne Haut auf die Welt, hatte im vierzehnten Jahre schon vollkommnen Bart und im achtzehnten graue Haare. Diesem raschen Processe der Natur entsprach auch der Lauf seiner Schicksale. Er war, wie oben schon erzählt ist, verlobt, ehe er noch geboren war, wurde im zweiten Jahre gekrönt, folgte im zehnten in der Herrschaft, heirathete im funfzehnten und ward im zwanzigsten getödtet. Unter ihm hatten die Zerrüttung des Innern, die Zwietracht, die Verachtung des königlichen Ansehns, die Anmaßungen der Großen einen nicht minder hohen Grad erreicht wie die Gefahr von Außen. Von Neuem machten die Türken ungeheure Rüstungen, und mit einem Heere, dessen Zahl auf dreimal hundert tausend angegeben wird, fiel Soliman in Ungern ein. Mit sehr geringen Streitkräften ging ihm Ludwig entgegen. Am 28. August 1526 geschah bei Mohacs die Schlacht, die das Ungrische Heer gänzlich vernichtete. Viele der vornehmsten Großen und sieben Bischöfe lagen unter den Todten, der fliehende König versank in einen Morast, wo er erstickte. Die Sieger drangen nach Ofen vor, welches ohne Widerstand in ihre Hände fiel, dann richteten sie heimkehrend nach allen Seiten hin die furchtbarste Zerstörung an, plünderten, brannten, und mordeten Widerstehende und Wehrlose.

Der Woywode von Siebenbürgen, Johann Zapolya, trachtete nach der Ungrischen Krone, und seine Anhänger wählten ihn zum König. Andere aber versammelten sich zu Presburg um die Königin Wittwe Maria von Oesterreich, und hielten einen Reichstag, auf welchem sie Zapolya's Wahl für ungültig erklärten und dagegen den Erzherzog Ferdinand, den schon vorher die Böhmischen Stände zum König erhoben hatten, ernannten. So waren also in Ungern Gegenkönige, und ein Bürgerkrieg stand bevor, zu dem beide Theile rüsteten. Zapolya hatte fast das ganze Reich inne, als aber Ferdinand im Sommer 1527 mit Deutschen Kriegern im Lande erschien und Ungrische zu ihm stießen, ward Zapolya genöthigt, sich nach Siebenbürgen zu ziehen. Auf einem Landtage zu Ofen ward Ferdinand zum zweiten Mal zum König gewählt *) und am 3. November zu Stuhlweissenburg, wo die Ungrischen Könige von Alters her die Weihe ihrer Herrschaft empfingen, gekrönt.

---

*) Mailath Geschichte der Magyaren, Bd. IV. S. 17.

Aber Zapolya fand Hülfe bei dem gewaltigen Soliman. Wiederum drang dieser 1529 mit großer Heeresmacht in das Land ein, eroberte Ofen und ließ Zapolya dort als König einsetzen. Hierauf erschien der Sieger im Herbste desselben Jahres vor Wien mit mächtiger Rüstung und zahlreichem Geschütze. Nie war die Gefahr, welche dem Abendlande von den barbarischen Eroberern drohte, so groß gewesen; denn welche unermeßliche Bestürzung wäre vor ihnen hergegangen, wenn sich nach dem Falle der Hauptstadt Oesterreich's der verheerende Strom über Deutschland's Fluren ergossen hätte! Schon waren weite Breschen in den Mauern eröffnet, und zu verschiedenen Malen stürmten die türkischen Schaaren entflammt von Durst nach Blut und Beute, aber alle ihre Anstrengungen wurden durch den Heldenmuth der Besatzung zu Schanden, die des Verhängnisses, das in ihre Hände gelegt war, würdig focht. Mangel an Lebensmitteln und das Murren der Truppen bewogen Soliman am 15. October die Belagerung aufzuheben, nachdem in der Gegend von Wien die Dörfer und Kirchen weit und breit verbrannt und zehntausend zusammengeschleppte Gefangene mehrentheils ermordet worden waren*). Die Türken zogen wieder in ihr Land zurück; in Ungern führten die beiden Könige einen für sie nutzlosen, für das Land außerordentlich verheerenden Krieg.

---

15. Franz I. von Frankreich und sein Verhältniß zu Karl V.

Während das Innere Deutschland's von allen bisher beschriebenen kirchlichen Bewegungen erfüllt war und von Südosten her die Türken andrängten, war der Kaiser fast unablässig durch seinen Nebenbuhler Franz beschäftigt.

König Franz, den wir schon als Sieger bei Marignano kennen gelernt haben, versprach im Anfange seiner Regierung weit mehr, als sich in der Folge bewährte. Der Beginn seiner Laufbahn strahlt im Glanze jugendlichen Heldenfeuers und ritterlicher Tapferkeit, bald aber sehen wir ihn im Innern nur nach Launen und Willkür herrschen, und durch gänzliche Hingebung an Sinnengenüsse so erschlaffen, daß die Unternehmungen, in welche ihn Ehrgeiz und Vergrößerungssucht nach Außen hin verwickelten, durch Fahrlässigkeit und Mangel an Nachdruck erfolglos blieben.

*) v. Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. III. S. 84 fg.

Vom Anfang seiner Regierung übten zwei Personen einen höchst nachtheiligen Einfluß auf ihn: seine Mutter, Louise von Savoyen, eine ehrgeizige, ränkevolle, ausschweifende Frau, die ihren Sohn zugleich abgöttisch verehrte und beherrschte, und der Kanzler Duprat, dessen Rathschläge immer verderblich waren *). Durch diesen war das bei der Zusammenkunft zu Bologna zwischen Franz und Leo X. verabredete Concordat förmlich abgeschlossen worden (1516). Diese Uebereinkunft schaffte die auf die Schlüsse der Basler Kirchenversammlung gegründete pragmatische Sanction wieder ab, und gab dem Könige, gegen die Rückgabe der Annaten an den Römischen Hof, die Besetzung aller Bisthümer und Abteien in die Hände. Vergebens machte das Parlament gegen diese schädliche Maßregel wohlbegründete Einwendungen, der König wies sie mit tyrannisch-übermüthigen Reden zurück, so daß das Parlament das Concordat zwar endlich eintrug, aber mit dem Bemerken, es sey auf ausdrücklichen Befehl des Königs geschehen. Das zur Ausführung gebrachte Concordat erzeugte denn auch bald genug höchst verderbliche Folgen, indem nur Gunst und persönliche Rücksichten über die Besetzung der geistlichen Stellen entschieden **). Mit derselben Rücksichtslosigkeit wie beim Concordat behandelte der König das Parlament auch bei anderen Gelegenheiten. Als es wider eine von ihm erlassene harte und willkürliche Jagdordnung Einwendungen machte, ließ er durch Duprat antworten: er sey Herr,

---

*) La vraie cause des grandes et étranges calamités survenues les unes sur les autres s'en trouvera aux dissolutions extrêmes des grands et petits, lesquelles commencèrent à se deborder, étant le Roi François I. parvenu à la couronne, jeune prince plein de son vouloir, et gouverné par une très mauvaise femme, Louise de Savoie, et conseillé par un sien chancelier, feu Antoine Duprat, l'un des plus pernicieux hommes qui furent oncques. Reynier de la Planche bei Sismondi Hist. des Français, T. XVI. p. 12.

**) „Der König fing an, Bisthümer auf Bitten von Damen zu vergeben, Abteien den Soldaten als Lohn anzuweisen, und zuletzt allen Arten von Leuten gefällig zu seyn, ohne irgend auf ihre Eigenschaften Rücksicht zu nehmen. So kam binnen kurzer Frist fast jede geistliche Stelle in die Hände von Leuten, die an nichts dachten, als an ihren augenblicklichen Vortheil. Alle wohlunterrichtete gelehrte, taugliche Personen verloren dagegen jede Aussicht, ihre Anstrengungen dereinst belohnt zu sehen. Und die neuen Prälaten überließen die Kirchen an Leute, welche den geistlichen Stand lediglich erwählten, um den Arbeiten eines andern Berufs zu entgehen. Ihr Beispiel und die Zügellosigkeit ihrer Lebensweise stürzten das Volk in Verwirrung. — Man handelt am Französischen Hofe so mit Bisthümern und Abteien, wie bei uns (in Venedig) mit Pfeffer und Zimmet. Ja man vertheilt jene Würden auch wol, ehe sie erledigt sind, und ein Prälat hatte die größte Mühe, die Verkäufer zu überzeugen, daß er noch am Leben sey." Corraro bei Raumer Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte u. s. w. Th. I. S. 231.

und die Parlamentsräthe müßten gehorchen, oder er würde sie wie Rebellen behandeln und gleich den geringsten Unterthanen züchtigen *). Im Jahre 1521 beschloß er, um seinen Finanzverlegenheiten abzuhelfen, eine große Zahl neuer Parlamentsrathsstellen zu gründen, und als die Räthe auch hiergegen, wie natürlich, die dringendsten Vorstellungen machten, schrieb er: wenn sie nicht bis zu einer bestimmten Zeit die gehörige Zahl Käufer herbeischafften, werde er sich an ihre Personen und Güter halten **).

Eine völlig verschiedene Gemüthsbeschaffenheit hatte Franzen's vieljähriger Gegner, der Kaiser Karl. Er war so bedächtig, besonnen und fest, wie jener sorglos, leichtfertig und schwankend. Zu der gegenseitigen Eifersucht und Feindschaft zwischen den beiden Monarchen waren mannichfaltige Gründe vorhanden. Von den Burgundischen Ländern hatte Ludwig XI. nach dem Tode Karl's des Kühnen das Herzogthum Burgund (die Bourgogne) als eröffnetes Lehn der Krone Frankreich eingezogen (Th. VI. S. 223.); deswegen aber wollte Karl, als Nachfolger des Herzogs, seine Ansprüche daran nicht aufgeben. Noch verwickelter waren die Verhältnisse beider Mächte in Italien. Franz glaubte ein Anrecht auf den Theil von Neapel zu haben, welchen Ferdinand der Katholische seinem Vorgänger entrissen hatte (oben S. 115.), und Karl sah mit Unmuth die Franzosen im Besitz von Mailand, aus welchem Franz den Herzog Maximilian Sforza vertrieben hatte, ohne von der Lehnsherrlichkeit des Deutschen Reichs etwas wissen zu wollen. Wenn Franz ferner die Wiedereinsetzung der Erben Johann's d'Albret, Königs von Navarra, dem Ferdinand der Katholische den Spanischen Theil seines Landes genommen hatte, fordern zu können glaubte; so wurde Spanischer Seits dagegen behauptet, daß Navarra nicht dem Hause Albret, sondern der Königin Germaine, der zweiten Gemahlin Ferdinand's des Katholischen, gebühre. Auch hatte Karl ein Recht, sich über die Unterstützungen zu beklagen, welche Frankreich dem Herzoge Karl von Geldern, einem erbitterten Feinde des Oesterreichischen Hauses, gewährte. Alle diese Punkte gaben so reichlichen Anlaß zu gegenseitigen Reibungen, daß der Vertrag von Noyon (oben S. 140.) die Waffenentscheidung wol aufschieben, keinesweges aber eine tüchtige Grundlage dauernden Friedens abgeben konnte. Die fehlgeschlagne

*) Gaınier Hist. de France, T. XXIII. p. 144, aus den Registres du Parlement.

**) Daselbst S. 426.

Bewerbung um den Kaiserthron, der Groll, daß Karl ihm hier den Rang abgelaufen, drückte einen neuen und tiefen Stachel in Franzen's Seele. An Macht waren die beiden Fürsten einander nicht sehr ungleich. Denn obschon Karl weit größere Gebiete beherrschte als Franz, obschon er Oberhaupt des Deutschen Reichs, König von Spanien, Neapel, Sicilien und Sardinien, Herr der Niederlande und der eben entdeckten Besitzungen in America war; so standen doch Franzen, vermöge seiner weit fester gegründeten Herrschaft über das vereinigte, abgeschlossene und besser eingerichtete Frankreich größere Hülfsquellen zu Gebote, während Karl überall nur eine beschränkte Gewalt über sehr getheilte Provinzen ausübte. Mit größerer Leichtigkeit brachte er Steuern und Heere auf als Karl, dem die Spanischen Cortes nur geringe Unterstützung gewährten, und die Deutschen Stände in der Regel gar keine.

Um die Zeit der Kaiserwahl schien der Ausbruch des Kampfes nahe, und sowol Karl als Franz suchten den Papst und England auf ihre Seite zu ziehen. Heinrich VIII., der in diesem Reiche regierte, war jung und eitel, und hing ganz von seinem Liebling und Minister, dem Cardinal Wolsey, ab. Beiden schmeichelte Franz mit der größten Sorgfalt, er nannte den Cardinal seinen Vormund, Lehrer und Vater. Karl griff es indeß noch besser an, die Freundschaft beider Männer zu erhalten. Auf seiner Reise von Spanien nach Deutschland machte er dem Könige (im Mai 1520) auf einige Tage persönlich seinen Besuch, der sich dadurch nicht wenig geehrt fühlte; dem Cardinal versprach er große Jahrgelder, und soll die Hoffnung in ihm genährt haben, daß er einst zur päpstlichen Krone gelangen werde. So gelang es ihm, daß er den König und seinen Liebling bezaubert von seiner Artigkeit und Klugheit verließ, und Franzen um einen gehofften Bundesgenossen ärmer machte; denn obgleich Heinrich, einem frühern Versprechen zufolge, bald darauf einen Besuch in Frankreich abstattete, wo ihm zu Ehren ein Lustlager aufgeschlagen war, welches man der dabei verschwendeten Pracht wegen das goldstoffene (camp du drap d'or) nannte; so schied er doch mit sichtbarer Kälte von Franz, und machte von da aus sogleich mit dem Cardinal eine Reise zu Karl, der sich damals in Gravelingen aufhielt und seinen Gästen die größte Aufmerksamkeit erwies. Auch den Papst Leo wußte Franz nicht zu gewinnen. Vielmehr schloß mit diesem im nächsten Jahre der Kaiser ein Bündniß (8. Mai 1521),

welches die Vertreibung der Franzosen aus Mailand zum Zwecke hatte, wo Franz Sforza, ein Bruder des letzten Herzogs Maximilian, eingesetzt werden sollte.

---

16. Erster Krieg zwischen Karl und Franz.

(1521 — 1526.)

Um diese Zeit kam der Krieg zwischen den beiden Monarchen zum Ausbruch. Franz nahm theils die Unterstützung Heinrich's d'Albret, der auf Navarra Ansprüche machte, zum Vorwande, und ließ Französische Truppen in dieses Land einbrechen, die aber bald herausgeschlagen wurden, theils begünstigte er Robert de la Marc, Herrn von Bouillon, der in seinem Ländchen unumschränkt zu gebieten behauptete, und sich daher durch einen, in Betreff eines seiner Vasallen erlassenen richterlichen Ausspruch des Kaisers so beleidigt glaubte, daß er diesen durch einen förmlichen Fehdebrief zum Kampfe herausforderte, und mit Französischer Hülfe in das Luxemburgische einfiel. Aber diese Ereignisse in Spanien und den Niederlanden waren nur Vorspiele zu dem größern und wichtigern Kampfe, der sich in Italien eröffnete. Karl war seinem Gegner in dem Talent bei weitem überlegen, die Fähigkeiten Anderer schnell zu unterscheiden, und zu jedem Geschäft den tauglichen Mann zu wählen. Zu Räthen, Feldherren, Gesandten dienten ihm die trefflichsten Männer. Diesmal übernahm der alte Colonna, Karl's Statthalter in Neapel, den Befehl über die Italienischen Truppen, welche Mailand erobern sollten. Der Französische Statthalter dieses Landes, Marschall Lautrec, der sich eben am Hofe befand, erklärte, daß er es nicht vertheidigen könne, wenn er nicht 400,000 Goldkronen erhielte, zur Zahlung des rückständigen Soldes an die Truppen und zur Unterhaltung von 8000 Schweizern. Der Schatz war leer, indeß versprachen ihm der König, dessen Mutter und der Oberaufseher der Finanzen, Semblançai, eidlich, daß er in Mailand das Geld vorfinden sollte; als er aber dort ankam, fand er es nicht. Semblançai hatte es zwar herbeigeschafft, aber die Mutter des Königs hatte es ihm abgefordert und behalten. Franz erwartete frohe Siegesbotschaften aus Italien zu hören; aber Lautrec, der seine Truppen nicht ohne Sold erhalten konnte und von einem mächtigen Feinde bestürmt ward, mußte einen Platz nach dem andern verlassen, und behielt zuletzt nichts übrig als Genua,

Cremona und das Schloß von Mailand. Im folgenden Jahre (1522) machte er einen abermaligen Versuch, allein die Gelder fehlten noch immer. Er konnte sich endlich in Italien nicht länger halten, und führte den kläglichen Ueberrest seines Heeres nach Frankreich zurück. Mailand war für König Franz wieder verloren, und er mußte die Zahl seiner Feinde noch wachsen sehen. Heinrich VIII. erklärte ihm den Krieg, und Karl versäumte nicht, auf seiner Reise von den Niederlanden nach Spanien bei dem Könige von England einzusprechen, um ihn in dieser günstigen Stimmung zu erhalten. Auch erschien bald darauf ein Englisches Heer in Frankreich, kehrte aber, nachdem es seinen Weg durch Plünderungen und Zerstörungen bezeichnet hatte, bald wieder heim.

Franz empfing Lautrec, als dieser bei Hofe erschien, mit Vorwürfen, und erstaunte nicht wenig, als er den Feldherrn von dem drückenden Geldmangel reden hörte. Semblançai wurde herbeigerufen, und entdeckte den wahren Zusammenhang. Nun stellte Franz seine Mutter zur Rede. Anfangs läugnete sie, endlich gab sie zu, von Semblançai 400,000 Kronen empfangen zu haben, allein das seyen ihre eigenen Gelder gewesen, die sie vom Schatze zu fordern gehabt. Franz wollte die Sache nicht weiter verfolgen, und ließ Semblançai in seinem Amte, ohne ihn jedoch gegen die Ränke seiner Mutter zu schützen. Voll boshafter Rachsucht verwickelte diese den würdigen Greis einige Jahre nachher in einen schweren Rechtshandel; er wurde des Unterschleifs öffentlicher Gelder angeklagt, von einer besondern Commission, obschon alle Welt von seiner Unschuld überzeugt war, zum Tode verdammt, und 1527 wirklich an den Galgen gehängt. — Lautrec war gerechtfertigt; die wahre Schuld an dem Verluste Mailand's mußte auf den König fallen, der aus Sorglosigkeit und Liebe zum Vergnügen Geschäfte von solcher Wichtigkeit dem Zufall und dem Spiel der Ränke überließ *).

Im nächsten Jahre gelang es dem Kaiser, noch mehr Bundesgenossen auf seine Seite zu ziehen. Am 3. August 1523 wurde zu Rom zwischen ihm, seinem Bruder Ferdinand, dem Könige von England, dem Papste Hadrian VI., dem Herzoge von Mailand und den Republiken Florenz, Genua, Lucca und Siena ein Bündniß zur Vertheidi-

*) Quis Francisci socordiam non execretur? qui venationibus, scortis, choreis, mimis, ludicris equitum certaminibus totum se dedens nullam tanti principatus curam susceperit, eam ad matrem Lautrecio infestam reiecerit, Semblancaium, quod vera confessus fuisset, iniquo iudicio circumveniri, et in gratiam matris innocentem capite luere permiserit. Belcarius, Rev. Gall. Comment. XVII., 12.

gung von Italien geschlossen. Schon vorher hatte auch Venedig sich mit dem Kaiser verbündet. Nichts desto weniger rüstete König Franz ein großes Heer zur Wiedereroberung von Mailand aus. Da hemmte der Abfall des Connetable von Bourbon die Unternehmung.

Karl, Herzog von Bourbon, der erste Prinz vom Geblüt, war von Franz zum Connetable, 1515 auch zum Statthalter von Mailand ernannt worden, und hatte in dieser Würde große Gaben für die Kriegführung wie für die Verwaltung entwickelt. Dennoch wurde er von der Statthalterschaft abgerufen, und auch sonst vom Könige empfindlich zurückgesetzt, welches ihn um so tiefer kränkte, da er sich nicht wie einen gewöhnlichen Unterthan betrachtete, denn er übte in seinen Landschaften die Vorrechte der alten großen Kronvasallen. Ein Theil dieser reichen Landschaften war ihm durch die Heirath mit Susannen, der Tochter Anna's von Bourbon, der Schwester Karl's VIII., zugefallen. Susanna starb im Jahre 1521, und jetzt ließ Louise, des Königs Mutter, dem Herzoge ihre Hand antragen, obschon sie dreizehn Jahre mehr zählte, als er. Schon sieben und vierzig Jahre alt, galt sie noch für schön, und glaubte einem Manne noch Liebe einflößen zu können. Aber der Herzog lehnte den Antrag ab, und er soll es mit einer schonungslosen Aeußerung über ihre Sittenlosigkeit gethan haben. Diese Schmach zu rächen, verband sich Louise mit dem ränkevollen Duprat, welcher den Connetable haßte, ihn um die Erbschaft seiner Frau zu bringen. Diese hatte ihm zwar Alles in ihrem letzten Willen vermacht; es entstand aber die Frage, in wiefern sie zu einer solchen Verfügung berechtigt gewesen sey. Louise, mütterlicher Seits mit dem Hause Bourbon verwandt, trat auf, und nahm die Erbschaft für sich in Anspruch, und der General-Advocat die sämmtlichen Güter des Herzogs für die Krone, als widerrufliche Schenkungen der frühern Könige. Das Parlament zögerte, einen Ausspruch zu thun, man rieth dem Connetable einen Vergleich zu suchen, er aber, voll heißen Durstes nach Rache, vergaß sich so sehr, mit den Feinden seines Vaterlandes, dem Kaiser und Heinrich VIII., in ein geheimes Einverständniß zu treten, welches eine Theilung Frankreich's unter die drei Theilnehmer bezweckte. Bourbon, welcher die Provence und die Dauphiné als ein unabhängiges Königreich, und des Kaisers Schwester Eleonore zur Gemahlin erhalten sollte, versprach, dem Deutschen Heere, das in Burgund einfallen sollte, sechstausend Mann zuzuführen, und damit den König im Herzen seines Landes anzugreifen, während die Englän-

der vom Norden her und die Spanier über die Pyrenäen zu gleicher Zeit in Frankreich einbrechen wollten. Alles dies aber sollte erst geschehen, wenn Franz, der im Begriff stand, sich persönlich zu seinem nach Italien gehenden Heere zu begeben, Frankreich verlassen haben würde. Auf dem Wege nach Lyon erhielt Franz die erste dunkle Kunde von der Verschwörung, und begab sich selbst nach Moulins, wo der Connetable war, um ihn zur Rede zu stellen. Als Bourbon von seiner Ankunft hörte, warf er sich in's Bett, und nahm die Miene eines Kranken an. Der König erwähnte ohne Umschweife des Gerüchtes, das ihn hieher geführt; Bourbon betheuerte seine Unschuld, worauf Franz nach Lyon ging, aber den Connetable genau beobachten ließ. Dieser, der sich in Frankreich nicht mehr sicher wußte, entfloh bei Nacht verkleidet, und kam unter tausend Gefahren auf kaiserliches Gebiet. Franz hatte indeß dieser Verschwörung wegen seinen Plan geändert. Er blieb in Frankreich zurück, und vertraute den Befehl über das nach Italien gesandte Heer dem Admiral Bonnivet an, der auch einen Theil des Mailändischen wieder eroberte. Der Verabredung gemäß brachen zwar die Engländer in die Picardie ein, ein Deutscher Heerhaufe verwüstete Burgund, und vom Süden her drängte eine dritte Schaar; aber sie konnten sich sämmtlich nicht lange in Frankreich halten, selbst die Engländer, die nur noch elf Stunden von Paris waren, mußten umkehren, und so kam Frankreich, welches in diesem Jahre völlig erobert und getheilt werden sollte, noch sehr glücklich mit der Verwüstung einiger Provinzen davon. Bourbon wurde für einen Hochverräther erklärt, und alle seine Besitzungen eingezogen.

Unglücklicher begann für Franz der Feldzug des folgenden Jahres (1524), wo Bonnivet den Befehl in Italien behielt. Dieser, ein Günstling der Königin Mutter, war tapfer, aber ohne Feldherrngaben. Ihnen gegenüber standen Bourbon und der Marquis von Pescara — Colonna war gestorben — die ihm an Einsicht bei weitem überlegen waren. Bonnivet sah sich genöthigt, mit seinem immer mehr zusammenschmelzenden Heere den Rückzug anzutreten. An der Sesia erlitt seine Nachhut schweren Verlust durch die nachdringenden Kaiserlichen, er selbst ward verwundet, Bayard übernahm den Befehl, sank aber bald von einem Schusse, der ihm den Rückgrat zerschmetterte, getroffen nieder. Man trug ihn aus dem Getümmel, und setzte ihn unter einem Baume nieder. Die Sieger zogen vorüber, unter ihnen auch der Herzog von Bourbon. Tief erschüttert von dem Anblick des Ster=

benden, ging er auf ihn zu, und sagte mit Thränen in den Augen: „O, edler Bayard, wie bedaure ich Euch.“ — „Nicht ich bin zu bedauern, erwiederte der Ritter, ich sterbe als rechtschaffener Mann im Dienste meines Königs. Aber Ihr, ein Prinz von Französischem Blut, habt Euch gegen Eure Landsleute und gegen Euren König bewaffnet.“ Dann kam auch Pescara, und als er sah, daß Bayard nicht mehr fortgetragen werden konnte, ließ er ein Zelt holen, und über ihm aufschlagen. Bald entsank dem Scheidenden das Schwert, dessen Gefäß er still betend wie ein Crucifix vor sich gehalten hatte. Pescara sorgte für die ehrenvollste Bestattung des edlen Helden, der die Bewunderung beider Heere mit in das Grab nahm. Durch das Savoyische begleitete der Landesadel die Leiche des Ritters, die zu Grenoble mit großem Pompe in die Gruft der Ahnen gesenkt ward.

Die Franzosen waren nun völlig aus Italien vertrieben, und in Mailand ward Franz II. Sforza als Herzog eingesetzt. Nun aber wandte sich das Glück auf einige Zeit. Bourbon drang darauf, daß Frankreich selbst während seiner Erschöpfung angegriffen werden sollte, und Karl ging darauf ein, folgte aber nicht dem Rathe Bourbon's, auf Lyon loszugehen, sondern befahl Pescara, sich des Hafens und der Festung von Marseille zu versichern. Pescara fand die Schwierigkeiten dieser Belagerung unüberwindlich, und da die Franzosen das Land umher absichtlich verwüstet hatten, so sah er sich vom Hunger gezwungen, wieder nach Italien zurückzukehren. Franz I., an der Spitze einer zahlreichen Armee, verfolgte ihn jetzt auf der Ferse, brach über den Berg Cenis in Italien ein, eroberte Mailand, und warf sich auf Pavia. Das kaiserliche Heer, von dem Nothwendigsten entblößt, konnte keine von diesen raschen Unternehmungen verhindern, sondern mußte in den unwegsamsten Gebirgen nur auf seine Sicherheit bedacht seyn. Ein Spötter in Rom gab deshalb dem Pasquino einen Zettel in die Hand, auf welchem Demjenigen eine große Belohnung versprochen wurde, der von dem kaiserlichen Heere Nachricht geben könnte, das im October in den Gebirgen zwischen Frankreich und der Lombardei verloren gegangen sey. Der Papst und die Republik Florenz schlossen mit Franz einen Neutralitätsvertrag, und die Venetianer traten von dem Bunde mit dem Kaiser zu dem seinen.

Aber wie schnell das Glück sich wenden könne, wenn es nicht von der Klugheit und Entschlossenheit festgehalten wird, davon gab noch dieser nämliche Feldzug einen merkwürdigen Beweis. Die verschollenen

Krieger lebten noch, es fehlte ihnen nur am Solde. Um sie zu befriedigen, verpfändete Bourbon seine Juwelen, und Lannoy, der Vicekönig von Neapel, der sich bei dem Heere in Oberitalien befand, die Einkünfte seiner Provinzen. Der Erstere ging nach Deutschland, und führte von dort fünfzehntausend Mann frischer Truppen herbei, welche des Kaisers Bruder Ferdinand durch den berühmten Georg von Frundsberg in Deutschland hatte anwerben lassen. So verstärkt kamen sie nebst dem trefflichen Pescara aus den Bergen hervor, entschlossen den Feldzug zu endigen, ehe das herbeigeschaffte Geld wieder verzehrt sey. Franz hatte indeß Zeit und Kräfte mit der Belagerung von Pavia versplittert. Er wollte seine Abhärtung zeigen und sich durch einen Winterfeldzug hervorthun, darum beschoß er die Stadt den ganzen November, December und Januar hindurch, ohne die Besatzung zum Wanken zu bringen, die von einem eben so einsichtigen und erfahrnen, als tapfern Führer, Don Antonio de Leyva, befehligt wurde. Dazu beging er den Fehler, eine starke Abtheilung von seinem Heere abzusenden, welche Neapel erobern sollte. Lannoy gerieth darüber zwar in Besorgniß, und wollte mit einem Theile seiner Truppen folgen, aber Pescara hielt ihn davon ab, indem er mit Recht behauptete, die Entscheidung müsse bei Pavia erfolgen. Zum Entsatz dieser Stadt rückten Beide mit Bourbon im Februar 1525 heran. Ihr Geldmangel war groß, die Truppen verlangten eine Schlacht, und Leyva konnte sich in der Stadt nicht länger halten. Dem Könige Franz riethen seine erfahrensten Feldherren, den Angriff in der Stellung, in der er sich befand, nicht abzuwarten. Er selbst aber und Bonnivet, dessen Rath zu seinem Unglück großes Gewicht bei ihm hatte, hielten es seiner Ritterehre zuwider, wenn er furchtsam erschiene, und glaubten auch den kaiserlichen Truppen an Zahl gewachsen zu seyn. So kam es am 24. Februar zu der berühmten Schlacht bei Pavia. Die Franzosen griffen anfangs mit einer solchen Hitze an, daß die Kaiserlichen wankten. Aber Pescara an der Spitze der Spanier und Frundsberg mit den Deutschen machten Alles wieder gut, und da zu gleicher Zeit Leyva aus der Stadt hervorbrach, ward die Verwirrung allgemein, und die Kaiserlichen erfochten einen vollkommenen Sieg. Selbst die Schweizer in dem Französischen Heere behaupteten an diesem Tage ihren alten Waffenruhm nicht, und wurden schnell über den Haufen geworfen. Die ganze Französische Artillerie ging verloren, gegen achttausend Todte bedeckten das Schlachtfeld. Unter diesen waren der alte La Tremouille, der Marschall La Palisse,

Bonnivet, der schon so Vieles schlimm gemacht hatte und auch an dem Unglücke dieses Tages Schuld war, und viele andere Offiziere vom höchsten Rang. Der König selbst bewies viele persönliche Tapferkeit, und gegen das Ende des Treffens, da schon Alles floh, vergaß er sich so sehr, daß er noch immer um sich hieb, als wollte er allein die Schlacht gewinnen. Endlich, da er schon eine Wunde an der Stirn, eine andere an dem Arm, und noch eine in die Hand bekommen hatte, und vom Fechten ganz ermattet war, wollte er seinem Pferde die Sporen geben, aber in diesem Augenblick ward es unter ihm erschossen. Er fiel zur Erde; zwei Spanier, die ihn nicht kannten, sprangen zu, setzten ihm den Degen auf die Brust und rissen ihm die goldene Ordenskette ab. Da kam der Herr von Pomperant herangesprengt, ein mit Bourbon zugleich entflohener Franzose, der nun dem Kaiser diente. Er erkannte den König, der sich ihm aber nicht ergeben wollte, sondern verlangte, daß Lannoy herbeigerufen werde. Diesem gab er seinen Degen. Lannoy empfing ihn knieend, und überreichte ihm dafür den seinigen, weil es, wie er sagte, unschicklich sey, daß ein König vor einem Unterthan unbewaffnet stehe. Dann ward er in sein Lager geführt, wo man ihm die Wunden verband. Er ward der Aufsicht des Herrn von Alarcon übergeben, der in der Folge große Vorsicht nöthig hatte, damit er nicht entkäme. Seiner Mutter schrieb er nichts als die Worte: „Madame, Alles ist verloren, nur die Ehre nicht*)."

Der Kaiser empfing die Nachricht von diesem außerordentlichen Siege mit großer Würde und Mäßigung. Er brachte Gott seinen Dank in einem einsamen Gebete dar, verbot aber alle öffentlichen Freudenbezeigungen und Feste, denn diese, äußerte er, gehörten nur für Siege, die über die Ungläubigen davon getragen würden. Auch befahl er seinen Feldherren in der Lombardei, die Feindseligkeiten gegen Frankreich sofort einzustellen, die aber auch ohne diese Anordnung nicht mit Nachdruck hätten betrieben werden können, denn es trat bald ein so drückender Geldmangel ein, daß Lannoy sich genöthigt sah, alle Italiener und Deutsche aus dem Heere zu entlassen. Nicht weniger bedenklich war der Eindruck, den der große Erfolg von Pavia auf die übrigen Italienischen Staaten und auf den König von England machte; die Uebermacht des Kaisers glaubten sie jetzt am meisten fürchten und

*) Der Erfolg zeigte, daß er diesen Ausspruch fast hätte umkehren können. Denn es ging durch die Schlacht bei Pavia außer der Siegesehre für Frankreich sehr wenig verloren.

ihr entgegenwirken zu müssen. Heinrich VIII. — dessen Eitelkeit so wie der seines Günstlings Wolsey der Kaiser nicht mehr so wie bisher schmeichelte — söhnte sich mit Frankreich aus, und schloß mit Franzen's Mutter, welche die Regentschaft übernommen hatte, ein Vertheidigungsbündniß; in Italien betrieb der ränkevolle Mailändische Kanzler Morone, unzufrieden, daß sein Herr, der vom Kaiser eingesetzte Herzog Franz Sforza, die Belehnung nur unter lästigen Bedingungen erhalten hatte, einen Verein der Italienischen Staaten gegen Karl, in den er auch Pescara zu ziehen, und diesen Feldherrn zum Treubruch zu verleiten suchte. Pescara aber — der anfangs, man weiß nicht recht ob ernsthaft, oder, was glaublicher ist, nur zum Schein, Bereitwilligkeit gezeigt hatte — lockte den Kanzler zu sich, ließ ihn verhaften, und belagerte den Herzog in Mailand. Kurze Zeit darauf (30. Nov. 1525) starb Pescara, einer der größten Feldherren und geschicktesten Staatsmänner seines Jahrhunderts, im sechs und dreißigsten Lebensjahre. Der Oberbefehl kam an den Herzog von Bourbon.

Schon vor diesen Ereignissen hatte der Kaiser dem Könige Franz seine Freiheit unter den Bedingungen anbieten lassen, daß er das Herzogthum Burgund abtreten, allen Ansprüchen auf Neapel, Mailand und Genua entsagen, dem Herzoge von Bourbon seine eingezogenen Güter zurückgeben und — dem früheren Plane gemäß — noch die Provence und Dauphiné abtreten sollte. Franz verwarf diese Anträge, und verlangte nach Spanien gebracht zu werden. Wirklich sandte ihn Lannoy auf Befehl des Kaisers nach Madrid. Er hatte gehofft, durch eine persönliche Gegenwart werde Alles leicht geordnet werden können, aber er fand sich getäuscht. Karl war keinesweges gesonnen, das Glück, welches ihm sein Gegner in die Hände geliefert, unbenutzt vorübergehen zu lassen; er weigerte sich, Franzen auch nur zu sehen, ehe die Hauptsachen in Richtigkeit gebracht wären. Der Gram warf den König auf das Krankenlager, worauf Karl ihn zu besuchen eilte, und ihn durch höfliche Versicherungen einer baldigen Ausgleichung zu trösten suchte. Franz erlangte seine Gesundheit bald wieder, aber nicht sogleich die Freiheit; unter des Kaisers Räthen waren die Meinungen über den Preis, für welchen sie ihm zu gewähren sey, getheilt, und besonders war Burgund ein Stein des Anstoßes, da die Abtretung dieses Herzogthums von Karl eben so entschieden gefordert, als von Franz beharrlich verweigert ward. Dieser

wollte sogar zum Schein die Krone niederlegen, um bei dem Kaiser die Furcht zu erwecken, er werde durch diesen Schritt alle aus der gegenwärtigen Lage der Dinge zu ziehende Vortheile einbüßen. Endlich kam ein Vertrag zu Stande, der am 14. Januar 1526 zu Madrid unterzeichnet wurde, und Franzen seine Freiheit verschaffte. Die Hauptbedingungen waren: der König tritt das Herzogthum Burgund auf immer ab; er begiebt sich aller Ansprüche auf Neapel, Mailand und Genua und der Souverainetät über Flandern und Artois; er verspricht, dem Könige von Navarra nicht mehr beizustehen, den Herzog von Bourbon in alle seine Güter wiedereinzusetzen, dem Kaiser zu einem Zuge nach Italien zwölf Galeeren zu stellen und zweimalhunderttausend Thaler zu entrichten, und zur Bürgschaft für alle diese Verheißungen seine zwei ältesten Söhne als Geiseln zu stellen, wie auch zur Befestigung der neuen Freundschaft, des Kaisers Schwester, die verwittwete Königin Eleonora von Portugal zu heirathen; und verheißt endlich im Falle der Nichterfüllung dieses Vertrages, sich binnen sechs Monaten dem Kaiser wieder als Gefangner zu stellen. Franz fand diese Bedingungen so hart, daß er schon im Voraus entschlossen war, sie nicht zu halten. Dazu ergriff er ein Mittel, welches deutlich zeigt, daß es ihm, der so viel Rühmen von seiner Ehre machte, nicht schwer wurde, sein Gewissen zu beschwichtigen. Er versammelte nämlich heimlich seine Räthe, erklärte, daß der Friede, den man ihm hier abdringe, ungerecht sey, und daß Schwur und Unterschrift unter diesen Umständen keine bindende Kraft haben könnten. Ueber diese Protestation ließ er eine förmliche Urkunde aufnehmen, und nun unterschrieb und beschwor er den Vertrag. Ja beim Abschiede, als der Kaiser ihm sagte: Jetzt, mein Bruder, da Ihr nun frei seyd, sagt mir aufrichtig, ob Ihr die Absicht habt, alle Punkte des Friedens zu erfüllen, — antwortete Franz: „Ich verspreche Euch, daß ich keinen andern Willen habe als den, Alles, was unter uns ausgemacht worden, zu erfüllen, und ich nehme dieses Kreuz hier zum Zeugen.“ Dieser Abschied erfolgte, als die Ratification Louisen's von Savoyen, als Regentin von Frankreich in der Abwesenheit ihres Sohnes, eingelaufen war. In Begleitung Alarcon's, Lannoy's und vieler Gensdarmen, ritt Franz der Grenze zu. Diese machte der Fluß Andaye. Als man an denselben gekommen war (18. März 1526), zeigte sich schon der Marschall von Lautrec am gegenüberstehenden Ufer mit einer Schaar Bewaffneter zu Pferde, und mitten

auf dem Strome lag eine Barke vor Anker. Auf beiden Seiten stellten sich die Reiter in eine Reihe, und dann fuhren zu gleicher Zeit, von dieser Seite Lannoy und der König, von jener Lautrec und die zwei Prinzen, die als Geisel dienen sollten, beiderseits von acht Edelleuten begleitet, an das leere Schiff. Die Auswechselung geschah in einem Augenblick; nach einer kurzen Umarmung seiner Kinder sprang Franz in Lautrec's Fahrzeug und stieg am Französischen Ufer aus. Hier warf er sich auf ein Türkisches Pferd, schwang im Fortjagen die Hand über den Kopf, rief freudig zu wiederholten Malen: „Nun bin ich wieder König!“ und eilte im vollen Jagen nach St. Jean de Luz und von da nach Bayonne, wo ihn seine Familie und der Hof erwarteten.

---

17. Die heilige Liga, die Einnahme von Rom und der zweite Krieg zwischen Karl und Franz.

(1526—1529.)

Das Mailändische war damals noch immer von kaiserlichen Truppen besetzt, die längst keinen Sold mehr erhalten hatten, und das Land schrecklich aussogen. Den Herzog Franz Sforza hielten sie fortwährend in dem sehr festen Castell von Mailand belagert. Dieser Druck erfüllte die Italiener gegen die Spanier als ihre Tyrannen mit dem entschiedensten Hasse *). Der Wunsch, sie vertrieben zu sehen, war ein nationaler, auch Clemens VII. war davon erfüllt, und die Absichten der Italiener trafen mit den Plänen des Königs von Frankreich zusammen, der nur darauf dachte, den Madrider Vertrag nicht zu erfüllen. So schlossen der König Franz, der Papst, der Herzog Franz von Mailand und die Republik Venedig am 22. Mai 1526 zu Cognac ein Bündniß, welches, weil der Papst an der Spitze stand, die heilige Liga genannt wurde. Die Verbündeten wollten den Kaiser ersuchen, seine Truppen aus Italien zurückzuziehen, den Herzog Franz Sforza wieder einzusetzen, und die Söhne des Königs Franz, die als Geiseln bei ihm waren, nicht gegen das Herzogthum Burgund, sondern gegen ein Lösegeld, frei zu geben, im Weigerungsfall aber ein Heer aufbrin-

---

*) „Die Hoffart und Habgier der Spanier, der Anführer so gut wie der Gemeinen, zeigte sich wahrhaft unerträglich. Es war eine Mischung von Verachtung und Ingrimm, mit der man diese fremdgebornen, halbbarbarischen Herrscher im Lande sah.“ Ranke, die Römischen Päpste, Bd. I. S. 102.

gen, um die Spanier nicht nur aus Mailand, sondern auch aus Neapel zu verjagen. Und damit sich Karl nicht auf Franzen's Schwur und Handschrift berufen könne, sprach der heilige Vater, kraft seiner Gewalt zu binden und zu lösen, den König von diesem Eide los.

Indeß schickte Karl Gesandte an den König, die Erfüllung des Madrider Vertrages auf das ernstlichste zu begehren. Franz entschuldigte sich mit einer von ihm selbst veranstalteten Weigerung der Stände des Herzogthums Burgund, in eine Losreißung von Frankreich zu willigen, und bot statt des Landes zwei Millionen Kronen an. Ueber diese Antwort gerieth der Kaiser in gerechten Zorn, und erklärte ihn öffentlich für einen Regenten ohne Ehre und Treue. Da er indeß, wie gewöhnlich, an Gelde Mangel litt und überhaupt den Krieg gern vermeiden wollte, machte er dem Papste Vergleichsvorschläge, die dieser aber ablehnte, obschon Franz, in Unthätigkeit versunken, für seine Italienischen Bundesgenossen nichts that. Den Papst in die Enge zu treiben, benutzte des Kaisers Gesandter am Römischen Hofe, Don Hugo di Moncada, schlau die alte Eifersucht, welche zwischen den Häusern Medici und Colonna herrschte, und verband sich mit den Letztern zur Aufbringung einer Kriegsmacht, die (20. Sept. 1526) in Rom eindrang, und Clemens so in Schrecken setzte, daß er in die Engelsburg floh. Er mußte sich zu einem viermonatlichen Waffenstillstande verstehen, und dem zufolge seine Truppen aus dem Mailändischen abrufen. Für die Colonna sollte eine völlige Amnestie eintreten, wodurch diese freilich nicht befriedigt wurden, indem Moncada ihrem Haupte, dem Cardinal Pompeo Colonna, weit größere Hoffnungen gemacht hatte.

Indeß hatte Bourbon zwar das Schloß von Mailand zur Uebergabe gezwungen, um aber den Truppen der Liga die Spitze bieten zu können, verlangte er Verstärkung. Der Kaiser wandte sich deswegen an seinen Bruder Ferdinand und dieser an Georg von Frundsberg, daß er ein Heer von Deutschen Landsknechten aufbringe. Frundsberg ließ sich bereitwillig finden, obschon Ferdinand ihn zu der ganzen Ausrüstung nur mit 36000 Thalern unterstützen konnte. Das Uebrige schaffte Frundsberg selbst herbei, indem er Geld lieh, seine Landgüter, seiner Frau Ketten, Ringe und Geschmeide verpfändete; und so führte er 16000 Landsknechte nach Italien. Nun stieg aber die ohnehin schon große Verlegenheit um die Erhaltung der Truppen noch höher. Die Nothwendigkeit machte Bourbon zum Barbaren; er griff die Kirchen-

geräthe an, und preßte den reichen Bürgern in Mailand ihr Geld mit Härte, ja mit der Folter ab *). Endlich, da er die Menge durchaus nicht mehr auf Mailändischem Boden erhalten konnte, nahm er sich vor, sie in Feindes Land zu führen. Mitten im Winter (30. Jan. 1527) trat er seinen Marsch nach dem Kirchenstaat an, nachdem er dem Leyva das Commando über die Besatzung von Mailand übergeben hatte. Der Papst hatte seine Zusage nicht erfüllt, sondern an den Colonna empfindliche Rache geübt, indem er dem Pompeo die Cardinalswürde genommen, alle Glieder der Familie als Majestätsverbrecher verurtheilt, und ihre Häuser und Ländereien hatte verwüsten lassen. Das schien für Bourbon Veranlassung genug zu seyn, in das Land des Papstes zu gehen, um diesen, den Urheber der heiligen Liga, zu züchtigen. Ein seltsamer Zug! Das Heer, fünf und zwanzigtausend Mann stark, war ohne Geld und Geschütz. Italiener, Spanier und Deutsche folgten einem Feldherrn, der, obschon Franzose, doch ihr Vertrauen hatte. Er ging, wie Cortez und Pizarro, zu Fuß vor seinen Soldaten her, theilte alle Beschwerden mit ihnen, sorgte eher für sie, als für sich, und erheiterte sie durch lockende Versprechungen. Die Beschwerden des Weges waren sehr hinderlich. Uebergetretene Flüsse, Schnee und rauhe Witterung, das stärkere ligistische Heer zur Seite, waren keine geringen Hemmungen für die Fortschreitenden. Piacenza und Bologna hatten sie vergebens zu überraschen gesucht. In der Nähe des letztern Ortes brach eine furchtbare Meuterei der Truppen aus. Mit wüthendem Geschrei forderten Spanier und Italiener die ihnen schuldige Löhnung, und stürmten auf das Zelt des Herzogs los, so daß dieser es fliehend verließ, und sich in Frundsberg's Hause versteckte. Als auch die Deutschen von dem Aufruhr ergriffen wurden, trat Frundsberg unter sie und redete ihnen milde und ernst zu. Vergebens. Die Landsknechte brüllten „Geld! Geld!" so daß der würdige Führer, von Schmerz und Zorn ergriffen, gelähmt und sprachlos zusammensank und fortgetragen werden mußte (16. März). Indeß schoß der Herzog von Ferrara zur einstweiligen Befriedigung der Spanier einiges Geld vor, wodurch der Aufruhr gedämpft ward. Der Papst, der indeß das Königreich Neapel hatte angreifen lassen, nun von der Gefahr, die ihm von Bourbon drohte, unterrichtet, wandte sich an Lannoy, und schloß mit diesem am 16. März einen achtmonatlichen

*) Er selbst sagt in einem Berichte, er habe die Stadt bis auf's Blut ausgesogen. Bucholtz, Geschichte Ferdinand's I., Bd. III. S. 65.

Waffenstillstand, in welchem er versprach, sechzigtausend Ducaten zu bezahlen, wogegen die kaiserlichen Generale den Kirchenstaat räumen sollten. Aber Bourbon wollte diesen Vertrag nicht anerkennen. Jene Summe reichte bei weitem nicht hin, auch war Lannoy ihm verhaßt, und vielleicht — daß er jetzt mit Plänen umging, die, wenn das Glück sie begünstigt hätte, ihn über die Trümmer von Lannoy's und Karl's Italienischer Macht hinweggeführt haben würden. Doch hat Niemand in seiner Seele gelesen, er hat seinen Kummer und seine Hoffnungen mit in's Grab genommen.

Jetzt wurde bestimmter Entschluß bei ihm, was ihm bis dahin nur dunkel vorgeschwebt zu haben scheint, Rom zu stürmen und zu plündern. Am fünften Mai bei Sonnenuntergang erblickte das Heer die Hauptstadt der Welt. Bourbon zeigte den Soldaten die strahlenden Kuppeln und Zinnen der prächtigen Tempel und Paläste von ferne, und versprach ihnen alle Schätze derselben, wenn sie die Stadt erobert hätten. Gleich auf den folgenden Morgen ward ein Hauptsturm beschlossen. Das Heer machte sich früh auf, und Bourbon, ganz gepanzert, und noch über der Rüstung mit einem weißen Gewande bekleidet, um kenntlicher zu seyn, schritt durch die Reihen und ermahnte seine Krieger zur alten Tapferkeit. Noch verbarg ein dicker Nebel den Römern ihre Ankunft. Erst als sie an den Graben kamen, wurden sie von den päpstlichen Soldaten und den Schweizern auf der Mauer erblickt. Unter fürchterlichem Geschrei wurden die Leitern angeworfen und erstiegen: ein schreckliches Gemetzel begann, und die Schweizer im Solde des Papstes machten ihrem Namen Ehre. Schon mehrmals zurückgeschlagen wichen die Stürmenden hie und da, und mußten mit Gewalt wieder angetrieben werden. Bourbon eilte von einem Haufen zum andern, ermunterte Alle durch Winken und Rufen, und riß einem Spanier die Leiter aus der Hand, um durch Voranschreiten selbst das Beispiel zu geben. Aber kaum hatte er einige Stufen erstiegen, als ein wohlgezielter Musketenschuß ihn traf. Er fühlte sogleich, daß die Wunde tödtlich sey, hatte aber noch Fassung genug, herabzusteigen, und die Umstehenden zu bitten, daß sie ihn mit einem Mantel bedeckten. Gleich darauf verschied er. Seine Sorgfalt war vergebens gewesen. Die Krieger, die das weiße Gewand nicht mehr sahen, ahnten die Ursach. Aber weit entfernt, dadurch kleinmüthig und verwirrt zu werden, feuerte die Begierde, ihres theuern Führers

Tod zu rächen, sie zu desto größerer Tapferkeit an. Die Schweizer wichen allmählig, und die Kaiserlichen drangen glücklich in die Stadt.

Alles, wozu Rachsucht, Geiz, Religionshaß und Wollust den Menschen treiben können, übten jetzt diese rasenden Sieger. Wild umherschweifend von Haus zu Haus, von Palast zu Palast, von Kirche zu Kirche, schleppten sie weg, was sie nur tragen konnten, und was sie nicht fortzubringen vermochten, das zerstörte ihr unsinniger Muthwille. Mancher herrlicher Ueberrest des classischen Alterthums, manche Sammlung von seltnen Kunstwerken, Büchern und Handschriften gingen zu Grunde. Weder Alter noch Geschlecht noch Stand wurden geschont, Männer und Frauen den schrecklichsten Mißhandlungen Preis gegeben. Die vornehmsten Geistlichen wurden von den Spaniern gebunden und geknebelt durch die Straßen geschleppt. Sieben Tage schwelgte die losgelassene Bestialität im Rauben, Peinigen und Zerstören, und als sich endlich die erste Wuth ein wenig abgekühlt hatte, trieb der ungebundene Muthwille mit allem bisher für heilig Geachteten sein tolles Spiel. Die päpstliche Sacristei ward zum Pferdestall entweiht, und statt der Streu holte man die Acten aus der päpstlichen Kanzlei und riß sie in Stücke. Die Deutschen, größten Theils Lutheraner, verhöhnten das Römische Kirchenthum durch spottende Nachäffung. Landsknechte als Cardinäle vermummt zogen auf Eseln in der Stadt umher, einer mit einer dreifachen Krone geziert, spielte den Papst, vor dem die Andern niederknieten. Den Luther will ich zu meinem Nachfolger machen, rief der Afterpapst, ihm das Papstthum schenken. „Luther Papst! Luther Papst!" entgegnete schreiend die jubelnde Rotte.

Dieses Spiel wurde vor der Engelsburg aufgeführt, zum Hohn des wirklichen Papstes, der dort wieder seine Zuflucht gesucht hatte. Es entspannen sich Unterhandlungen, in denen dem Papste sehr harte Bedingungen vorgelegt wurden. Er sträubte sich lange, sie alle einzugehen, weil er noch immer Hülfe von der ligistischen Armee hoffte, die auch wirklich nicht entfernt war, deren Anführer aber entweder nicht den Willen oder nicht die Kraft hatte, ihn zu befreien. Endlich, da der Mangel so groß ward, daß der Papst schon Eselsfleisch essen mußte, kam der Vertrag zu Stande. Clemens mußte versprechen, 400,000 Ducaten für das Heer zu bezahlen, den kaiserlichen Truppen einige feste Städte und Burgen einzuräumen, und bis zur Abtragung eines Theiles der Summe Gefangener zu bleiben.

So erwünscht dem Kaiser auch die Demüthigung des Papstes war, so mußte ihm doch ein Sieg dieser Art eben so viel Betrübniß als Freude erregen. Dem üblen Eindrucke, welchen die Plünderung Rom's, die Gefangenhaltung des Kirchenoberhauptes durch ein kaiserliches Heer erregen mußte, zu begegnen, schrieb er Briefe an alle Höfe, in welchen er betheuerte, daß der ganze Zug nach Rom und Alles, was an dem Papste Uebels verübt worden, ohne sein Wissen und wider seinen Willen geschehen sey. Er bestellte alle schon angesagten Freudensbezeigungen über die Geburt seines Prinzen Philipp wieder ab; ja er ließ, wie Einige sagen, sogar öffentliche Gebete für die Befreiung des Papstes verrichten. In der That waren seine Versicherungen nicht grundlos. Denn er war so wenig Herr über die Truppen in Italien, daß er diese selbst dann noch nicht zurückziehen konnte, als Clemens schon einen ansehnlichen Theil der verheißnen Summe gezahlt hatte. Am 31. October gewährte ein neuer Vertrag dem Papste Erleichterung, und am 10. December sollte er in Freiheit gesetzt werden. Aber in der Nacht vorher entfloh er nach Orvieto in das ligistische Lager, wahrscheinlich mit Einwilligung seiner Wächter, damit er nicht, wenn er in Rom erschiene, übler Behandlung durch die noch immer in der Stadt liegenden Truppen ausgesetzt seyn möge.

Einen großen Theil der Schuld an dem Unglücke des Papstes trug König Franz, der von den Versprechungen, die er ihm gemacht, keine erfüllt hatte. Als Bourbon schon in der Nähe Rom's stand, verband sich Franz mit Heinrich VIII. zum Kriege wider den Kaiser. Heinrich zahlte Subsidien, und Franz sammelte ein Heer, mit welchem der Marschall Lautrec in Italien einfiel, und mehrere wichtige Städte in der Lombardei eroberte, unter andern Pavia, wo die Franzosen schrecklich mordeten und Frevel aller Art begingen. Der Kaiser fühlte das Bedürfniß des Friedens, und da er auch an Gelde Mangel litt, so wollte er sich jetzt Franzen's letztes Erbieten, statt des Herzogthums Burgund zwei Millionen Kronen zu zahlen, gefallen lassen, auch die beiden Prinzen herausgeben, wenn Franz sogleich seine Truppen aus Italien zurückberufen wolle. Aber dieser glaubte sich nun viel zu sehr im Vortheil, um einen solchen Frieden zu bewilligen, und brach die Unterhandlungen ab. Karl erwiederte dem Französischen Waffenherold, der ihm die Kriegserklärung brachte (22. Jan. 1528), sein Herr sey ein Lügner und treuloser Mann, da er selbst zu Madrid versichert habe, dafür angesehen seyn zu wollen, wenn er sein Wort breche; wenn

es der König läugnen wolle, so erklärte er hiermit, daß er die Sache mit den Waffen Mann gegen Mann mit ihm ausmachen wollte. Franz antwortete durch eine förmliche Herausforderung, worauf Karl den Ort zum Zweikampf bestimmte; Franz sollte die Waffen mitbringen. Der Letztere blieb aber die fernere Antwort schuldig. Indeß drang Lautrec (im Febr.) in das Neapolitanische ein. Dies wurde die Veranlassung, daß die Bourbonischen Truppen, welche nun zehn Monate in Rom gehauset hatten, und die durch ihre Ausschweifungen von vier und zwanzigtausend Mann bis auf zwölftausend geschmolzen waren, mit Beute beladen, Rom verließen und nach Neapel zogen. Lautrec machte anfangs große Fortschritte, aber im wichtigsten Augenblicke blieben die Geldsendungen, die ihm Franz verheißen hatte, aus, indem der König wieder seinen Vergnügungen die wichtigsten Angelegenheiten nachsetzte. Indeß schritt Lautrec zur Belagerung der Hauptstadt, wo schon große Hungersnoth zu herrschen anfing, da auch von der Seeseite Genuesische und Venetianische Schiffe für die Belagerer wirkten. Nun beging Franz die außerordentliche Thorheit, einen wichtigen Bundesgenossen von sich zu stoßen und ihn dem Kaiser in die Arme zu führen. Der Genueser Andreas Doria, der die Seemacht seiner Vaterstadt außerordentlich gehoben hatte, war in Frankreich's Diensten, wurde aber zurückgesetzt und gekränkt, und verlangte jetzt Abstellung der Beschwerden, die er für seine Person und für Genua hatte. Auf Duprat's verderblichen Rath schlug Franz sein billiges Begehren ab, worauf Doria mit dem Kaiser Unterhandlungen anknüpfte, und unter der Bedingung, daß Genua als unabhängiger Freistaat anerkannt werde, mit seinen Schiffen in dessen Dienste trat. Genua's Verfassung ordnete er zweckmäßig und gab ihr Festigkeit und Dauer. Indeß waren Lautrec's Unternehmungen schon gehemmt durch eine furchtbare Pest, die in seinem Lager so schrecklich wüthete, daß die Zahl der Waffenfähigen in Monatsfrist von 25,000 auf 4000 herabsank. Lautrec selbst erlag der Krankheit, die Belagerung mußte aufgehoben werden, und auch von den wenigen Abziehenden sah fast kein Einziger sein Vaterland wieder. Im nächsten Jahre schlug und vertrieb Leyva ein anderes Französisches Heer, das Mailand erobern wollte; und so waren diese Feldzüge, von denen Franz sich so viel versprochen hatte, für ihn wieder unglücklich und schimpflich geworden. Er sehnte sich nach Frieden, nicht minder aber der Kaiser, dem das Vordringen der Türken in Ungern, so wie die Sprache und Haltung der Deutschen Protestan-

ten auf dem Reichstage zu Speier viele Sorge machten. Bei dieser gegenseitigen Geneigtheit zur Aussöhnung, begaben sich zwei Fürstinnen, Margarethe, des Kaisers Tante, und Franzen's Mutter, Louise, nach Cambray, bezogen dort zwei Nachbarhäuser, welche eine innere Gemeinschaft hatten, besuchten sich täglich ohne Förmlichkeit, und brachten den Frieden zu Stande (5. Aug. 1529). Franz zahlte die zwei Millionen Kronen, und gab alle Ansprüche auf Italien auf. Dafür kehrten seine Söhne zurück, und er blieb im Besitz von Burgund, worauf sich jedoch der Kaiser seine Ansprüche vorbehielt. Ferner sollte Franz des Kaisers Schwester Eleonore heirathen, und alle Anhänger Karl's von Bourbon in ihre Güter wiedereinsetzen. So sorgte der Kaiser für seine Verbündete, während Franz die seinigen völlig aufgab, und namentlich Florenz ganz der Willkür Karl's Preis gab. Dabei flüchtete er zum zweiten Mal zu dem verächtlichen, unwürdigen Mittel, einer geheimen Protestation gegen alle öffentlich bewilligte Leistungen *).

Noch vor dem Abschlusse des Friedens schiffte sich der Kaiser in Barcelona ein, um sich nach Italien zu begeben, und landete am 12. August 1529 in Genua. Er erschien mit dem Pomp eines Eroberers, mit einem Gefolge Spanischen Adels, und an der Spitze von zwanzigtausend Mann alter Soldaten, und empfing die Gesandten aller Italienischen Staaten. Dann wandte er sich nach Bologna, wohin er den Papst zu einer Zusammenkunft beschieden hatte. Sie war feierlich und glänzend. Karl küßte dem heiligen Vater knieend den Fuß, wohnte den religiösen Handlungen mit solcher Andacht bei, und zeigte in seinem Wesen so viel Hoheit und Milde zugleich, daß die Italiener, die einen Barbaren zu sehen erwartet hatten, ihn mit Verwunderung betrachteten. Hier in Bologna krönte ihn der Papst unter vielen Feierlichkeiten und großer Pracht zum König von Italien und zum Kaiser. Die erstere Krönung geschah am 22., die zweite am 24. Februar 1530, dem dreißigsten Geburtstage Karl's, und war die letzte Kaiserkrönung, die bis auf Napoleon's Zeiten von einem Papste verrichtet worden ist.

*) Garnier, Histoire de France T. XXIV. p. 390., schiebt zwar die Schuld auf den Kanzler Duprat, drückt sich aber doch auch stark darüber aus. Il est bien vrai, sagt er, que le chancelier Duprat, qui dirigeoit toutes les opérations du cabinet, et qui connoissoit beaucoup mieux les formes du palais que les maximes de l'honneur et de la saine politique, persuada au roi de protester contre ce traité, et poussa la précaution jusqu'à faire protester de la même manière les procureurs-généraux des cours souveraines, où il devoit être enregistré; comme si ces actes furtifs pouvoient annuller des engagemens pris à la face des nations et sous le sceau de la foi publique.

Schon vorher (23. Dec. 1529) war auch der Friede mit dem Herzog Franz Sforza von Mailand und den Venetianern zu Stande gekommen. Den Erstern setzte der Kaiser wieder in sein Herzogthum ein, doch mußte er sich verpflichten, 400,000 Ducaten sogleich, und dann noch zehn Jahre jährlich 50,000 zu zahlen, eine schwere Last für das ohnehin so ausgesogene und verarmte Land. Die Venetianer mußten sich gleichfalls zu einer Zahlung von 300,000 Ducaten verstehen.

Auch die übrigen streitigen Verhältnisse zwischen den Staaten Italien's wurden von Karl als Ordner des Landes geregelt und geschlichtet, nur die Florentiner hatten an der allgemeinen Friedestiftung keinen Theil. Unter diesen nämlich hatten bei der Nachricht von der Einnahme Rom's durch Bourbon's Truppen die republicanische Partei das Haupt erhoben, und die Medici dahin gebracht, die Stadt zu verlassen, wo die Verfassung, wie sie vor 1512 bestanden, wiederhergestellt wurde. Es standen sich nun wieder zwei Parteien gegenüber, eine, die sich aristokratischen Bestrebungen näherte, und eine entschieden demokratische, in der letztern besonders lebten die Ideen Savonarola's und sein Andenken wieder auf. Nach Außen hin beging die Republik den großen Fehler, sich an Frankreich anzuschließen, auch in der Zeit noch, als die kaiserlichen Waffen in Italien schon überall siegreich waren. Es war die Schuld der heftigen Demokraten, die Gemäßigten bemühten sich vergebens die Trennung von der Liga zu bewirken. Dieses wurde verhängnißvoll für die Republik. Denn da sie sich mit dem Kaiser nicht zur rechten Zeit verglich, so machte es der Papst in seiner Aussöhnung mit diesem zur Bedingung, daß Karl die Florentiner seinem Geschlechte wieder unterwerfen helfe, und Franz gab sie im Frieden von Cambray schmählich Preis. Ein kaiserliches Heer unter dem Prinzen Philibert von Oranien begann im September 1529 den Krieg wider sie, schon am 14. October erschien es vor der Stadt. Die Belagerung dauerte fast zehn Monate; der Prinz von Oranien selbst wurde getödtet. Vergebens vertheidigten sich die Florentiner mit großer Tapferkeit. Am 12. August 1530 mußten sie sich zu einer Capitulation verstehen. Diese stellte die Bestimmung der künftigen Verhältnisse dem Kaiser anheim, doch sollte der Staat frei bleiben. Karl ernannte Alexander von Medici zum erblichen Haupte von Florenz in den Verhältnissen seiner Vorfahren. Aber die Partei seines Hauses in der Stadt ging weiter, vernichtete die alte Verfassung und gab Alexander den herzoglichen Titel mit entschiedener Fürstengewalt.

IV. Weitere Entwicklung der Reformation und Karl's V. spätere Kriege mit Franz I.

1. Das Augsburgische Glaubensbekenntniß.
(1530.)

Von Bologna aus hatte Kaiser Karl ein Ausschreiben an die Deutschen Stände erlassen, in welchem er sie zu einem am 8. April zu Augsburg zu eröffnenden Reichstage einlud. Aus dem Tone, in dem es abgefaßt war, ließ sich schließen, daß er in Hinsicht der Religionsangelegenheiten jetzt sehr gemäßigte Gesinnungen hege. Es fand sich in Augsburg eine große Anzahl von Fürsten, Rittern und Geistlichen ein, die wegen ihres zahllosen Trosses von Dienern und Pferden die Preise der gemeinsten Lebensbedürfnisse in's Ungeheuere erhöhten. Der Kaiser ließ lange auf sich warten. Nur langsam und in kurzen Tagereisen näherte er sich. Der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg und die Herzoge Georg von Sachsen und Wilhelm von Baiern, drei eifrige Katholiken, ritten ihm bis Inspruck entgegen. Der Kurfürst Johann von Sachsen schickte nur Gesandte dahin.

Karl traf gerade am Abend vor dem Frohnleichnamsfeste (15. Juni) in Augsburg ein. Sein Erstes war, daß er die evangelischen Fürsten auffordern ließ, an der feierlichen Procession des morgenden Tages Theil zu nehmen. Aber weder die imponirende Pracht seines Einzuges, noch die bezaubernde Milde seines würdevollen Betragens konnten die protestantischen Fürsten dazu bewegen. Der Markgraf Georg von Brandenburg-Anspach erklärte sogar in Gegenwart des Kaisers: ehe er so Gott und sein Evangelium verläugnen sollte, wolle er lieber den Kopf verlieren. Worauf Karl in seiner Niederdeutschen Mundart lächelnd erwiederte: Löver Fürst, nit Kopp ab, nit Kopp ab.

Als nun die Sitzungen ihren Anfang nahmen, und die Religionssache zuerst vorgenommen ward, ließen die protestantischen Stände ein Bekenntniß ihrer Lehre und ihres Glaubens vorlesen und überreichen (25. Juni). Es war von Melanchthon mit meisterhafter Einfachheit, Klarheit, Milde und Mäßigung verfaßt; der Glaubenslehre waren ein und zwanzig Artikel gewidmet, in sieben andern waren die Mißbräuche angegeben, welche die Protestanten abgeschafft zu sehen wünsch-

ten und bei sich schon abgeschafft hatten. Als die Vorlesung beendigt war, ließ ihnen der Kaiser durch den Pfalzgrafen Friedrich die Antwort ertheilen: er wolle diesen trefflichen, hochwichtigen Handel in Bedacht nehmen, und ihnen seine Entschließung darüber melden lassen. Er übergab darauf die Schrift — die unter dem Namen der Augsburgischen Confession berühmt geworden ist — einem Ausschusse von katholischen Theologen, um eine Widerlegung derselben aufzusetzen. Diese gerieth so übel, und war so heftig abgefaßt, daß Karl selbst sie verwarf. Es ward also eine andere veranstaltet, an deren Schlusse es hieß, der Kaiser hoffe, die Protestanten würden nun wieder in allen Stücken mit der Römisch-Katholischen Kirche übereinstimmen, sonst würde er sich als oberster Vogt dieser Kirche genöthigt sehen, andere Maßregeln zu ergreifen. Die Protestanten aber blieben beharrlich, und ließen nachher von Melanchthon eine Gegenschrift aufsetzen, die den Titel: Apologie der Confession, führt. Ohne das Weitere zu erwarten, brach der hitzige Landgraf von Hessen auf und verließ den Reichstag, ohne von Jemandem Abschied zu nehmen. Karl, sehr überrascht von diesem allerdings unziemlichen Schritte, und besorgt, daß Mehrere ihm folgen möchten, ließ in der ersten Bestürzung die Stadtthore sperren; auf die Vorstellung des Kurfürsten von Sachsen wurde aber diese Maßregel wieder aufgehoben. Eine durch einen engern Ausschuß von beiden Parteien geführte Unterhandlung, um eine Ausgleichung zu bewirken, gewährte anfangs einige Hoffnung, da man sich über mehrere Punkte in der That verglich, brachte aber doch zuletzt kein Ergebniß zu Wege, indem eben die nicht verglichenen Punkte ein unbesiegbarer Stein des Anstoßes blieben. Auch mißbilligte Luther den ganzen Vermittelungsversuch. Karl befand sich in einer nicht geringen Verlegenheit. Er hatte sich die Ausgleichung dieser Händel weit leichter vorgestellt, und sah nun durch die Beharrlichkeit der Protestanten sein kaiserliches Ansehn auf empfindliche Weise bloßgestellt. Die Spannung zwischen den Parteien ward immer größer, und nachdem erst der Kurfürst von Sachsen, dann seine und die Hessischen Gesandten Augsburg verlassen hatten, erfolgte die Bekanntmachung des Reichsabschieds (am 19. Nov.), worin alle Neuerungen, die in den letzten Jahren in Deutschland überhand genommen, verdammt, und verordnet ward, daß sie wieder aufgehoben werden sollten; die Ungehorsamen würden in die Acht erklärt, und mit andern Strafen des verletzten Landfriedens belegt werden. Das waren die Früchte eines Reichstags, der fünf Monate gedauert, und von wel-

chem sich beide Parteien große Hoffnungen gemacht hatten. Jetzt war der Bruch entschieden, und eine Vereinigung mußte schwieriger erscheinen als je. Uebrigens war der wegen der Abendmahlslehre unter den Protestanten ausgebrochene Zwiespalt auch auf dem Reichstage zum Vorschein gekommen, denn eben dieses Punktes wegen ließ man die Städte Straßburg, Kostnitz, Memmingen und Lindau an dem Glaubensbekenntniß keinen Theil nehmen, weswegen sie ein besonderes, aber nur in dem Artikel vom Abendmahl um einige Worte abweichendes Bekenntniß, das Vierstädtische (confessio tetrapolitana) genannt, übergaben.

Von Augsburg reisete der Kaiser nach Köln, wohin er die Kurfürsten beschieden hatte, um seinen Bruder Ferdinand zum Römischen König zu erwählen. Er machte den Grund geltend, daß er wegen seiner übrigen Länder oft abwesend seyn müsse, das Reich aber indeß wegen des Zwiespalts im Glauben und wegen der Türken nicht ohne Haupt bleiben könne. Die Wahl geschah am 5. Januar 1531, nur, daß der Kurfürst von Sachsen, da die Evangelischen den König Ferdinand als einen Hauptgegner ansahen, durch seinen Sohn eine Protestation dagegen einreichen ließ. Der Kaiser reisete sogleich mit den Fürsten nach Aachen, wo die Krönung am 11. Januar mit größter Pracht und Feierlichkeit vollzogen ward. Von da ging er nach den Niederlanden.

---

2. Der Schmalkaldische Bund und der Nürnberger Friede.

(1530—1532.)

Während die übrigen Kurfürsten in Köln mit der Wahl des Römischen Königs beschäftigt waren, hatte der Kurfürst von Sachsen seine Lutherisch gesinnten Bundesfreunde auf den 22. December 1530 zu einer Unterredung nach Schmalkalden entboten, um gemeinschaftlich über die Mittel zu berathen, wie der drohenden Gefahr auszuweichen oder zu begegnen sey. Denn jetzt nahm selbst Luther seine frühere Meinung über einen Kampf wegen der Religion zurück, und erklärte, daß er, unter den gegenwärtigen Umständen, einen Vertheidigungskrieg nicht für Aufruhr, sondern für Nothwehr und für erlaubt halte. Aber jene achtungswürdige Gesinnung der Ehrfurcht, welche die Deutschen von jeher gegen ihre Oberhäupter gehegt haben, ließ doch bei mehreren

Ständen noch solche Bedenklichkeiten gegen einen Krieg wider den Kaiser zurück, daß diesmal noch kein Bund zu Stande kam, sondern nur einige vorbereitende Schritte dazu geschahen. Man ging mit dem Versprechen aus einander, sich im Februar 1531 abermals hier zu versammeln. In der Zwischenzeit wurde im Namen der ganzen Partei eine Vertheidigungsschrift aufgesetzt, und an alle auswärtige Höfe, besonders an den Französischen und Englischen gesandt. Der Landgraf hoffte dadurch auf den Nothfall Verbindungen mit diesen beiden mächtigen, dem Kaiser feindlich gesinnten Monarchen einzuleiten, und bedachte nicht, daß einem Volke nicht übler gerathen seyn kann, als wenn es die Fremden zur Einmischung in seine inneren Zwistigkeiten auffordert.

Bei der verabredeten zweiten Versammlung zu Schmalkalden wurde das in der ersten vorgeschlagene Bündniß zwischen dem Kurfürsten Johann von Sachsen, dem Landgrafen Philipp von Hessen, drei Herzogen von Braunschweig und Lüneburg, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, zwei Grafen von Mansfeld, und elf Reichsstädten (worunter Straßburg, Ulm, Kostnitz, Magdeburg, Lübeck und Bremen) geschlossen (27. Febr.). Durch dasselbe verbanden sie sich, einander nach ihrem höchsten Vermögen und aus allen ihren Kräften beizustehen, wenn sie wegen der Religion befehdet werden sollten. Der Markgraf Georg von Brandenburg-Anspach und einige andere Reichsstädte wollten zwar dem Bündniß nicht förmlich beitreten; doch vereinigten sie sich mit den Uebrigen zu dem Beschlusse: in allen Processen, welche bei dem Reichskammergericht wider einzelne Stände in Religionssachen anhängig gemacht würden, gemeinschaftlich zu verfahren. Auch schlossen die Schmalkaldner Genossen mit den heftigsten Gegnern des neuen Kirchenwesens, mit den Herzogen von Baiern, denen die Königswahl Ferdinand's ein Dorn im Auge war, ein Bündniß zur Aufrechthaltung der Deutschen Freiheit gegen Anfechtungen derselben.

Den König Ferdinand drückten indeß große Sorgen um den zerrütteten Zustand Ungern's und einen neuen Heereszug, welchen die Türken vorbereiteten. Der Kaiser wünschte unter diesen Umständen um so mehr, die Religionssache vorläufig beigelegt zu sehen, daher bevollmächtigte er die beiden Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz, die sich dazu erboten, als Vermittler aufzutreten. Es wurden Unterhandlungen mit den Protestanten zuerst zu Schweinfurt, dann zu Nürnberg eröffnet. Die Vermittler gestanden ihnen freie Religionsübung zu, wenn sie versprechen wollten, keine neuen Mitglieder mehr

in ihren Bund aufzunehmen. Das hielt der Landgraf Philipp für eine verfängliche und höchst ungerechte Zumuthung, und auch die Anderen wollten lange nicht dazu stimmen, bis endlich Luther selber — höchst unerwartet — meinte, um Friede mit dem Kaiser zu behalten, könne man wol in diesem Punkte durch die Finger sehen. Die Ursach dieser Sinnesänderung des Reformators ist theils in seiner Besorgniß, daß es zuletzt doch zu einem Bündniß mit den Bekennern der Zwinglischen Lehre kommen könnte, noch mehr aber in seinen schönen patriotischen Gesinnungen zu suchen. Denn es war indeß das Bündniß zwischen Sachsen, Hessen und Baiern und dem Könige von Frankreich in der That geschlossen worden, und Luther, der nicht ohne Schauder daran denken konnte, daß Deutsche mit ihren alten Erbfeinden, den Franzosen, gegen ihren Kaiser stehen sollten, rieth, um dies abzuwenden, um jeden Preis zum Frieden *). So ward denn am 23. Julius 1532 zu Nürnberg ein Religionsfriede unterzeichnet, des Inhalts: daß bis auf ein binnen Jahresfrist zu eröffnendes Concilium ein allgemeiner, beständiger Friede zwischen dem Kaiser und den Ständen seyn, und keiner den Andern des Glaubens oder anderer Ursachen wegen beleidigen oder bekriegen solle; auch seyen bis dahin alle wider die Protestanten in Glaubenssachen angefangenen Kammergerichtsprocesse einzustellen. Landgraf Philipp konnte seinen Unwillen über diesen Vergleich nicht zurückhalten: er schrieb mehrere harte Briefe deshalb an den Kurfürsten von Sachsen und dessen Sohn, worin er sagte, Luther's Bedenken könne er nimmermehr für recht und weise halten; von Melanchthon halte er gar nichts mehr, seitdem er ihn in Augsburg zaghaft gesehen; der ganze löcherige Friede tauge nichts, es sey ein Schnitzer, den ein dreifacher Doctor nicht wieder gut machen könne, und er möchte fast vermuthen, daß es um ein Nebenhändlein bei demselben zu thun gewesen sey. Da der Landgraf indeß im ganzen Reiche der einzige Widersprechende blieb, mußte er sich doch zum Beitritt bequemen. Gleich nachher starb Johann der Standhafte (16. Aug. 1532); sein Sohn Johann Friedrich folgte ihm in der Regierung des Kurstaats.

Der Kaiser hatte sich indeß von den Niederlanden nach Regensburg begeben, wohin er einen neuen Reichstag ausgeschrieben hatte. Die Stände bezeigten sich dort zur Aufbringung einer Türkenhülfe

*) K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen. Bd. I. S. 442.

bereitwilliger als je. Auch wurde sie mit ungewöhnlicher Eilfertigkeit in's Feld gestellt, und den größten Eifer bewiesen, in Folge des Nürnberger Friedens, die Protestanten. Karl begab sich von Regensburg nach Wien, wohin er den Leyva mit 8000 versuchten Spaniern, so wie Italienische und Niederländische Truppen beschieden hatte, zu denen nun auch bald 24,000 Mann Reichsvölker stießen; andere Truppen waren von König Ferdinand aus den Erblanden aufgebracht, so daß sich das Ganze auf 76,000 Mann belief. Die Hülfe war dringend nöthig; Soliman war mit einem Heere von 200,000 Mann in Ungern eingefallen, und bedrohte Deutschland auf's Neue. Der Großwesir befand sich nur noch einige Tagereisen von Wien; da leistete ihm der unbedeutende, schlecht befestigte Ort Güns einen solchen Widerstand, daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Darüber und weil er den Kaiser in der Nähe wußte, verlor Soliman den Muth so sehr, daß er nur eine Schaar leichter Truppen nach Oesterreich schickte, welche von den Deutschen aufgerieben wurde, selber aber mit dem Hauptheer ganz Ungern räumte (Sept. 1532), ehe er den Feind noch gesehen hatte. Ihn zu verfolgen gelüstete die Deutschen nicht; sie gingen nach Hause, und Karl zog mit den ausländischen Truppen nach Italien.

Hier, wo er den ganzen Winter zubrachte, hatte er mit dem Papste wiederum zu Bologna eine Zusammenkunft. Schon 1530 hatte er mit ihm eines allgemeinen Concils wegen unterhandelt, und auf dem letzten Regensburger Reichstage den Ständen von Neuem das Versprechen gegeben, daß binnen Jahresfrist ein solches Statt haben solle. Es hatten auch die Protestanten wiederholt erklärt, daß die Herstellung des Kirchenfriedens nur von dem Urtheile einer Kirchenversammlung zu erwarten sey. Jetzt drang der Kaiser deswegen von Neuem in den Papst. Clemens zeigte sich auch ziemlich bereitwillig, sey es, weil er die Ausführung dieser den Päpsten allerdings sehr lästigen Maßregel zuletzt doch noch hintertreiben zu können hoffte, oder weil er glaubte, daß die Mehrheit der auf einem Concil versammelten Prälaten, den Ketzern gegenüber, die Hierarchie auf alle Weise aufrecht erhalten würde. Eben deswegen kam aber auch den Protestanten die durch einen besondern päpstlichen Legaten nach Deutschland gebrachte Erklärung, daß ihr Wunsch gewährt werden sollte, sehr ungelegen. Ihre Theologen hielten sich daher an mehrere ihnen mißfällige Punkte in den vom Papste aufgestellten Grundlagen, und setzten im Namen der Fürsten

eine Antwort auf, welche ihre Unzufriedenheit mit diesen päpstlichen Artikeln darlegte. Dadurch wurde der Papst seines Versprechens erledigt. In Bezug auf die politischen Verhältnisse Italien's schloß Karl mit allen Staaten desselben (Venedig ausgenommen) ein neues Vertheidigungsbündniß, aber kaum war er fort (er reisete im April 1533 nach Spanien), so ließ sich Clemens sogar mit dem Könige Franz in die vertraulichsten Unterhandlungen ein, reisete in Person nach Marseille, um Franz dort zu sprechen, und schloß eine Heirath zwischen einer Tochter seines Vetters, Katharina von Medici, und Franzen's zweitem Sohne, dem Herzog von Orleans, die auch im October 1533 vollzogen wurde. Schon im folgenden Jahre (25. September 1534) starb Clemens, und ihm folgte der Cardinal Alexander Farnese, aus einer Römischen Familie, der den Namen Paul III. annahm.

---

3. Religions- und Bürgerkrieg in der Schweiz.

(1531.)

Indeß hatten die durch die Reformation entstandenen Zwistigkeiten in der Schweiz einen blutigen Kampf herbeigeführt. Die 1529 unter den hadernden Cantonen vermittelte Versöhnung trug mannichfachen Stoff künftiger Uneinigkeiten in sich, von Neuem wuchs die Spannung, besonders zwischen den fünf zur Vertheidigung des alten Glaubens vereinigten Orten und Zürch. Die ersteren fanden, daß jener Friede zu ihrem Nachtheil gereiche, da sich die Reformation immer weiter ausbreitete, sie klagten besonders, daß Zürch und seine Verbündete in St. Gallen, wo der Abt die Flucht ergriffen hatte, den neuen Gottesdienst und mit ihm eine weltliche Verwaltung einrichteten. In Zürch wünschten Viele den Krieg. Doch da Bern erklärte, es werde dazu keine Hülfe leisten, wurde nur der Beschluß gefaßt, den fünf Orten die Zufuhr von Korn, Salz, Wein und Eisen abzuschneiden, obschon Zwingli und Andere vor der halben Maßregel warnten, welche die ganze Bevölkerung jener Orte erbittern werde. Nachdem Glarus, Freiburg, Solothurn und Appenzell vergeblich Vermittelungsversuche gemacht, beschlossen die fünf Orte den Angriff. Sie gingen mit großer Ueberlegung und Einigkeit zu Werke, und ließen achttausend Mann in das Gebiet von Zürch einrücken. Hier hatte man schlechte Anstal-

ten getroffen, und stellte dem Feinde nur einen unordentlichen Haufen in Eil zusammengeraffter Mannschaft entgegen, unter dem auch Zwingli war, der es für unedel hielt, zurückzubleiben, wo es galt, den durch ihn zuerst erregten Religionsstreit auszufechten. Am 11. October 1531 kam es bei Kappel unweit Zürch zum Treffen. In dem Zürchischen Heere war weder Führung noch Gehorsam, das Gefecht war mehr ein Tumult, Anführer und Gemeine flohen. Zwingli blieb bewaffnet unter der Zahl der Wenigen, die Stand hielten. Als er verwundet worden und aus Entkräftung niedergefallen war, ereilte ihn ein Unterwaldner Hauptmann, Namens Juckingen, und gab ihm den Todesstoß in den Hals, da er mit gefalteten Händen und nach dem Himmel gerichteten Augen durch das Winken des Hauptes sich weigerte, die heilige Jungfrau anzurufen. Denn der Pöbel der Sieger war geschäftig, die Verwundeten mit dem Degen auf der Brust zum katholischen Glauben zu bekehren, und die hartnäckigen Ketzer abzuschlachten. Von gleicher Leidenschaft geleitet, ließen die Feinde Zwingli's Leichnam vom Henker viertheilen und verbrennen, und mischten die Asche von Schweinen unter die seine, damit nicht etwa ein Anhänger des Verstorbenen sie sammeln möchte.

Die fünf Cantone machten sich indessen diesen ersten Vortheil nicht sonderlich zu Nutze. Bern, Basel, Schafhausen und die übrigen Orte der reformirten Verbindung sandten dem bedrängten Zürch Hülfstruppen. Zehn Tage nach der Schlacht vereinigten sich diese mit den Zürchern, man trieb die Katholiken bis auf den Zugerberg, wo sie eine feste Stellung einnahmen. Sie daraus zu verdrängen, mißglückte indeß abermals, die Zürcher wurden besiegt, und dieser Schlag war nachtheiliger als der erste. Die Evangelischen fingen an, sich im Felde zu trennen; Zürch machte Frieden, und auch Bern nahm ihn an (1531). Diesem gemäß wurde in der Abtei St. Gallen die katholische Religion wieder eingeführt. Auch in den evangelischen Cantonen entstanden seit dem unglücklichen Ausgange des Krieges Bewegungen, und an einigen Orten wurden die Katholiken rege und stellten die Messe wieder her. Im Ganzen erhielt die Reformation in der Deutschen Schweiz durch diesen Frieden die Gränzen, in denen sie späterhin geblieben ist.

---

4. Wiedereinsetzung Ulrich's von Würtemberg.
(1534.)

In Deutschland geriethen die Protestanten nach dem Nürnberger Frieden über die Auslegung desselben in Streit mit dem Reichskammergericht. Dieses wollte nämlich die gegen sie anhängig gemachten Processe nicht einstellen, weil sie eingezogne Kirchengüter, aufgehobne Klöster, verletzte bischöfliche Rechte und Aehnliches betrafen, nicht aber Glaubenssachen, während die Protestanten behaupteten, diese begriffen eben Gegenstände jener Art in sich, da die Reformation die Processe veranlaßt habe. Darüber kam es sogar dahin, daß die evangelischen Stände die Gerichtsbarkeit des Kammergerichts nicht mehr anerkannten.

Als den thätigsten Widersacher der katholischen Stände zeigte sich auch jetzt wieder der rasche Landgraf von Hessen, besonders durch eine That, die er sogar wider den Willen des Kurfürsten von Sachsen ausführte, und welche der Sache des Protestantismus einen ungemeinen Vorschub that.

In Würtemberg hatte etwa dreißig Jahre vorher ein äußerst leidenschaftlicher Fürst, Herzog Ulrich, die Regierung übernommen. Er hatte seine Gemahlin Sabine, eine Bairische Prinzessin, aus Eifersucht sehr hart behandelt, um ihretwillen einen Ritter von seinem Hofe mit eigner Hand ermordet, bei einer andern Gelegenheit sie selbst sogar körperlich gemißhandelt, und dadurch sie genöthigt, zu ihrem Bruder, dem Herzog Wilhelm von Baiern, zu fliehen. Mehrere seiner Unterthanen hatten oft auf gleiche Weise von den Ausbrüchen seines heftigen Gemüths leiden müssen, die sich zuweilen bis zu unmenschlicher Grausamkeit steigerten; und Alle klagten über die harten Erpressungen, die seine übermäßige Liebe zum Aufwande nöthig machte. Als er nun 1519 mit einer Schaar Bewaffneter über Reutlingen herfiel, dessen Bürger, um den Tod eines der Ihren zu rächen, einen seiner Burgvögte erschlagen hatten, und die alte Reichsstadt zur Würtembergischen Landstadt machte; nahm sich der Schwäbische Bund, zu welchem Reutlingen gehörte, der unterdrückten Stadt an, und sogleich versammelte das Haupt desselben, der in seiner Schwester gekränkte Herzog Wilhelm von Baiern, eine Macht, mit welcher er in kurzer Zeit den Herzog Ulrich aus seinem Lande trieb. Dieser eroberte es zwar wieder, wurde aber gleich darauf von Neuem vertrieben. Weil aber auf dem Herzogthume schwere Schulden hafteten, die der verschwenderische Ulrich

gemacht, und der Bund überhaupt das Land nicht behalten mochte und konnte, so überließ er es dem damals eben erwählten jungen Kaiser Karl V. für eine mäßige Geldsumme. Karl trat es bald nachher mit den Oesterreichischen Erbstaaten seinem Bruder Ferdinand ab. Die Belehnung geschah feierlich auf dem Reichstage zu Augsburg 1530.

Der abgesetzte Ulrich irrte indeß an verschiedenen Orten umher, und suchte Hülfe für seine Wiederherstellung zu gewinnen. Sein Schicksal blieb nicht ohne Theilnahme, besonders zu Statten kam ihm auch die Eifersucht vieler Deutschen Fürsten, daß das Oesterreichische Haus mit so leichter Mühe zu einer so wichtigen Vergrößerung seiner Macht gekommen war. Die Protestanten insbesondere würden einen trefflichen Rückhalt mehr gehabt haben, wenn Ulrich, der den Lutherischen Glauben angenommen hatte, noch im Besitz seines Landes gewesen wäre. Im Jahre 1533 lös'te sich der Schwäbische Bund völlig auf, und nun übernahm es der Landgraf, Ulrich wieder einzusetzen, auch ohne Hülfe seiner Bundesgenossen. Er reisete zum Könige Franz von Frankreich, der ihn (obschon er sich ausdrücklich verpflichtet hatte, sich in die Würtembergischen Angelegenheiten nicht zu mischen) mit Hülfsgeldern unterstützte, brachte gegen funfzehntausend Fußknechte und viertausend Reiter auf, und ging mit diesen in größter Geschwindigkeit auf Würtemberg los. Der kaiserliche Statthalter, der ihm mit zwölftausend Mann entgegenrückte, wurde bei Lauffen (13. Mai 1534) entscheidend geschlagen; und so war binnen wenigen Tagen das ganze Herzogthum erobert, und Ulrich wieder eingesetzt. Der alte Haß gegen ihn hatte sich verloren, und die einst verscherzte Liebe seiner Unterthanen kehrte nun wieder zurück. Die Reformation wurde sofort im Lande eingeführt.

König Ferdinand, theils ohne bereite Kriegsmittel, theils in der Besorgniß, es möchte aus diesen Händeln bei langem Zögern ein großer und gefährlicher Kampf entstehen, fügte sich *), und schloß am 29. Juni zu Kadan in Böhmen mit dem Kurfürsten von Sachsen, der zugleich im Namen des Landgrafen und Ulrich's auftrat, einen Vertrag, kraft dessen er dem Ulrich das Herzogthum wieder abtrat, doch sollte es, der Reichsunmittelbarkeit unbeschadet, ein Oesterreichisches

*) Er schrieb darüber dem Kaiser: Wenn der Vergleich und Frieden nicht so vortheilhaft und ehrenvoll ist, als er seyn sollte und konnte, so hat er doch, wenn man alle Umstände und die Zeiten und Vorkommenheiten betrachtet, für jetzt nicht besser seyn können." Bucholtz, Geschichte Ferdinand's I., Bd. IV. S. 253.

Afterlehn seyn. Zugleich erkannte Johann Friedrich Ferdinanden als Römischen König an, und dieser versprach im Namen des Kaisers, daß das Kammergericht sich des rechtlichen Verfahrens in Religionssachen gegen die Theilnehmer des Nürnberger Friedens enthalten sollte. Nun schlossen aber auch die Baierischen Herzoge, durch den Zurücktritt ihrer Bundesgenossen beleidigt, an den Kaiser und dessen Bruder sich an, und ließen ihrer persönlichen Abneigung gegen die Religionsneuerung freien Lauf.

---

5. Die Wiedertäufer in Münster.

(1533 — 1535.)

Der Lauf der Hauptbegebenheiten muß hier mit einem merkwürdigen Zwischenspiel unterbrochen werden, welches die religiöse Schwärmerei in einer bis zum größten Unsinn und zu argen Freveln gesteigerten Ausartung darstellt. Die Secte der Wiedertäufer, zu welcher Thomas Münzer gehört hatte, war noch nicht ausgestorben, wurde aber in Deutschland überall von den Bekennern des neuen Kirchenthums nicht minder als von denen des alten heftig verfolgt, so daß sie sich nach den Niederlanden zurückzog, von wo sie häufig Missionarien in das benachbarte Westphalen aussandte. Dort hatte schon im Jahre 1525 in Münster ein Kampf der durch die religiösen Bewegungen aufgeregten Bürgerschaft wider den bischöflichen Stuhl und das Domcapitel begonnen. Einige Jahre nachher fing ein Prediger Namens Rothmann an, die Grundsätze der Reformation in Münster weiter zu verbreiten, und bald kam es dahin, daß das Domcapitel mit seinen Anhängern die Stadt verlassen mußte, und in den Kirchen die Formen des neuen Gottesdienstes eingeführt wurden. Der Bischof sah sich genöthigt, mit den Bürgern einen Vergleich einzugehen, vermöge dessen er und das Capitel zwar ihre sonstigen Rechte behielten, die sechs Pfarrkirchen der Stadt aber im Besitz der Evangelischen blieben.

Diese Unruhen waren kaum gedämpft, als schon wieder neue und weit größere sich erhoben. Noch waren die Gemüther in Gährung, also für die Ansteckung höchst empfänglich, welche einige so eben eingewanderte Wiedertäufer aus Holland mit ihnen versuchen wollten. Unter diesen Schwärmern traten nachher besonders Johann Bockhold oder Bockelsohn, ein Schneider von Leyden, und Johann Matthiesen,

ein Bäcker von Harlem, hervor. Als sie zuerst mit ihren Weissagungen vom nahen Gottesreiche das Volk zu verführen anfingen, widersetzte sich ihnen der Rath und wies sie zur Stadt hinaus. Aber sie kamen zu einem andern Thore wieder herein, verkündeten ihren Anhängern, Gott habe es ihnen befohlen, in Münster ihre Sendung zu vollenden, vermehrten durch allerlei schwärmerische Reden ihre Partei zum Erstaunen, und brachten sogar den Prediger Rothmann auf ihre Seite.

Nach einigen neuen Kämpfen mit dem Rathe behielten sie zuletzt die Oberhand in der Stadt. Sie liefen durch die Straßen und schrieen laut: „Thut Buße und lasset Euch von Neuem taufen, sonst wird der Zorn Gottes über Euch kommen!" Der Pöbel, durch viele Reden, Gerüchte und Prophezeihungen außer sich gesetzt, ward hingerissen von dieser Schwärmerei, und ließ sich umtaufen; Viele thaten es aus Furcht, um nicht gemißhandelt zu werden. Die Häupter der Secte sandten darauf Missionarien in die benachbarten Oerter, und luden alles Volk ein, zu ihnen zu kommen, und Alles zu verlassen, da es ihnen zehnfach wieder ersetzt werden solle; wodurch sich Viele locken ließen. Im Anfange des Jahres 1534 war die Stadt Münster so angefüllt mit schwärmerischem Gesindel, daß Mehrere der Wohlhabenden und Vernünftigen ihnen das Feld gänzlich räumten und die Stadt verließen. Die Schwärmer, völlig im Besitze der Gewalt, wählten einen neuen Magistrat aus ihrer Mitte. Alle Frevel und Gräuel, denen sich die göttlichen und menschlichen Gesetzen trotzende Willkür, sie mag mit dem Gewande falscher Religion oder falscher politischer Weisheit bekleidet seyn, überläßt, wurden begangen. Die Schwärmer trieben mehrere Tausende der unglücklichen Bewohner, welche die von Rothmann dargebotene Taufe nicht angenommen hatten, im hülflosesten Zustande, viele nackt und bloß, selbst Kranke, Greise und säugende Mütter, unter Wuthgeschrei mit Prügeln aus der Stadt. Matthiesen gebot im Namen Gottes, ein Jeder solle sein Gold und Silber ausliefern und in ein bestimmtes Haus niederlegen; auch kein Buch, als die Bibel, behalten, alle andere verbrennen. Beides geschah. Ein Bürger, der darüber spottete, ward ergriffen, von Matthiesen selbst zu Boden geworfen und mit einer Pike durchstoßen; dann, als er sich wieder aufrichtete, ward mit einer Flinte nach ihm geschossen. Als er auch davon noch nicht starb, sagte Matthiesen, es sey ihm offenbaret, daß dieses Menschen Zeit noch nicht gekommen, sondern

daß er von Gott begnadigt worden sey. Wiewol indessen der Unglückliche nach einigen Tagen wirklich den Geist aufgab, so benahm dieser Fall dem Propheten doch nichts von seinem Rufe. Viel schlimmer lief indeß eine andere Prophezeihung für ihn ab. Der Bischof von Münster hatte sich mit einem Trupp Soldaten genähert, und umlagerte die Stadt. Da rief Matthiesen aus, er habe einen göttlichen Befehl, diese Feinde zu tödten. Er war aber nicht sobald mit seiner Pike herausgekommen, als der nächste Soldat ihn niederhieb.

Da trat nun der Schneider Johann von Leyden auf, und lehrte das Volk, es sey ihm lange offenbaret gewesen, daß Matthiesen dies Märtyrerthum bestehen würde, und jetzt sey ihm von Gott befohlen, dessen Wittwe (ein sehr schönes Weib) zu ehelichen, die Regierung zu übernehmen, und zwölf Richter, dergleichen einst in Israel gewesen, zu ernennen. Das geschah. Zugleich ward ein Gesetz gegeben, daß Jeder die christliche Freiheit haben solle, so viel Weiber zu nehmen, als er wolle, wie denn Johann Bockhold selbst es nach und nach bis auf vierzehn brachte. Am 25. Junius berief endlich ein Goldschmidt, auch ein Prophet, das Volk auf den Markt, und gab vor, es sey der Befehl des himmlischen Vaters, daß Johann von Leyden den ganzen Erdkreis beherrschen und den Stuhl David's wieder aufrichten solle. Durch ihn sollten alle Gottlosen ausgerottet, alle Könige und Fürsten erwürgt, und das Reich allein den Frommen in die Hände gegeben werden. Mit erheuchelter Demuth fiel hierauf Johann Bockhold auf die Kniee, dankte Gott, und versicherte das Volk, er habe diese Offenbarung längst gehabt, aber nur bis jetzt nicht gewagt, sie auszusprechen. Er setzte darauf die zwölf Israelitischen Richter wieder ab, übernahm das Richteramt selbst nebst einigen Räthen, stolzirte in königlichem Schmuck und mit reichem Geschmeide behängt einher, begleitet von einem großen und prächtigen Gefolge, unter welchem sich auch zwei Jünglinge zu Pferde befanden, die ihm Krone, Bibel und Schwert nachtrugen.

Nachdem nun solcher Gestalt die Stadt Münster zur Hauptstadt des neuen Gottesreichs eingeweiht war, sandte der König derselben acht und zwanzig Apostel aus, um die übrigen Städte der Erde auf dieselbe Art einzurichten, und seinem Scepter zu unterwerfen. Wohin aber diese Betrogenen kamen, wurden sie festgehalten und meistens als Aufruhrstifter getödtet; Alle aber starben mit dem feierlichsten Bekennt-

niß, daß Johann von Leyden der einzige wahre König sey, und daß alle andere Könige getödtet werden müßten.

Bei einer so tollen Verfassung konnte die losgelassene Brutalität nur so lange ihre Rechnung finden, als Lebensmittel genug vorhanden waren, das müßige Gesindel zu ernähren. Als diese aber durch die immer engere Einschließung der Stadt mit jedem Tage seltener wurden, ward dem Könige Johann doch zuletzt um seine Krone bange. Er hatte Erscheinungen über Erscheinungen, gab Verheißungen über Verheißungen; aber keine derselben konnte den Glauben in dem Maße stärken, in welchem der Hunger ihn schwächte. Um in einer so bedenklichen Lage sein Ansehen zu behaupten, verdoppelte er den Schrecken. Selbst da eine seiner Gemahlinnen sich verlauten ließ, sie könne nicht glauben, daß Gott so viele Leute wolle Hungers sterben lassen, indeß der König im Ueberflusse lebe, hielt er ein förmliches Gericht über sie, enthauptete sie selbst auf öffentlichem Markte und tanzte singend mit dem ganzen Volke um ihren Leichnam.

Von Seiten des Reichs wäre diesem abscheulichen Unwesen wol früher ein Ende gemacht worden, wenn nicht der Zug des Hessischen Landgrafen zur Eroberung von Würtemberg die Aufmerksamkeit der Fürsten ausschließlich in Anspruch genommen hätte. Im Kadanischen Frieden aber wurde es dem Landgrafen ausdrücklich zur Pflicht gemacht, einen Theil seiner Kriegsvölker bei der Belagerung von Münster anzuwenden, und das Heer des Bischofs erhielt nun Verstärkung. Da indeß in Münster schon Viele verhungert waren, entflohen zwei Bürger aus der Stadt zu den Belagerern, und zeigten ihnen eine Stelle, wo der Wall leicht erstiegen werden konnte. So drang das Heer in der Nacht zum 25. Juni 1535 in die Stadt. Eine große Menge Wiedertäufer fiel im Kampfe, unter ihnen soll auch der Prediger Rothmann gewesen seyn. Johann von Leyden, sein Scharfrichter Knipperdolling und sein Kanzler Krechting hatten nicht den Muth, sich in die Schwerter der Feinde zu stürzen; sie wurden lebendig gefangen, allen Beschimpfungen der Soldaten blosgestellt, dann in mehreren Deutschen Städten zur Schau herumgeführt, und zuletzt in Münster (23. Jan. 1536) grausam hingerichtet. Man zwickte sie eine Stunde lang mit glühenden Zangen, und stieß ihnen zuletzt ein Schwert durch das Herz. Ihre Körper wurden in eiserne Käfige gethan, und diese an dem höchsten Thurm in der Stadt aufgehängt. Die Stadt Münster verlor durch diese unglückliche Begebenheit ihren Wohlstand

und ihre Freiheit, und die evangelische Lehre kam in ihren Mauern nicht wieder auf. Die Wiedertäufer (später Mennoniten oder Taufgesinnte genannt) bilden noch jetzt eine Secte, die in verschiednen Ländern sehr friedlich lebt, freilich aber auch mit jenen Schwärmern nichts mehr gemein hat, als die Verwerfung der Kindertaufe.

---

6. Karl's V. Zug nach Tunis.

(1535.)

Während diese Dinge vorgingen, hatte der Kaiser Karl weit über dem Meere in Africa einen glänzenden Sieg davon getragen. Es war um diese Zeit, wo an den nördlichen Küsten dieses Erdtheils die gefährlichen Seeräuberstaaten sich bildeten. Schon lange waren die Häfen von Nordafrica in den Händen der Mauren Schlupfwinkel für Corsaren gewesen, welche christlichen Schiffen nachstellten, aber mit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts erhielten diese Züge durch planmäßiges Zusammenwirken und zweckmäßige Leitung eine weit größere Furchtbarkeit. Dies geschah durch zwei Brüder, Horuk und Schereddin (oder Heyradin) Barbarossa, Söhne eines Töpfers von Lesbos, welche mit dem Islam auch das Seeräuberhandwerk ergriffen hatten. Durch Kraft und Kühnheit machten sie in diesem schändlichen Gewerbe bald große Fortschritte. Horuk kam 1504 nach Tunis, und die Räubereien, die er von hier aus verübte, thaten den Christen so empfindlichen Schaden, daß sie Veranlassung zu dem oben (S. 157) erwähnten Zuge des Cardinals Ximenez nach Africa gaben. Die gute Aufnahme, welche Horuk bei dem Könige von Algier fand, hielt ihn nicht ab, diesen heimlich ermorden zu lassen, um sich auf seinen Thron zu schwingen (1516), den er eben so sehr durch Freigebigkeit gegen seine Anhänger, als durch blutige Verfolgung seiner Feinde zu behaupten wußte. Bald nachher endete seine Laufbahn. Er hatte den Beherrscher von Telemsan vertrieben, aber dieser fand bei den Spaniern wirksamen Beistand. Sie sandten ihm Hülfstruppen, gegen welche Barbarossa Schlacht und Leben verlor (1518). Durch eine kräftige Verfolgung ihres Sieges hätten die Spanier damals wol dem ganzen Unwesen ein Ende machen können, aber sie versäumten es, und ließen dem Schereddin Zeit, sich in den Eroberungen seines Bruders zu befestigen. Schereddin fürchtete indeß die Un-

zufriedenheit der Maurischen Einwohner nicht weniger als die Spanischen Waffen, und um sich dagegen zu sichern, begab er sich unter den Schutz des Türkischen Großherrn, welcher ihn dafür mit zweitausend Kriegern verstärkte. So begann damals die Oberhoheit der Pforte über die Barbareskenstaaten. Chereddin verbreitete nunmehr seine Herrschaft über die ganze Küste von Oran bis nach Tunis. Auf diese letztere Stadt hatte er besonders ein lüsternes Auge geworfen; er ging nach Constantinopel, und wußte sich durch sein gewandtes Betragen bei Soliman so in Gunst zu setzen, daß dieser ihm jede Unterstützung zur Ausführung seines Unternehmens verhieß. Der Beherrscher von Tunis, Arraschid, war von seinem Bruder Muley Hassan vertrieben worden; unter dem Vorwande, Jenen wieder in seine Rechte einzusetzen, erschien Chereddin vor der Stadt, und die mit Muley's Regierung unzufriedenen Bewohner öffneten ihm die Thore. Zu spät erfuhren sie, wie arglistig sie getäuscht worden. Muley Hassan rief die Hülfe des Kaisers Karl an, und dieser, der die Nothwendigkeit fühlte, den Fortschritten Barbarossa's Gränzen zu setzen, ward leicht überredet. Karl beschloß, sich an die Spitze des Zuges zu setzen, zu dem er die Kräfte seiner Reiche aufbot, und den der Papst, Portugal, Genua und der damals nach Malta versetzte Johanniterorden, auf das beste unterstützten. Von Cagliari auf Sardinien, welches zu dem allgemeinen Sammelplatze bestimmt war, ging am 16. Juli 1535 eine Macht von dreißigtausend Mann auf fünfhundert Schiffen unter Segel. Der Erfolg entsprach den Erwartungen, die man von der mächtigen Ausrüstung hegen durfte. Die Festung Goletta, der Schlüssel von Tunis, ward mit Sturm genommen; Barbarossa, im offenen Felde geschlagen, fand, als er nach Tunis kam, die Citadelle schon in den Händen der Christensklaven, die sich mittlerweile derselben bemächtigt hatten, suchte sein Heil in schleuniger Flucht, und überließ Tunis den Siegern. Muley Hassan ward sofort wieder in seine Herrschaft eingesetzt, aber von Spanien abhängig gemacht; er mußte einen jährlichen Tribut versprechen, und alle Christensklaven in Freiheit setzen. Es waren gegen zwanzigtausend, von allen Nationen, und Karl hatte die Freude, so viele von harten Sklavenbanden befreite Christen in ihre Heimath senden zu können.

---

7. Dritter Krieg Karl's mit Franz I.
(1536—1538.)

Von Tunis ging der Kaiser nach Palermo und dann nach Neapel, wo er den ganzen Winter zubrachte. Es war das erste Mal, daß er diesen Theil seiner Staaten persönlich besuchte, daher wetteiferte der Adel, ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen. Es wurden prächtige Feste gegeben, und beide Länder, Sicilien und Neapel, machten ansehnliche Geldbewilligungen. In Neapel erfuhr der Kaiser den am 24. October 1535 erfolgten Tod des Herzogs Franz Sforza, und ließ, da der Verstorbene keine Kinder hatte, Mailand als eröffnetes Lehn des Reiches in Besitz nehmen. Indeß behauptete der König von Frankreich, er habe dem Herzogthume nur zu Gunsten des Hauses Sforza entsagt, und begehrte vom Kaiser, einen seiner Söhne damit zu belehnen. Dieser zeigte sich auch nicht abgeneigt, Mailand dem dritten Sohne Franzen's, dem Herzog von Angoulême, zu überlassen. Denn dem Dauphin mochte er es nicht geben, weil es alsdann in der Folge mit der Krone Frankreich verbunden worden wäre, und nicht Franzen's zweitem Sohne, dem Herzog von Orleans, weil dieser als Gemahl einer Medici, an den Besitz von Mailand leicht Pläne knüpfen konnte, die ganz Italien bedroht haben würden. Aber mit diesem Vorschlage des Kaisers war Franz nicht zufrieden, und da er um diese Zeit den Herzog von Savoyen, den Schwager des Kaisers, unter nichtigen Vorwänden aus seinen Staaten vertrieben und sie mit Französischen Truppen hatte besetzen lassen, so machte Karl auch seinerseits Anstalten zum Kriege. Im Frühling 1536 zog er unter stattlicher Begleitung von Neapel nach Rom, wo er mit ungewöhnlicher Pracht eingeholt ward. Am zweiten Ostertage fand eine glänzende Versammlung Statt, bei welcher der Papst und alle Cardinäle so wie die Gesandten der Italienischen Fürsten und des Französischen Hofes zugegen waren. In dieser Versammlung hielt der Kaiser eine lange Rede in Spanischer Sprache. Er erzählte umständlich, wie treulos und ungerecht sich Franz immer gegen ihn bewiesen, wie dieser stets der Urheber des Krieges gewesen sey, wie er dagegen immer die Hand zum Frieden geboten habe. So kam er bis auf Franzen's ungerechte Besitznahme von Savoyen und auf dessen Einverständniß mit den Deutschen Kezzern. Hierauf erneuerte er seinen Vorschlag, den Herzog von Angoulême mit Mailand zu belehnen, wenn Franz dagegen seine Truppen

aus den Savoyischen Staaten zöge, und zum Kriege gegen die Ungläubigen, so wie zur Ausrottung der Ketzerei, das Seinige beitrüge. Gefiele dies dem Könige nicht, so sey er, um das Blut so vieler Unschuldigen zu ersparen, bereit, ihm im Zweikampf zu stehen, sey es auf Schwert oder Dolch, auf einer Brücke oder einer Insel, oder auf einem Schiffe; da wolle er sich im bloßen Hemde einfinden. Wolle aber Franz auch durch diesen Ausweg den Krieg nicht abwenden, so möchte er auch die Folgen desselben tragen; er werde alsdann nicht eher nachlassen, als bis einer von Beiden der ärmste Edelmann geworden sey. Daß dies aber ihn treffen werde, fürchte er nicht, denn er gehe in den Kampf mit dem Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache, auf ein tapferes und zahlreiches Heer, auf erfahrne und treue Feldherren. Wäre es mit ihm nicht besser beschaffen, als mit Franz, so würde er sich diesem zu Füßen werfen, und ihn mit gefalteten Händen und den Strick um den Hals um Gnade anflehen.

Als die Gesandten den Kaiser am folgenden Tage in Gegenwart des Papstes fragten, ob seine gestrige Rede eine förmliche Herausforderung zum Zweikampf seyn sollte: antwortete er milder, er habe nur gemeint, es sey besser, daß sie Beide in Person gegen einander kämpften, als daß sie einen verwüstenden Krieg führten, zum Verderben der Christenheit und nur zum Vortheil der Türkenherrschaft. Aber alle diese Verhandlungen blieben ohne Erfolg, indem Franz darauf bestand, Mailand für den Herzog von Orleans zu erhalten. So mußten denn abermals die Waffen entscheiden.

Noch im Sommer desselben Jahres sollten drei kaiserliche Heere gegen Frankreich wirken. Mit dem stärksten, in Italien versammelten, zog Karl selbst durch Savoyen in die Provence. Die meisten Heerführer hatten ihm diesen Zug zwar als höchst mißlich widerrathen, Leyva aber war dafür, und der Wunsch, den Feind im Herzen seines eigenen Landes anzugreifen, entschied den Kaiser; ja er war so voll Vertrauens, daß er dem Geschichtschreiber Jovius, der ihn begleitete, rieth, einen großen Vorrath von Papier mitzunehmen. Leider sah er nur zu bald, daß er den Rath der Warnenden nicht ungestraft verachtet hatte. An der Rhone stand der Marschall von Montmorency mit einem auserlesenen Französischen Heere hinter unbezwinglichen Verschanzungen. Die weite Strecke zwischen ihm und dem Passe, durch welchen der Kaiser in Frankreich eintrat, war kahl und verwüstet. Viele Meilen weit war kein Mensch zu sehen. Die Dörfer standen

leer, oder lagen in Asche, alle Mühlen und Backöfen waren eingerissen, ringsum war nirgends Speise noch Futter für Menschen und Vieh zu finden. Nach mehreren beschwerlichen Tagemärschen in diesen künstlichen Wüsteneien sah sich Karl genöthigt, sich links ab nach der See zu wenden, um von seiner Flotte den nöthigen Vorrath einzunehmen. So kam er vor Marseille, und belagerte die Stadt. Aber diese war zu stark befestigt und zu gut mit allem Nöthigen versehen, als daß sie sich so leicht hätte ergeben sollen. Die harte Nothwendigkeit, viele tausend Menschen und Pferde ganz auf eigene Kosten und aus nachgefahrenen Magazinen zu unterhalten, und die Seuchen, welche viele seiner Krieger wegrafften, nöthigten ihn endlich, nach zwei vergeblich zugebrachten Monaten, am 10. September 1536, die Belagerung von Marseille aufzuheben, und sich mit einem außerordentlichen Verluste von Menschen, Geschütz und Gepäck wieder nach Italien zurückzuziehen. Auch Leyva hatte bei diesem unglücklichen Zuge seinen Tod gefunden. Das zweite Heer, welches in die Picardie eingebrochen war, richtete gleichfalls nichts aus, und der Einfall in die Champagne, den ein drittes Heer hätte machen sollen, unterblieb gänzlich, weil durch Franzen's Ränke die Deutschen Fürsten keine Truppen stellten. Karl ging nach Genua, und schiffte von da nach Barcelona.

Schon früher war Franz in Unterhandlungen mit dem Sultan Soliman getreten; in diesem Jahre hatte er ein förmliches Bündniß mit ihm geschlossen. Soliman versprach, das Königreich Neapel mit hundert tausend Mann anzufallen. So gab Franz aus Rücksichten einer eigennützigen Politik ein christliches Land den ärgsten Feinden des christlichen Namens Preis, während der Kaiser seinen Stolz darin suchte, die dem großen Europäischen Gemeinwesen und seiner Cultur von den Barbaren drohende Gefahr abzuwenden.

Im Anfange des nächsten Jahres gewährte Franz seinem Hasse gegen den Kaiser und seiner Eitelkeit, durch ein seltsames Spiel mit feierlichen Rechtsformen, eine kleinliche Befriedigung. In einer am 15. Januar 1537 gehaltenen öffentlichen Sitzung des Parlaments, bei welcher er selbst zugegen war (lit de justice), trat ein königlicher Anwalt mit der Anklage gegen „Karl von Oesterreich“ auf, als welcher durch seine Besitznahme von Mailand und seinen Einfall in Frankreich den Frieden von Cambray gebrochen habe, und dadurch folglich aller Vortheile dieses Friedens, namentlich der Unabhängigkeit in Flandern und Artois verlustig geworden sey. Da er nun also wieder ein Vasall

der Krone Frankreich geworden, so sey er als solcher vorzuladen, entweder in Person oder durch Bevollmächtigte in Paris zu erscheinen, und sich gegen die Anklage zu verantworten, daß er die Waffen gegen den König, seinen rechtmäßigen Lehnsherrn, ergriffen habe. Das Parlament genehmigte die Forderung, und es wurde wirklich ein Herold an die Grenze der Picardie geschickt, der den Kaiser mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten aufforderte, an einem bestimmten Tage zu erscheinen, und als — wie sich von selbst versteht — Niemand kam, sprach das Parlament das Urtheil, daß Karl von Oesterreich wegen seines Aufruhrs und boshaften Ausbleibens dieser Lehen verlustig seyn, daß Flandern und Artois wieder der Krone anheim fallen, und daß dies Urtheil an den Gränzen dieser Provinzen unter Trompetenschall öffentlich ausgerufen werden sollte.

Damit aber doch ein so seltsames Verfahren nicht ganz verächtlich schiene, fiel Franz mit einem Heere von 25000 Mann in Artois ein. Bald vermittelten indeß die kaiserliche Statthalterin in den Niederlanden, die Königin Maria von Ungern und ihre Schwester, Franzen's Gemahlin, einen Waffenstillstand. Dasselbe geschah nachher in Bezug auf Piemont, wo der Krieg gleichfalls wieder begonnen hatte. Indeß erschien, dem Versprechen gemäß, welches Soliman gegeben hatte, Barbarossa an der Spitze von siebzig Türkischen Galeeren in der Nähe von Otranto, und bemächtigte sich des kleinen Hafens Castro. Dieses machte den Kaiser geneigter zu Unterhandlungen. Im nächsten Frühling (1537) gab sich besonders der bejahrte Papst große Mühe, den Frieden zu bewirken. Er lud die beiden Monarchen ein, nach Nizza zu kommen, und begab sich selbst dahin. Doch konnte er nichts weiter zu Stande bringen als einen Waffenstillstand auf zehn Jahre, während dessen ein jeder das behalten sollte, was er jetzt in Händen habe (18. Jun.). Die Erbitterung von beiden Seiten war hier noch so groß, daß die Fürsten einander gar nicht sehen wollten; und kaum war der Vertrag unterschrieben, so ging Franz nach Avignon, und der Kaiser begleitete den Papst nach Genua.

Nach einer solchen Zusammenkunft hätte man eine zweite nimmermehr erwarten sollen, welche dennoch wenige Wochen nach jener ersten folgte. In Genua trat Karln ein Französischer Gesandter mit der Bitte an, bei seiner Ueberfahrt nach Spanien auf einige Tage in Frankreich einzusprechen, damit beide Fürsten sich persönlich mit einander unterreden könnten. Die Begleiter des Kaisers fanden die Sache

sehr bedenklich, aber Karl hatte mehr Vertrauen, und nahm die Einladung an. Die Zusammenkunft ward zu Aigues mortes, am Ausflusse der Rhone in's mittelländische Meer, festgesetzt. Als Karl's Galeeren die Höhe dieser Stadt erreicht hatten, ließ er die Anker auswerfen, und Franz, der an das Ufer kam, begab sich zuerst mit einem kleinen Gefolge an Bord des kaiserlichen Fahrzeuges. Mit den ausgezeichnetsten Höflichkeitsbezeigungen versicherte er Karln, daß er wünsche, sein Freund zu seyn, und die Mißverständnisse zu endigen, die sie so lange getrennt hätten. Ehe er das Schiff wieder verließ, lud er den Kaiser zu einem freundschaftlichen Gastmahl am Lande ein. Karl nahm es an, fuhr am folgenden Tage hinüber, und wurde in Aigues mortes königlich bewirthet. Er schlief im dortigen Schlosse, und am folgenden Morgen reichte ihm der Dauphin selbst Waschwasser und Handtuch, und als er darüber beschämt schien, sagte Franz im verbindlichsten Tone, das sey seines Sohnes Schuldigkeit, ja ein so großer Monarch, als er, sey würdig, von ihm (dem Könige) selbst bedient zu werden. Sie blieben hierauf noch diesen Tag beisammen, und Franz versprach, sein Bündniß mit den Türken aufzugeben, auch, wenn es der gemeinsame Vortheil der Christenheit erheische, mit Karl gegen sie zu fechten. Zuletzt bat er den Kaiser noch, einen Brillantring von hohem Werthe als ein Andenken dieser zwei glücklichen Tage von ihm anzunehmen, in dessen innere Seite die Worte dilectionis testis et exemplum gegraben waren. Am Abend begleitete er Karln wieder bis zu seiner Galeere, auf welcher derselbe nach der freundschaftlichsten Trennung nach Spanien segelte. — Gewiß waltete bei dieser Zusammenkunft von keiner Seite Verstellung ob. Es ist ein so unaussprechlich erhabener Anblick, zwei mächtige Feinde, die eine Welt mit ihrem Hasse entflammten, sich plötzlich mit edlem Vertrauen nähern zu sehen, daß es dem menschlichen Herzen sehr nahe liegt, auch durch solche Siege glänzen zu wollen.

---

8. Karl's Reise nach Gent.

(1539 — 1540.)

Franz, der so gern noch zum Besitz des erledigten Mailand gelangt wäre, unterließ nichts, was die Rührung, die er in Aigues mortes in Karln erweckt zu haben glaubte, erhalten konnte. Gleich im folgenden

Jahre ereignete sich in den Niederlanden ein Vorfall, der ihm die schönste Gelegenheit gab, den Kaiser auf's Neue seiner aufrichtigen Gesinnungen zu versichern. Die reiche Stadt Gent, Karl's Geburtsort, hatte sich widersetzt, an einer Steuer Antheil zu nehmen, welche das übrige Flandern bewilligt hatte. Den darüber entstandenen Rechtshandel verloren die Genter, verwarfen aber den Ausspruch als parteiisch, und erhoben einen Aufstand, in welchem sie alle Adeligen und Anhänger des Kaisers aus der Stadt wiesen, und Abgeordnete an den König von Frankreich schickten, mit dem Erbieten, sich in seine Arme zu werfen, wenn Karl Gewalt brauchen sollte. Franz wies den Antrag von sich, und lieferte dem Kaiser die deshalb erhaltenen Briefe aus. Zugleich schlug er ihm vor, wenn er etwa durch seine persönliche Gegenwart den Aufruhr stillen wolle, doch den kürzesten Weg von Spanien nach den Niederlanden, den Weg durch Frankreich, einzuschlagen, wo für seine schnellste Fortschaffung gesorgt seyn sollte. Der Vorschlag kam Karln in der That sehr erwünscht, da seine Gegenwart in den Niederlanden nothwendig, der Seeweg aber unsicher und sehr weit war. Wiederum verachtete er die Warnungen derer, die Franzen bei dieser Einladung boshafte Absichten unterschieben wollten; mehr fürchtete er hingegen, man werde ihm mit lauter Artigkeit, mitten unter den größten Freundschaftsbezeigungen die Bitte um die Mailändische Belehnung so nahe legen, daß er ohne den Schein der Undankbarkeit nicht werde ausweichen können. Sehr fein baute er in dieser Verlegenheit dadurch vor, daß er vor dem Antritt seiner Reise sich's ausdrücklich zur Bedingung machte, daß während seines persönlichen Aufenthalts in Frankreich von Mailand nicht die Rede seyn sollte, damit — wenn er nachher etwas bewilligte — die Welt nicht glauben möchte, es sey ihm heimlich in Frankreich abgezwungen worden. Schon in Fuentarabia, dem letzten Spanischen Gränzort an den Pyrenäen, traf er Franzen's zweiten Sohn und den Connetable von Montmorency mit vielen Französischen Herren, welche ihm bis hieher entgegen geritten waren. Am folgenden Tage, als sie das Französische Gebiet betraten, gesellte sich auch der Dauphin zu ihnen. Näherte sich der Kaiser einer Stadt, so brachte man ihm die Schlüssel derselben entgegen; kurz, überall empfing man ihn nicht als Gast, sondern als Gebieter. In Fontainebleau, wo der Hof auf ihn wartete, hielt man ihn funfzehn Tage lang mit den ausgesuchtesten Ergötzungen auf. Auch in Paris, wo man ihm den feierlichsten Einzug veranstaltet hatte (1. Jan.

1540), ward er sechs Tage lang mit königlicher Pracht bewirthet. Franz stellte ihm hier seine Buhlerin, die Herzogin von Etampes, vor, und sagte: „Sehen Sie, mein Bruder, diese schöne Dame; sie räth mir, Sie nicht eher abreisen zu lassen, als bis Sie den Vertrag von Madrid widerrufen haben." Betroffen, doch schnell gefaßt, antwortete der Kaiser: „Wenn der Rath gut ist, muß man ihn befolgen." Am folgenden Tage zog er einen Diamantring von großem Werthe vom Finger, und ließ ihn, wie durch Versehen, zu den Füßen der Herzogin fallen. Sie hob ihn auf, um ihn dem Kaiser zurückzugeben, aber dieser sagte: er ist in zu schönen Händen, und drang in sie, ihn zum Andenken zu behalten. Als er darauf weiter zog, begleiteten die königlichen Prinzen ihn nach Valenciennes. Bald nachher kamen Abgeordnete Franzen's nach den Niederlanden, um auf die Abtretung Mailand's anzutragen. Karl lehnte sie ab, erbot sich aber statt dessen zu einer für Franz noch ungleich vortheilhaftern Uebereinkunft. Es sollte nämlich dessen zweiter Prinz (früher der dritte, der älteste war gestorben) des Kaisers Tochter Maria heirathen, und diese als Mitgift die Niederlande erhalten. Franz verwarf aber den Vorschlag, und man befand sich trotz aller Freundschaftsbezeigungen von Neuem in einer bedenklichen Spannung.

Der Aufruhr in Gent wurde übrigens schnell gestillt. Als Karl sich mit bewaffneter Macht näherte, sank den Empörern der Muth, und er zog ohne Widerstand in die Stadt ein, welche den Aufruhr hart büßen mußte. Von den Rädelsführern wurden Mehrere hingerichtet, Andere verbannt. Gent verlor seine Privilegien, und mußte außer der ihr früher auferlegten Steuer, noch eine andere große Summe zahlen, welche zum Theil zur Erbauung einer Citadelle verwandt wurde, um die Bürger in Gehorsam zu halten.

---

9. Stand der Parteien in Deutschland.

Der glänzende Erfolg, den der Würtembergische Zug gehabt hatte, gab den Deutschen Protestanten eine siegreiche Haltung und ihre Lehre breitete sich im Reiche immer mehr aus. Zum Schmalkaldischen Bunde traten 1536 die Herzoge Ulrich von Würtemberg und Barnim, und Philipp von Pommern, drei Fürsten von Anhalt, ein Graf von Nassau und mehrere Reichsstädte, später auch der Herzog Heinrich von

Sachsen, der seinem Bruder Georg, dem bekannten Feinde der Reformation, 1539 in der Regierung gefolgt war. Nun wurde das neue Kirchenthum im Meißnischen eingeführt, so wie im Brandenburgischen, wo gleichfalls einem Gegner desselben, dem Kurfürsten Joachim I., zwei den Lehren Luther's zugethane Söhne, der Kurfürst Joachim II. in der Kurmark, und in der Neumark der Markgraf Johann, folgten. Noch andere Fürsten traten zum Lutherthum über, sogar die Bischöfe von Lübeck, Schwerin und Camin; der Kurfürst Albrecht von Mainz konnte nicht mehr hindern, daß die Reformation in seinen Bisthümern Magdeburg und Halberstadt eingeführt ward, und der Kurfürst von Köln dachte auf eine Kirchenreformation im Sinne der neuen Lehren. Ueberhaupt breitete diese sich auch am Rhein und in Westphalen sehr aus.

Diesen großen Fortschritten der Reformation ein Gegengewicht zu geben, stiftete der kaiserliche Vicekanzler Held, ein vorzüglicher Feind der Protestanten, 1538 zu Nürnberg einen Bund mehrerer katholischer, geistlicher und weltlicher, Fürsten, dessen Zweck gemeinschaftliche Vertheidigung seyn sollte, falls einer der Theilnehmer von den Protestanten angegriffen würde. Der Kaiser, welcher unter den Gliedern auch genannt war, bestätigte anfangs den Vertrag, doch hatte dieser auf seine Handlungsweise gegen die Protestanten keinen Einfluß *), und er genehmigte neue Unterhandlungen mit den Schmalkaldischen Bundesgenossen. Da nun auch König Ferdinand der Hülfe derselben wider die Türken bedurfte, so wurde im April 1539 ein Friede auf funfzehn Monate geschlossen, welcher, da die Protestanten von Neuem über das Kammergericht klagten, alle Decrete desselben gegen sie für diese Zeit aufhob, beiden Theilen aber die Erweiterung ihres Bundes untersagte. Auch sollte eine Anzahl von Theologen und friedfertigen, verständigen Layen von beiden Seiten innerhalb einiger Monate zusammentreten, um eine Einigung wegen der Religion zu Stande zu bringen. Ein solches Religionsgespräch schrieb nun der Kaiser in Gent (wo er noch das ganze Jahr 1540 blieb, um Franzen's nächste Maßregeln abzuwarten) auf den 6. Juni 1540 nach Speier aus. Es ward nachmals nach Hagenau auf den 25. Juni verlegt, allein keiner der protestantischen Fürsten erschien selber, und ihre dorthin gesandten Abgeordneten

*) Später wurde auch Held grade deswegen seiner Dienste entlassen, weil er den Kaiser zum Kriege wider die Protestanten zu reizen suchte. Sleidanus, XII. p. 325. Ed. Francof. 1610.

brachten nichts zu Stande. Ferdinand setzte darauf ein neues Gespräch zu Worms an, auf den 28. October. Dazu erschien im Namen des Kaisers dessen gewandter Minister, der Cardinal Granvella, der es am 25. November mit einer Rede eröffnete, worin er des Kaisers milde Gesinnungen rühmte, und die Versammlung mit Thränen zu einträchtigen Gesinnungen ermahnte. Eine lange Zeit ging mit ängstlichen Vorkehrungen und Vorsichtsmaßregeln hin, bis es endlich dahin kam, daß Melanchthon und der, durch seine, in den ersten Jahren der Reformation gegen Luther bewiesene heftige Feindschaft wohlbekannte Doctor Eck am 14. Januar 1541 mit der eigentlichen Disputation den Anfang machen konnten. Sie nahmen zuerst die Lehre von der Erbsünde vor, verwickelten sich aber dabei in so tiefe Distinctionen, daß sie nach drei Tagen abbrachen, ohne etwas ausgemacht zu haben. Am folgenden Tage erhielt Granvella ein Schreiben des Kaisers, worin er ihm befahl, das Gespräch aufzuheben, und auf den nächsten Reichstag zu verlegen, zu welchem er sich selber in Regensburg einzufinden versprach. — Ueber drei Monate hatte die unnütze Versammlung zu Worms gedauert.

Noch länger währte die Fortsetzung derselben, der Regensburger Reichstag (vom 5. April 1541 bis Ende Juli). Der Kaiser ließ es an Mühe und Geduld nicht fehlen, hier die erwünschte Einigung zu Stande zu bringen. Er ließ den Unterrednern eine Schrift übergeben (das sogenannte Regensburger Interim), welche dem Religionsvergleich zur Grundlage dienen sollte. In der That schien es bereits, als ob man sich einander nähern wollte, aber das Mißtrauen auf beiden Seiten verdarb Alles wieder; und als Karl sah, daß doch nichts Friedliches zu Stande kam, blieb ihm endlich nichts übrig, als den Protestanten bis zur Eröffnung des längst verheißenen allgemeinen Concils durch den Reichsabschied neue Vortheile zu gewähren, da das Reich, wegen der Türkischen Unruhen, der Einigkeit jetzt mehr als jemals bedurfte. Mit dieser Nachgiebigkeit waren die eifrig katholischen Fürsten sehr unzufrieden. Die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern und der Kurfürst Albrecht von Mainz meinten, man solle entweder ein Concilium versammeln, oder die Waffen wider die Protestanten ergreifen. Aber der ungleich besonnenere und verständigere Kaiser erklärte ihnen seine Abneigung gegen einen Krieg, der, als von Deutschen gegen Deutsche geführt, eben so hartnäckig als verderblich seyn würde.

10. Züge nach Algier und wider die Türken.
(1541—1542.)

Von Regensburg begab sich der Kaiser nach Italien, in der Absicht, einen zweiten Zug nach Nordafrica zu unternehmen. Die vor sechs Jahren gezüchtigten Corsaren hatten durch Seeräubereien, ja sogar durch verschiedene kecke Landungen an den Spanischen Küsten schon längst wieder laute Klagen veranlaßt, und fügten dem Spanischen und Italienischen Handel täglich größern Schaden zu. Diese Barbaren wollte Karl jetzt aus Algier, dem Mittelpuncte ihrer Macht vertreiben. Die Deutschen meinten zwar, der Kaiser würde besser thun, die Grenzen des Reichs gegen die Türken zu decken, und der erfahrenste Seemann seiner Zeit, Andreas Doria, Doge von Genua, der ihn begleiten sollte, prophezeihte ihm den schlimmsten Ausgang, weil die gute Jahreszeit für die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere schon vorüber sey; aber Karl, der nicht leicht einen einmal gefaßten Vorsatz aufgab, und schon alle deshalb nöthigen Befehle gegeben hatte, reisete sogleich von Lucca, wohin er sich zunächst von Deutschland aus begeben und den Papst noch einmal gesprochen hatte, nach Porto Venere im Genuesischen. Hier schiffte er sich (28. Sept. 1541) nach den Balearischen Inseln ein, die zum allgemeinen Sammelplatze bestimmt waren, wo er erfuhr, daß die Spanische Flotte von Cartagena aus unmittelbar nach Africa gesegelt sey. Es war ein auserlesenes Heer, welches sich dort zusammenfand, die Blüthe des Spanischen und Italienischen Adels, hundert Malteserritter und etwa zwanzigtausend Fußgänger. Die Herbststürme machten das Meer schon sehr unruhig, und eine naßkalte Luft erzeugte viele Krankheiten. Am 20. October erreichte die Flotte die Höhe von Algier, und die Soldaten stiegen an's Land. Um keine Zeit zu verlieren, marschirte Karl sogleich auf die Stadt los, und forderte sie zur Uebergabe auf, erhielt aber eine stolze Antwort. Zur förmlichen Belagerung konnte er nicht eher schreiten, als bis man erst die Zelte, das Geschütz und einen Vorrath von Proviant an's Land geschafft hatte, denn bis jetzt hatte kein Soldat mehr als seine Waffen bei sich. Aber jetzt trafen Doria's Besorgnisse wirklich ein. Am zweiten Abend bezog sich der Himmel, ein fürchterlicher Sturm trieb einen eben so fürchterlichen Platzregen herauf, der die ganze Nacht anhielt; die Soldaten, die ohne Zelt oder sonst ein Obdach auf einer niedrigen, moorigen Ebene standen, mußten, um nicht von dem grim-

mig sausenden Winde umgeworfen zu werden, ihre Lanzen in die Erde stoßen, und sich dagegen stemmen. Der Feind benutzte am folgenden Morgen die Entkräftung der Truppen bestens, und setzte ihnen mit seiner gewandten Türkischen Reiterei so zu, daß viele Spanier und Italiener niedergesäbelt waren, ehe man ihn mit großer Anstrengung in die Stadt zurückdrängen konnte. Indeß hatte der Sturm dieser entsetzlichen Nacht viele Schiffe von den Ankern losgerissen, und theils an einander zerschellt, theils weit in's hohe Meer geschleudert. Die Bemannung der zu Grunde gegangenen fand theils in den Wellen ihren Tod, theils wurde sie beim Versuche zu landen von den Algierern getödtet. Es war unmöglich, aus den übrigen Schiffen Lebensmittel an's Land zu bringen. Karl befahl, die Pferde zu schlachten, und dann mußte das Heer längs der Küste drei Tagereisen auf grundlos gewordenen Wegen hinziehen, wobei Viele durch Hunger und Erschöpfung umkamen, oder in den angeschwollenen Bächen ertranken, oder durch die Geschosse der nachsetzenden Feinde fielen. Nach diesem unseligen Marsche erreichte man endlich den Busen von Metafuz, den nächsten sichern Ankerplatz für die geretteten Schiffe. Jetzt endlich nach vier Tagen konnte man wieder Brot und andere Lebensmittel bekommen, aber der Rest des Heeres war so entkräftet, daß man ihm nicht mehr zumuthen konnte, einen Winterfeldzug zu thun. Der Kaiser selbst zeigte während des ganzen Unglücks die schönsten Eigenschaften eines Helden und Heerführers; Unerschrockenheit, Muth, Menschlichkeit und Mitgefühl zeichneten ihn auf gleiche Weise aus. Er theilte mit den geringsten Kriegern alle Beschwerden, setzte seine Person überall aus, wo Gefahr drohte, ermuthigte die Verzweifelnden, sprach den Kranken Trost zu, beseelte Alle durch Wort und Beispiel. Bei der Einschiffung war er einer der letzten, obschon ein Haufe Araber ganz in der Nähe umherschwärmte. Auch bei der Heimkehr hatte er mit Stürmen zu kämpfen, und landete erst im Anfang des Decembers zu Cartagena.

Indeß hatten die Ungrischen Angelegenheiten wieder eine sehr schlimme Wendung genommen. Johann von Zapolya war 1540 gestorben; statt daß nun aber, nach der Bestimmung eines früheren, zwischen ihm und Ferdinand geschlossenen Vertrages ganz Ungern an den Letztern hätte fallen sollen, trat der gefürchtete Soliman als Beschützer eines vierzehntägigen Prinzen auf, den Zapolya hinterlassen hatte. Er kam mit einem Heere, nahm aber Ofen für sich, und antwortete Ferdinand's

Gesandten, die mit ihm unterhandeln wollten, daß ihr Herr sich alles Anrechts auf Ungern zu begeben, und selbst für Oesterreich Tribut zu entrichten, oder zu erwarten habe, daß auch seine Deutschen Länder mit Feuer und Schwert verwüstet würden. Diese seine Noth stellte Ferdinand den Deutschen Fürsten auf dem am 9. Februar 1542 eröffneten Reichstag zu Speier vor, und fand die katholischen zur Hülfe bereit, die protestantischen hingegen gingen dießmal sogar so weit, die Absetzung aller dermaligen Beisitzer des Kammergerichts zu fordern, ein Ansinnen, dem sich Ferdinand natürlich nicht fügen konnte. Nach langer Vermittelung des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg und des Pfalzgrafen Friedrich kam endlich ein Reichsabschied zu Stande, in welchem den Protestanten der letzte Regensburger Friedestand auf noch fünf Jahre verlängert und von sämmtlichen Ständen eine ansehnliche Türkenhülfe bewilligt ward. Der Kurfürst von Brandenburg übernahm die Anführung der vereinigten Macht.

Aber theils waren die Feldherrntalente dieses Fürsten nicht so groß, als er selbst geglaubt hatte, theils kamen die Contingente so unordentlich an, daß die beste Zeit verstrich, und so legte man denn wenig Ehre ein. Ein Zeitgenosse erzählt die ganze Expedition mit folgenden Worten: „In diesem Jahr hat das Römische Reich der kais. Maj. 40,000 zu Fuß und 8000 zu Roß zugesandt, ist der Kurfürst von Brandenburg oberster Feldhauptmann gewest, seynd lange bei Wien im Wald gelegen, hat der Türk mit keiner Macht kommen wollen, seynd sie erst auf den Herbst hinabgezogen, für Pesth sich gelagert, überschanzt und ordentlich gestürmt, und mit Spott, der ganzen Christenheit zum Nachtheil, abgezogen, über 15,000 Mann von guten Leuten verloren, das Geld unnützlich verschwendet."

---

11. Herzog Heinrich von Braunschweig vertrieben.

(1542.)

Unter den Deutschen katholischen Fürsten war damals keiner, der das Lutherthum mit mehr Haß und Erbitterung verfolgte, als Herzog Heinrich der jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, ein höchst leidenschaftlicher Mann. In dem züchtigen Deutschlande fand man auch das an ihm sehr anstößig, daß er seine Gemahlin verächtlich behandelte, und

eines ihrer Hoffräulein zum Kebsweibe nahm *). Die Protestanten wurden über seine feindseligen Gesinnungen außer Zweifel gesetzt, als der Landgraf von Hessen 1538 einen Brief von ihm an den Kurfürsten von Mainz auffing, der voll von Aufreizungen gegen sie war, und namentlich von Beleidigungen gegen den Landgrafen, von dem es unter Andern hieß, er werde nächstens toll werden, denn er sey es schon über die Hälfte, und dann würde der Sache bald zu rathen seyn. Darüber kam es zu einem öffentlichen Schriftwechsel zwischen dem Herzoge und den beiden Schmalkaldischen Bundeshäuptern, dem Landgrafen und dem Kurfürsten von Sachsen, der über alle Maßen heftig und voll der ärgsten Schmähungen war. Des Kurfürsten dritte Schrift führt folgenden Titel: „Des durchlauchtigsten Fürsten rc. rc. Johann's Friedrichen, wahrhaftige, beständige, gegründete, christliche und aufrichtige Verantwortung wider des verstockten, gottlosen, vermaledeieten, verfluchten Ehrenschänders, bösthätigen Barrabas, auch hurensüchtigen Holofernes von Braunschweig, so sich Herzog Heinrich den Jüngern nennt, unverschempt, calphurnisch Schand- und Lügenbuch rc. wider vorgemeldten Churfürsten von Sachsen u. s. w." — dagegen schreibt der Herzog eine Antwort unter folgendem Titel: „Des Durchl. Fürsten rc. Heinrich's des Jüngern rc. erhebliche, gegründete, wahrhaftige, göttliche und christliche Quadruplica, wider des gottlosen, verruchten, verstockten, abtrünnigen Kirchenräubers und vermaledeieten, boshaftigen Antiochi, Novatiani, Severiani und Hurenwirths, der sich Hansen Friedrich H. zu Sachsen nennt, erdicht, erlogen und unverschempt

*) Um diese Verbindung den Augen der Welt zu entziehen, verfiel er auf eine List. Das Fräulein mußte sich todt stellen, und sich begraben lassen; während aber die dazu bestellten Priester die feierlichen Exequien hielten, ließ er sie nach einem entfernten Schlosse bringen, wo er sie insgeheim noch oft besuchte. — Einen Anstoß anderer Art hatte der Landgraf Philipp von Hessen gegeben, indem er neben seiner rechtmäßigen Gemahlin eine zweite, ein Fräulein Margarethe von der Saal, heirathete. Er hatte dazu Luther's und Melanchthon's Genehmigung gefordert, und als Grund angegeben, daß seine Gemahlin ihm unangenehm sey, und er Ehebruch vermeiden wolle; dabei berief er sich auf das Beispiel der Erzväter in der Schrift. Mit großem Widerwillen hatten sich jene Theologen zu der Einwilligung verstanden, sie hatten dem Fürsten erst vorgestellt, wie viele Aergernisse, Sorgen und Kränkungen ihm aus diesem Schritte erwachsen würden, und zuletzt geäußert, daß, wenn er trotz dem entschlossen sey, ein zweites Weib zu nehmen, es heimlich im Wege der Dispensation geschehen müsse. Indeß kam die Sache nachher doch an den Tag, und machte ein solches Aufsehen, daß der Landgraf eine Zeit lang in große Niedergeschlagenheit, und Melanchthon in eine schwere Krankheit fiel. Luther erklärte, ein Beichtrath unter dem Siegel des Geheimnisses gegeben, sey kein Gutachten, er wolle bekennen, daß er geirrt habe.

Lästerbuch, welches er wider gemeldten Herzog ausgegossen hat." Weil nun der Herzog in seinem ersten Buche unter andern gesagt hatte, Luther selber brauchte den Kurfürsten nur zum Hanswurst, so machte sich nun auch Luther über ihn her, und richtete eine Schrift an ihn, die nur mit der Zornmüthigkeit des großen Mannes, und mit der Grobheit seines Gegners entschuldigt werden kann. Der Titel lautete: „Wider Hans Worst." Folgende Stelle daraus ist eine der stärksten. Zu bedenken ist dabei, daß der Geist der Zeit seinen großen Antheil an dieser Sprache hatte. „Du solltest — sagt Luther zum Herzog — nicht ehe ein Buch schreiben, Du hättest denn einen ...z von einer alten Sau gehört; da solltest Du Dein Maul gegen aufsperren, und sagen: Dank hab, Du schöne Nachtigall; da hab ich einen Text, der ist für mich. Halt fest, Rüden, das wird gut in ein Buch zu trücken, nirgend denn zu Wolfenbüttel, wider die Schriftler und den Kurfürsten. O wie sollten sie die Nasen dafür zuhalten, und werden müssen bekennen, daß Heinz Potzenhut auch ein Schreiber sey worden u. s. w."

Der ungestüme Herzog hatte schon seit langer Zeit die Städte Goslar und Braunschweig hart bedrängt, theils weil sie sich in den Schmalkaldischen Bund hatten aufnehmen lassen, theils auf andere Veranlassungen. Zwar hatte der Kaiser die Acht, in welche Goslar durch einen Spruch des Kammergerichts erklärt worden war, suspendirt, und der Regensburger Reichsabschied von 1541 alle Ansprüche dieser Art vorläufig aufgehoben; Herzog Heinrich kehrte sich aber daran nicht, sondern erklärte auf eine ihm von König Ferdinand zugekommne Ermahnung zur Ruhe, daß der Kaiser zu solchen Suspensionen gar nicht berechtigt sey, und machte Anstalten, Goslar ganz in seine Gewalt zu bringen. Diesem zuvorzukommen, rüstete der Schmalkaldische Bund ein Heer von 19,000 Mann, welches im Juli 1542 in die Braunschweigischen Lande einfiel, und den Herzog zur Flucht zwang. Die protestantischen Fürsten behielten darauf das Land in Besitz, und richteten den Gottesdienst nach Lutherischer Weise ein. Der Herzog war unterdessen nach Baiern geflohen, und hatte von dort aus das Kammergericht um Schutz ersucht. Als dieses aber einen Befehl zu Gunsten des Vertriebenen erließ, und dessen Wiedereinsetzung bei Strafe der Acht befahl, antworteten die Schmalkaldner durch einen Beschluß, in welchem sie dem verhaßten Gerichte ohne alle Einschränkungen den Gehorsam aufkündigten.

---

12. Vierter Krieg des Kaisers mit Franz I.

(1542—1544.)

Da des Kaisers Anträge an den König von Frankreich ohne Erfolg geblieben waren, so hatte er am 11. October 1540 Mailand, als eröffnetes Reichslehn, seinem Sohne Philipp gegeben; Franz aber hielt Karl's Macht durch den vor Algier erlittenen Verlust für so geschwächt, daß er beschloß, noch einmal die Gewalt zu versuchen. Er erneuerte das Bündniß mit den Türken, und machte große Rüstungen. Zum Vorwande, den Stillstand von Nizza zu brechen, mußte ihm die Ermordung zweier Gesandten dienen, die sich in seinem Auftrage durch das Mailändische schleichen wollten, der eine nach Venedig, um diese Republik zu einem Bündnisse mit Frankreich zu bereden, der andere nach Constantinopel, um mit dem Sultan einen Angriffsplan zu verabreden. Der Statthalter von Mailand, der Marchese del Guasto, befahl sie anzuhalten und ihnen ihre Papiere zu nehmen; da sie sich zur Wehre setzten, kamen sie im Handgemenge um (1541). Franz schrie laut über Verletzung des Völker- und Gesandtschaftsrechts, aber mit Unrecht, denn jene Männer waren keineswegs unter dem Namen von Gesandten gereis't, sondern hatten diese Eigenschaft gerade zu verbergen gesucht.

Im nächsten Frühling (1542) eröffnete Franz die Feindseligkeiten. Jetzt sollte sich's entscheiden, wer von beiden Nebenbuhlern dem andern Gesetze vorschreiben könnte. Fünf Heere griffen den Kaiser zu gleicher Zeit auf verschiedenen Punkten an, errangen aber sehr geringe Vortheile. Im folgenden Jahre (1543) erschien zu Franzen's Unterstützung eine Türkische Flotte unter Barbarossa, welcher die Neapolitanischen Küsten plünderte, viele Gefangne fortschleppte, und sich dann in Gemeinschaft mit den Franzosen auf Nizza warf, welches furchtbar geplündert wurde. Dagegen verband sich Heinrich VIII. mit dem Kaiser. Dieser hatte seinen Sohn Philipp mit einer Portugiesischen Prinzessin vermählt, deren großer Brautschatz, verbunden mit einer ansehnlichen Geldbewilligung der Spanischen Stände, ihn in den Stand setzte, sich zu einer kraftvollen Kriegsführung zu rüsten. Im Mai segelte er nach Italien, und zog von da nach Deutschland, wo er sich an die Spitze eines auserlesenen Heeres stellte, um den Herzog Wilhelm von Cleve zu züchtigen. Dieser, der mit dem Kaiser wegen

der Erbschaft von Geldern in Streit war, stand mit dem Könige von Frankreich in einem Bunde; die Reformation war in seinen Ländern schon ziemlich weit fortgeschritten. Demungeachtet, und obschon er ein Schwager des Kurfürsten von Sachsen war, führten mehrere evangelische Stände dem Kaiser auf seinem Zuge Kriegsbedürfnisse zu; der Landgraf hatte 1541 in einem besondern Vertrage mit dem Kaiser die ausdrückliche Verpflichtung übernommen, sich nicht in die Geldrische Sache zu mischen. Die siegreichen Erfolge der kaiserlichen Waffen zwangen den Herzog von Cleve, sich schnell zu unterwerfen. Er erschien vor dem Kaiser, und bat knieend um Gnade, aber Karl wandte sich weg, ohne ihm zu antworten. Er verzieh ihm dann zwar, doch unter harten Bedingungen, besonders, daß er die vorgenommenen kirchlichen Neuerungen in seinen Ländern wieder abstellen, sich in kein Bündniß gegen den Kaiser einlassen und seinen Ansprüchen auf Geldern entsagen solle.

Indem die Schmalkaldischen Bundesgenossen hier einen bedeutenden Fürsten ohne Unterstützung ließen, der schon im Begriff war, sich mit ihnen zu vereinigen, konnte der Kaiser inne werden, daß sie den seit dem Nürnberger Frieden eingeschlagnen Weg, durch rechtzeitige Benutzung günstiger Umstände ihre Macht zu verstärken, nicht weiter verfolgten, entweder aus Friedensliebe oder wegen plötzlich stockender Entschlossenheit. Dasselbe zeigte sich damals auch bei einer andern Gelegenheit. Der alte Kurfürst Hermann von Köln nämlich dachte jetzt ernstlich an die Ausführung des Planes, die Kirche seines Landes zu reformiren, und ließ deswegen sogar Melanchthon kommen; die Ritterschaft und die Städte des Kurfürstenthums erklärten sich günstig, nicht aber das Domcapitel und der Rath von Köln, einer Stadt, in welcher die Geistlichkeit sehr zahlreich, angesehen und reich war. Einige der ungestümsten Domherren meinten sogar schon, man müsse einem ketzerischen Erzbischof den Gehorsam aufkündigen. Der Landgraf von Hessen erklärte dem Capitel zwar hierauf, der Schmalkaldische Bund würde den Kurfürsten mit seiner ganzen Macht unterstützen, aber es blieb bei der Drohung, und das Domcapitel drang mit seinem Widerstande durch.

Indeß war König Franz in den Hennegau eingefallen und hatte mehrere Orte, unter andern Landrecies, weggenommen. Diesen wichtigen Platz wollte der Kaiser wieder erobern, richtete aber nichts aus,

und verlegte das Heer in die Winterquartiere. Entschlossen, Frankreich von dieser Seite im nächsten Frühjahr anzugreifen, berief er die Deutschen Fürsten auf einen Reichstag nach Speier. Die Versammlung, welche vom 20. Februar 1544 bis zum 10. Juni dauerte, war eine der allerglänzendsten, der Kaiser und sämmtliche sieben Kurfürsten waren in Person zugegen. Karl's Verlangen, gegen Franzosen und Türken unterstützt zu werden, fand lange Widerspruch an dem Begehren der Protestanten, nicht eher von Kriegshülfe zu handeln, bis ihnen ein beständiger Friede und die Einsetzung eines neuen Kammergerichts gewährt sey. Endlich, nachdem die beiden Schmalkaldischen Bundeshäupter schon abgereist waren, kam ein Reichsabschied zu Stande, welcher den Protestanten sehr günstig war. Er gewährte ihnen Verlängerung des zu Regensburg beschlossenen Friedstandes bis zu einer Vergleichung über die Religion, und setzte fest, daß das Kammergericht noch drei Jahre in seiner bisherigen Verfassung bleiben, dann mit Richtern ohne Unterschied der Confession besetzt werden, bis dahin aber mit Religions-Processen gegen die Protestanten inne halten solle. Das Reich bewilligte auf sechs Monate die Kosten für ein Heer von zwanzigtausend Fußsoldaten und viertausend Reitern gegen die Türken und Franzosen. Die Katholiken waren mit diesen Beschlüssen sehr unzufrieden, und der Papst schrieb einen Brief an den Kaiser, in welchem er ihm seine Nachgiebigkeit mit heftigen Worten verwies.

Bald nach Endigung des Reichstags rückte der Kaiser gegen Franz in's Feld. Des Letztern Heerführer, der Graf Enguien, hatte schon in Italien, bei Cerisoles (11. April 1544), einen vollständigen Sieg über den Spanischen Feldherrn del Guasto erfochten, als Franz schnell — ohne diesen Sieg benutzen zu können — sein dortiges Heer theilen mußte, um für das Nordheer die nöthige Verstärkung zu gewinnen; denn außer den Deutschen war auch Karl's neuer Bundesgenosse, Heinrich VIII., zu fürchten, der mit einem Heere in Frankreich gelandet war. Karl belagerte mit seinen trefflichen Deutschen Truppen erst St. Dizier, eroberte es am 17. August mit List, und rückte nun in starken Märschen gerade auf Paris los. Er überrumpelte Epernay und Chateau-Thierry, wo er viele Vorräthe fand, und drückte das Heer des ihm entgegengeschickten Dauphin, der sorgfältig eine Schlacht vermied, immer mehr zurück. Schon stand er nur zwei Tagereisen von Paris, dessen Einwohner mit ihren Habseligkeiten bereits nach

Rouen, Orleans und andern Städten flüchteten — als Franz Friedensvorschläge that. Karl's Heer war nicht in der Verfassung, sich in eine Schlacht mit einer verzweifelnden Gegenmacht und in die Belagerung einer so ungeheuern Stadt einlassen zu dürfen; daher erschwerte er die Unterhandlungen nicht, sondern begnügte sich mit der Ehre, seinen Gegner in Schrecken gesetzt zu haben; und so kam, schneller als man erwarten konnte, der Friede zu Crepy (18. Sept. 1544) zu Stande. Beide Monarchen versprachen, ihre Eroberungen seit dem Waffenstillstande von Nizza herauszugeben; Franz entsagte allen seinen Ansprüchen auf des Kaisers dermalige Besitzungen, besonders auf Neapel; Karl leistete auf Burgund Verzicht. Um aber auch den alten Streit über Mailand auszugleichen, wurde verabredet, daß des Königs zweiter Sohn, der Herzog Karl von Orleans, sich entweder mit des Kaisers ältester Tochter Maria, oder mit seines Bruders Ferdinand Tochter Anna, nach der Wahl des Kaisers, vermählen sollte. Im ersten Falle sollten die Vermählten die Niederlande, im zweiten Mailand erhalten. (Der Kaiser entschied sich nachher für den zweiten Fall.) Zugleich verbanden sich beide Monarchen, ihr Möglichstes zu thun, die Religionsvereinigung zu befördern, um sodann die Türken mit vereinten Kräften zurücktreiben zu können. Man sieht aus diesen Bedingungen deutlich, daß, wenn der Kaiser auch in früheren Jahren damit umgegangen war, Eroberungen gegen Frankreich zu machen, er dieses Vorhaben nunmehr längst aufgegeben hatte, denn er bewilligte seinem Widersacher Alles, was er ihm vor dem Anfange des für ihn siegreichen Krieges angeboten hatte.

---

13. Franz I. Ausgang.

Die Aussicht, welche der Friede zu Crepy dem König Franz zu einer Machtvergrößerung seines Hauses gewährte, ging schon im folgenden Jahre für ihn verloren, denn der Herzog Karl starb am 9. September 1545 an der Pest, und der Kaiser, der dadurch der übernommenen Verpflichtungen vollkommen entledigt war, wollte natürlich andern Forderungen des Königs kein Gehör geben. So hatte Franz fast seine ganze Regierung in fruchtlosen Versuchen hingebracht, einen mächtigen Nebenbuhler zu demüthigen, und das Reich um einige aus-

wärtige Provinzen zu vergrößern. Damals dauerte der Krieg mit Heinrich VIII. noch fort. Nach vielem unnütz verschwendeten Gelde und Menschenblut kam endlich (17. Juni 1546) auch mit diesem ein Friede zu Stande, welchem zufolge Heinrich das von ihm eroberte Boulogne noch acht Jahre behalten, und dann gegen Zahlung von zwei Millionen Kronen herausgeben sollte. Im nächsten Jahre starb Franz (31. März 1547). Ein ausschweifendes Leben raffte ihn schon im drei und funfzigsten Jahre seines Alters hin.

In den friedlichen Zwischenräumen seiner Regierung war Franz für die Fortschritte der Civilisation seines Reichs und den Flor der Künste und Wissenschaften nicht unthätig gewesen. Durch Aufmunterungen, die er den Gelehrten gab, hob er den gesunkenen Glanz der Pariser Universität ungemein, und die Hörsäle, die vorher leer gewesen waren, wurden nun wieder stark besucht. Italienische Gelehrte und Dichter, zum Theil politische Flüchtlinge, kamen nach Frankreich und halfen dort den Geschmack für die classischen Studien verbreiten. Franz gab ihnen Jahrgelder, und wurde dafür durch ihre Schmeicheleien bis in den Himmel erhoben. Man nannte ihn den Vater der Wissenschaften. Uebrigens sträubten sich gegen das aufkommende Griechische und Hebräische Sprachstudium auch hier der Obscurantismus und die Unwissenheit der Mönche. Ja sie trugen kein Bedenken, den für einen Ketzer zu verschreien, der jene Sprachen erlernt hatte. Ein Mönch soll gar einmal auf der Kanzel folgenden Unsinn gesagt haben: „Man hat nun auch eine neue Sprache erfunden, die man die Griechische nennet, vor der man sich aber wohl zu hüten hat, denn aus ihr entspringen lauter Ketzereien. Ich sehe in den Händen vieler Personen ein in dieser Sprache geschriebenes Buch, man heißt es das neue Testament, das ist voller Dornen und Ottern. Und was die Hebräische Sprache betrifft, so werden Alle, die sie erlernen, sogleich zu Juden."

Auch in der Gerechtigkeitspflege und im Kriegswesen machte Franz Verbesserungen; erst jetzt wurde das grobe Geschütz zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß man der alten gewaltigen Belagerungsmaschinen, Mauerbrecher u. s. w. ganz entbehren konnte. Mit der Französischen Schifffahrt hatte es bis dahin noch traurig ausgesehen. Eine königliche Seemacht war noch gar nicht da gewesen. Im Nothfall hatte die Regierung die Barken und Galeeren der Kaufleute in

Sold genommen, oder Schiffe von den Genuesern oder Portugiesen gemiethet. Erst Franz I. ließ eine beständige Flotte zum Dienste des Staats errichten. Man wagte aber noch nicht, viele Kanonen darauf zu bringen. Doch wurden nun auch schon Französische Entdekkungsreisen nach America unternommen, und Ansiedelungen, besonders in Canada, gemacht.

Fremde Künstler und Manufacturisten fanden gleichfalls in Frankreich eine ehrenvolle Aufnahme. Im Jahr 1536 legten zwei Genueser den Grund zu den nachmals so berühmten Seidenmanufacturen in Lyon. Aus Italien wurden die berühmtesten Maler, Bildhauer und Baumeister an den Hof gerufen, um die Landsitze des Königs zu verschönern. Franz selber sah gern den Künstlern bei der Arbeit zu, und ermunterte sie durch Belohnungen und schmeichelhafte Lobsprüche. Der berühmte Italienische Maler, Leonardo da Vinci, starb in seinen Armen, und der noch berühmtere Raphael vermachte ihm den kostbaren Stein, auf welchem zwei und zwanzig Figuren geschnitten sind, ein Meisterstück der Kunst, das noch bis zur Revolution zu den Kleinodien der Krone gerechnet wurde. Auch der gelehrte Buchdrucker, Robert Stephanus, der nebst seinem Sohne und Nachfolger, Heinrich Stephanus viele alte Schriftsteller herausgab, und sie dadurch nicht nur häufiger machte, sondern auch nebenher die Texte kritisch berichtigte, war ein Liebling des Königs, und ward oft von ihm besucht *). Lauter Dinge, die recht löblich sind, aber von vielen anderen Fürsten oft noch weit großartiger geschahen, ohne daß sie deswegen so gepriesen wurden, als der in dieser wie in anderer Hinsicht von den ruhmredigen Französischen Schriftstellern überschätzte Franz I.

Bis auf die Zeiten Ludwig's XII. hatten die adeligen Frauen in der Regel auf ihren Landsitzen, beschäftigt mit häuslichen Dingen, ge-

*) Unter der Regierung des folgenden Königs wurde dieser wackere Mann genöthigt, wegen seiner protestantischen Grundsätze Paris zu verlassen, ja man verbrannte ihn im Bilde, während er als Flüchtling über die Alpen kletterte. Er pflegte daher im Scherz zu sagen, es habe ihn nie so sehr gefroren, als da er in Paris verbrannt worden sey. Von ihm rührt die Abtheilung unserer Capitelverse im neuen Testamente her. Er machte sie auf dem Pferde, auf einer Reise nach Lyon. Sein Sohn arbeitete ein Griechisches Wörterbuch in vier Folianten aus, ein Werk von ungeheurem Fleiße und außerordentlicher Gelehrsamkeit. Sein Setzer, Namens Scapula, war ein Schelm, denn während er daran setzte, machte er heimlich einen Auszug in einem Foliobande daraus, der öfters gedruckt worden ist, und weit häufiger gekauft wurde.

lebt. Ludwig hatte sie zuerst an den Hof gebracht, indem er seine Gemahlin Anna von Bretagne mit Ehrendamen umgab. Diese geistreiche Fürstin flößte ihnen einen Geschmack für Bildung und ein Interesse für Dinge, die außer dem Kreise gewöhnlicher weiblicher Beschäftigungen liegen, ein, wodurch die Frauen in Frankreich eine immer steigende gesellschaftliche Bedeutung bekamen. Durch Franz I. ward der Hof der Mittelpunkt für die durch Schönheit und Geist glänzendsten Frauen des Landes; aber seine übermäßige Lust an Vergnügungen und glänzenden, kostspieligen Festen, sein Hang zu Ausschweifungen und Liebesränken machte leider auch eine Schule der Verschwendung und der Sittenlosigkeit daraus.

Im Innern des Landes hatte tiefer Friede geherrscht; der Adel war noch von Ludwig's XI. Zeiten her eingeschreckt und mit den auswärtigen Kriegen zu sehr beschäftiget, als daß er mit Anmaßungen gegen die Krone hätte hervortreten können. Die folgenden Könige erfuhren jedoch, daß dieser Sinn des Adels nur eingeschlummert, nicht ganz vernichtet war.

Gleich nach Luther's Auftreten fand die Reformation in Frankreich Eingang, sogleich begannen aber auch Verfolgungen und Hinrichtungen. Besonders nachdem Franz 1526 aus seiner Gefangenschaft zurückgekehrt war, und den Befehl gegeben hatte, daß alle die Ketzerei betreffenden Angelegenheiten zuerst vor die weltliche Obrigkeit gebracht werden sollten, verfolgten die Gerichte, und vorzüglich das Pariser Parlament, die Anhänger der Reformation mit großer Härte. Zuweilen gab der unbesonnene Eifer einiger Protestanten dazu Veranlassung. So fand man im Jahre 1534 Sätze gegen die Messe, in einem äußerst heftigen Tone abgefaßt, an die Straßenecken von Paris, selbst an die Zimmerthür des Königs, der sich damals zu Blois befand, angeschlagen. Franz gerieth darüber in eine solche Wuth, daß er den Rathschlägen der erbittertesten Feinde der Protestanten Gehör gab. Er befahl, eine feierliche Procession zur Abwendung des göttlichen Zorns anzustellen, der dem Lande deshalb erregt worden seyn könnte; ja er selber wohnte mit entblößtem Haupte und einer Fackel in der Hand diesem Aufzuge bei; die Prinzen vom Geblüt trugen einen Baldachin über ihn, hintennach folgte der ganze Adel der Hauptstadt. Dabei rief der König öffentlich mit lauter Stimme: wenn er wüßte, daß eine von seinen Händen von der Ketzerei angesteckt wäre, so wollte er sie mit der andern abhauen

ja er würde seiner eignen Kinder nicht schonen, wenn sie sich dieses Verbrechens schuldig machten. Zugleich wurden sechs Protestanten lebendig unter entsetzlichen Qualen verbrannt (21 Jan. 1535). Bald erfolgte die Hinrichtung vieler Anderen. Diese Dinge mußten die Schmalkaldischen Bundesgenossen, welchen Franz fortwährend schmeichelte, um sie gegen den Kaiser aufzuregen, in den höchsten Unwillen versetzen. Franz suchte sich zwar zu rechtfertigen, aber die Entschuldigungen, die er vorbrachte, waren zu kahl, als daß sie Eindruck hätten machen können. Eben so vergeblich heuchelte er, selbst den Lehren Luther's einigermaßen geneigt zu seyn, indem er sogar begehrte, Melanchthon möge zu theologischen Verhandlungen nach Frankreich kommen. Der Kurfürst von Sachsen versagte diesem die Erlaubniß zu einer solchen Reise.

Nicht lange nachher wurde auch mit den Hinrichtungen wieder fortgefahren, und als die Geistlichkeit über die Nachkommen der Waldenser (ein höchst arbeitsames und friedliches Völkchen), die noch immer in einigen Gegenden der Provence und in der Grafschaft Venaissin lebten, Klagen anbrachte, bestätigte Franz die harten und grausamen Beschlüsse des Parlaments zu Aix gegen sie. Zum Unglück fiel die Vollstreckung in die Hände geschworner Feinde jener armen Menschen, die sogleich eine Menge Soldaten gegen die einzelnen Dörfer anführten, viele der Unglücklichen niedermetzeln, andere mit ihren Häusern verbrennen ließen, und sich nebenher alle Zügellosigkeiten erlaubten, die sonst doch nur in Feindes Landen verübt wurden (1545). Der Parlamentspräsident Baron von Oppeda trieb seinen Religionseifer so weit, daß er eine Menge schwangerer Weiber in eine Scheune sperren, ihnen den Leib aufschneiden, die Frucht herausreißen und mit Füßen zertreten ließ. Der König erfuhr diese Abscheulichkeiten zu spät, und übertrug seinem Nachfolger ihre Bestrafung, die jedoch nur sehr unvollständig erfolgte. So fanden schon unter Franzen's Regierung Auftritte religiöser Verfolgungssucht Statt, die unter seinen Nachfolgern weiter ausgedehnt wurden, und durch die Einmischung politischer Leidenschaften das ganze Reich an den Rand des Untergangs brachten.

V. Karl V. im Kampf mit den Deutschen Protestanten und die beginnende Reaction des Katholicismus.

1. Wachsende Spannung in Deutschland.

(1545.)

Der unerwartet schnelle Abschluß des Friedens zu Crepy erregte unter den Deutschen Protestanten gerechte Besorgnisse. Sie meinten — und wurden in dieser Ansicht durch allerlei ihnen zugetragne Nachrichten bestärkt — die Ursache, warum Karl seine Vortheile aufgegeben und dem Könige von Frankreich so gute Friedensbedingungen bewilligt habe, sey keine andere als die, sich den Rücken frei zu machen, um sie mit Waffengewalt nach seinem Willen zu zwingen. Es war gewiß des Kaisers Absicht, und er sprach es selbst aus, jetzt alle seine Muße und Kräfte auf die Beendigung des Religionszwistes zu richten; daß er aber damals schon entschieden zum Kriege entschlossen gewesen sey, läßt sich weder beweisen, noch kann es als wahrscheinlich angenommen werden. Indeß ist es sehr natürlich, daß er sich mit dem Gedanken an dieses Aeußerste, als einen möglichen und unter gewissen Umständen sehr nahen Fall, viel beschäftigt habe, und daher mochten sich schon dunkle Gerüchte von einem Kriege verbreitet haben.

Er brachte den Winter in den Niederlanden unter heftigen Gichtbeschwerden zu, so daß ein neuer Reichstag zu Worms am 24. März 1545 von seinem Bruder Ferdinand eröffnet wurde. Indeß hatte Paul III., der schon 1542 das vielbesprochene Concilium zu Trident hatte eröffnen lassen wollen, wozu sich aber damals fast Niemand eingefunden hatte, es jetzt von Neuem nach demselben Orte ausgeschrieben. Auf dem Reichstage erschienen nur äußerst wenige Fürsten in Person. König Ferdinand erklärte, der Hauptzweck der diesmaligen Versammlung sey, die Aufmerksamkeit der Stände auf die Türken zu lenken, die von Neuem mit großer Macht gegen Ungern im Anzuge wären und selbst Deutschland bedrohten; die Religionssache sey vor der Hand auszusetzen, da das Concilium nun mit nächstem wirklich eröffnet werden würde. Dagegen verlangten die protestantischen Ge-

sandten, daß über die Religionsvergleichung zuerst gehandelt werde, und wiederholten die schon mehrmals gemachte Erklärung, daß kein Protestant dies Concilium für ein rechtmäßiges anerkennen könne. Weiter war Ferdinand noch nicht gekommen, als der Kaiser am 16. Mai persönlich erschien, von seinen klugen Ministern Granvella und Naves begleitet. Er äußerte sein Befremden, fast keinen einzigen protestantischen Fürsten gegenwärtig zu finden, und lud den Kurfürsten von Sachsen noch besonders ein, aber dieser ließ sich entschuldigen. — Indeß wurden die Unterhandlungen mit den Protestanten noch zwei Monate lang fortgesetzt, und endlich trug der Kaiser selbst auf einen Reichsabschied an, in welchem die Forderungen derselben wenigstens zum Theil befriedigt wurden. Es sollte ein abermaliger Versuch zur gütlichen Beilegung des großen Streits durch ein Religionsgespräch gemacht, und dieser Reichstag am heil. drei Königstag des künftigen Jahres zu Regensburg fortgesetzt werden.

Von Worms aus sandte Karl auch einen Gesandten an Soliman, in der Absicht, einen Frieden, oder doch wenigstens einen Waffenstillstand zu vermitteln *). Auch ein päpstlicher Legat, der Cardinal Farnese, war nach Worms gekommen; er betrieb keine öffentlichen Geschäfte, heimlich sollte er den Kaiser zum Kriege wider die Protestanten reizen. Der Cardinal Pallavicini, der eine Geschichte des Tridentinischen Concils im Interesse des Römischen Hofes geschrieben hat, erzählt, Granvella habe dem Legaten, aber nur in seinem Namen, eröffnet, der Kaiser glaube, die Protestanten würden, von den Entscheidungen des Conciliums bedroht, zu den Waffen greifen; er, der Kaiser, sey erschöpft, die katholischen Fürsten schwach und muthlos, der Papst werde also zur nachdrücklichen Führung des Krieges Alles beitragen müssen. Der Legat habe hierauf zwar erwiedert, der Papst besitze nur eine geistliche Macht, und müsse den Gebrauch der weltlichen dem Kaiser überlassen; indeß sey man doch damals in den Berathschlagungen über den Krieg einander schon ziemlich nahe gekommen. Dagegen erzählen Andere, der Legat habe dem Kaiser päpstliche Hülfstruppen versprochen, wenn er die Protestanten angreifen wolle.

---

*) Die Türken hatten sich seit dem unglücklichen Feldzuge von 1542 (oben S. 271.) in Ungern immer fester gesetzt. Der nachgesuchte Waffenstillstand kam 1547 zu Stande, unter der schmählichen Bedingung, daß sich Ferdinand anheischig machte, für den ihm gebliebenen kleinen Antheil des Ungerischen Landes den Türken einen jährlichen Tribut zu zahlen.

Herzog Heinrich der Jüngere hatte indessen noch immer vergebliche Versuche gemacht, wieder zum Besitze seines Landes zu gelangen. Der Kaiser hatte es zu Worms durchgesetzt, daß ihm das Herzogthum zur Sequestration übergeben werden sollte, aber Heinrich selbst verwarf diesen Vertrag. Franz I. hatte ihm Geld gesandt, um dafür eine Anzahl Truppen in Deutschland zu werben: so wie er diese aber beisammen hatte, führte er sie nach Braunschweig, verwüstete das platte Land im Lüneburgischen, und belagerte Wolfenbüttel und Schöningen. Aber sogleich brachte auch der Landgraf von Hessen, sein alter Feind, mit Beihülfe des Kurfürsten von Sachsen, ein Heer zusammen, und ging damit in eigner Person auf Heinrich los. Dieser hob die Belagerung von Wolfenbüttel auf, ging ihm bis Kalefeld bei Nordheim entgegen, und ward hier fast ganz vom Feinde umzingelt. Dennoch schlug er eine Capitulation mit stolzen Worten aus, und wollte es auf eine Schlacht ankommen lassen. Wie aber das Treffen begann, verlor er den Muth, und gab sich nebst seinem ältesten Sohne Karl Victor gefangen (21. Oct. 1545). Der Landgraf machte ihm harte Vorwürfe, und führte ihn nach seiner Festung Ziegenhayn, wo er ihn streng bewachen ließ.

---

2. Luther's Tod.

(18. Febr. 1546.)

Luther war in der ganzen Zeit keinen Augenblick müßig gewesen, das Reformationswerk durch Lehren und Schriften zu fördern. Die Zahl seiner Schriften — sie machen zwei und zwanzig Folianten aus — bezeugt uns seinen ungeheuern Fleiß, der um so erstaunenswürdiger ist, da er nicht nur so viel Zeit mit Predigen, akademischen Vorträgen, Reisen, ja mit gesellschaftlichen Erholungen ausfüllte, sondern auch in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens unaufhörlich mit schmerzhaften Krankheiten geplagt war. Zwei seiner Hauptübel waren der Stein, der ihm einmal unter andern elf Tage lang unter wüthenden Schmerzen den Harngang verschlossen hielt, und ein Rheumatismus im Kopfe, der ihn mit betäubendem Schwindel und heftigem Ohrenbrausen peinigte. Dennoch strengte er sich über seine Kräfte an, und mußte oft nach halb vollendeter Predigt fast ohnmächtig die Kanzel verlassen.

Bei allen diesen Leiden (die er für Wirkungen des Teufels hielt *), der sich an ihm rächen wolle), behielt er stets die vollkommenste Fassung, und stärkte sich in dem Kampfe gegen sie gewöhnlich durch die Hersagung biblischer Sprüche, welche Versicherungen des immer nahen göttlichen Beistandes enthielten. Hatte sich auf sein anhaltendes Beten ein Uebel einmal gelegt, so konnte er in seiner Freudigkeit wol gar zuweilen darauf pochen, daß er mit seinem Gott gut stehe. So erzählte er einmal selbst, wie er in der unten erwähnten Krankheit Melanchthon's diesen seinen Freund durch sein Gebet gerettet habe. „Da wandte ich mich, sagte er, nach dem Fenster, und unser Herr Gott mußte mir herhalten; denn ich warf ihm den Sack vor die Thür, und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, das da müßte erhört werden, da ich aus der heil. Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich je seinen Verheißungen trauen sollte."

Aus diesem starken Vertrauen zu Gott floß die herrliche Laune, mit welcher der so hart geplagte Mann doch Alles um sich her erheiterte. Er war unerschöpflich an drolligen Einfällen, und so aufgelegt zum Scherz, daß er sich oft selbst Vorwürfe darüber machte. Auch über seine Krankheiten scherzte er. Einer Fürstin, die ihn einmal besuchte, da er einen bösen Ausschlag hatte, sagte er: „Gnädige Frau, ich bin im Jahre wenig rechtschaffen frisch; ich bin entweder am Leibe oder am Geiste schwach, und kranke eins ums andere. Itzo habe ich an meinem Leibe bei zwanzig Sterne, wie am Himmel. Ich wollte, der Erzbischof von Mainz hätte sie!" — Außer den freundschaftlichen Gesprächen bei einer mäßigen Mahlzeit, in denen seine Freunde seine Unbefangenheit und seinen Mutterwitz nicht genug bewundern konnten **),

*) So rief er auch einmal, da Melanchthon auf einer Reise 1540 in Weimar Krankheits halber hatte liegen bleiben müssen, und er auf die Nachricht davon zu ihm geeilt war, bei dem ersten Anblick des entstellten Freundes aus: „Behüte Gott, wie hat mir der Teufel dieses Organon geschändet!"

**) Hier nur eine, nicht sehr bekannte Anekdote. Ein Hamburger Kaufmann brachte seinen Sohn, welcher studiren sollte, nach Wittenberg, und empfahl ihn Luther's näherer Aufsicht. Luther lud Beide zu Tische, und hier beging der junge Mensch die Ungeschliffenheit, in aller Stille einem Gänsebraten, der eben aufgetragen war, die Haut abzuziehen, und sie zu verzehren, während sein Vater mit dem Doctor im Gespräch begriffen war. Einige Tischgenossen stießen Luther heimlich an, er aber winkte ihnen, daß sie still seyn sollten. Als der junge Mensch fertig war, fragte Luther den Vater ganz gleichgültig: „Lieber Herr, wenn er seinen Sohn nicht wollte studiren lassen, welches Gewerbe hätte

mußte oft die Musik sein Herz erheitern. Er behauptete, die Menschen, die von dieser Kunst nicht gerührt würden, seyen den Klötzen und Steinen gleich; auch hätte er gefunden, daß der Teufel die Musik nicht leiden könne, da er es oft an sich erfahren hatte, daß bei ihrem Klange alle Sorgen und Bekümmernisse aus der Brust, nicht anders als wie vor Gottes Wort, entflohen waren.

Zu politisch-religiösen Verhandlungen auf Reichstagen und Gesprächen brauchten ihn die Fürsten nicht, weil man von Melanchthon's sanftem Sinne mehr erwartete. Luther schlug nur da noch zuweilen drein, wo nach seinem eignen Ausdruck die Hinbart nöthig war, denn er bekannte selbst, daß er seine Feder nicht im Zaume halten könne. In seinen letzten Lebensjahren hatte er den entschlafnen Streit über das Abendmahl wieder erweckt und gegen die Zwinglische Lehre von demselben mit einer noch größern Aufwallung als früher geschrieben. Sein Gemüth war auf's heftigste bewegt, weil er unter seinen Amtsgenossen und Freunden Anhänger dieser Lehre zu erblicken glaubte, selbst Melanchthon in diesem Verdacht hatte. Ferner zürnte er den Rechtsgelehrten in Wittenberg, weil sie die heimlichen Eheverlöbnisse der Studirenden, wider welche er selbst auf der Kanzel eiferte, für gültig erklärten. Ueber alle diese Dinge wurde der durch Alter und Krankheit argwöhnischer als sonst gewordene Mann so mißmuthig, daß er Wittenberg im Mai 1545 verließ, und sich an verschiedenen Orten bei Freunden aufhielt. Nur auf dringendes Ersuchen des Kurfürsten konnte er bewogen werden, zurückzukehren. Er war noch nicht lange wieder in Wittenberg, als ihm aufgetragen ward, eine Streitigkeit unter den Grafen von Mannsfeld zu schlichten, um welcher willen er eine Reise nach Eisleben nöthig fand. Er trat dieselbe mitten im Winter an (Jan. 1546), kam aber schon zu Halle so entkräftet an, daß sein dasiger Freund, Doctor Jonas, Superintendent und Prediger an der Ulrichskirche, es rathsam erachtete, ihn nach Eisleben zu begleiten. So schwach der alte Mann sich fühlte, so predigte er doch daselbst noch viermal (zuletzt am Sonntag den 14. Febr.), und wohnte

---

er ihm dann wol erwählt?" — Die Handlung, erwiederte der Kaufmann. — „Hm, sagte Luther, ich wüßte wol noch etwas Besseres für ihn. Er hat viel Anlage zum Gerber; seh er nur, wie gut er sich auf die Häute versteht." Der Kaufmann, erschrocken, erzürnt und beschämt zugleich, schalt, bat um Vergebung, und glaubte die Ungezogenheit dadurch wieder gut zu machen, daß er einige Flaschen des besten Weins für sein Geld zu holen befahl, welches Luther natürlich verhinderte.

alle Tage der Sitzung bei, die wegen jener Streitigkeiten von den Grafen gehalten ward. Dies that er bis zum Dienstag, den 16. Februar. Am Abend dieses Tages sagte er mit matter Stimme: „Wenn ich meine liebe Landesherren, die Grafen, hie zu Eisleben vertragen habe, so will ich heimziehen, und mich in meinen Sarg legen, und den Würmern meinen Leib zu essen geben."

Am folgenden Morgen war es merklich schlechter mit ihm geworden Die Grafen selber ersuchten ihn daher, heut zu Hause zu bleiben, und nicht in die Sitzung zu kommen. So blieb er denn, ging langsam in seinem Stübchen *) auf und nieder, und ruhte abwechselnd auf einem ledernen Sitzbett aus. Bei ihm waren der Doctor Jonas, der Prediger Cölius aus Mansfeld, und seine zwei jüngeren Söhne Martin und Paul. Er betete viel und unterhielt sich mitunter mit den Freunden. Einmal trat er nachdenkend an's Fenster, und sagte: „Ich bin hier zu Eisleben getauft, wie, wenn ich hier bleiben sollte?" Zum Abendessen ging er noch hinunter in die große Stube, und sprach viel vom Tode und vom Wiedersehen und Wiedererkennen der Freunde im ewigen Leben. Er stand aber bald auf, ging wieder auf sein Zimmer, trat an's offene Fenster, und sprach, den gestirnten Himmel betrachtend, sein gewöhnliches Gebet. Dann fing er an zu klagen, daß es ihm um die Brust so bange werde. Sogleich ward nach Hülfe geschickt, der Graf Albrecht kam selbst und brachte geschabtes Einhorn; auch Doctor Jonas und der Prediger Cölius nebst anderen Freunden kamen herbei, und erboten sich, die Nacht bei ihm zu wachen. Darauf nach neun Uhr, sprach er: „Wenn ich ein halbes Stündlein könnte schlummern, hoffe ich, es sollte besser werden." Wirklich schlummerte er auf dem Polsterbett ein, indem die Freunde und seine zwei Knaben ängstlich schweigend um ihn saßen. Um zehn Uhr erwachte er wieder, und sagte gerührt: „Siehe, sitzet Ihr noch? Mögt Ihr Euch nicht zu Bette legen?" Sie verneinten es, und führten ihn in seine Kammer, wo sein Bett schon gewärmt war. Indem er sich hineinlegte, gab er Allen die Hand, wünschte ihnen gute Nacht, und sagte: „Betet zu unserm Herrn Gott für sein Evangelium, daß es ihm wohl gehe, denn das Concilium zu Trident und der leidige Papst zürnet hart mit ihm." Schwerathmend schlief er ein, war aber um ein Uhr nach

*) Er wohnte in Doctor Drachstedt's, des Stadtschreibers, Hause, in welchem, wiewol es nicht mehr dasselbe, ein Zimmer voller Bildnisse noch jetzt den Manen des großen Mannes gewidmet ist.

Mitternacht schon wieder wach, und trug seinem Diener auf, das Zimmer zu heizen. Es war schon geschehen. Da ging er noch ohne Hülfe aus der Kammer hinein, klagte über Beklommenheit und betete viel. Noch ging er einigemal auf und ab, dann setzte er sich auf das Polsterbett und ließ sich den Leib mit warmen Tüchern reiben. Sein Diener setzte in der Angst die ganze Nachbarschaft mitten in der Nacht in Bewegung. Der Wirth und seine Frau kamen herauf; auch Graf Albrecht und seine Gemahlin kamen, und brachten stärkende Tropfen mit. Der Kranke klagte aber immer heftiger über Brustschmerzen und große Angst, betete dreimal hinter einander: „Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist; du hast mich erlöset, du treuer Gott!" und dann schloß er die Augen und ward stille. Die Gräfin fuhr noch immer fort, ihm den Puls mit balsamischen Wassern zu bestreichen, auch die anderen Freunde wärmten und rieben ihn noch. Zuletzt rief ihm Doctor Jonas zu: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf die Lehre von Christo, wie Ihr sie gepredigt, sterben?" Mit vernehmlicher Stimme sprach der Sterbende: „Ja," wendete sich dann auf die rechte Seite, und entschlief, so sanft, daß die Umstehenden glaubten, er schlummere nur. Erst da man ihm unter das Gesicht leuchtete, und Hände und Füße anfühlte, auch vergebens seinen Namen rief, merkte man, daß der Geist dem Leibe entflohen sey. Es war zwischen zwei und drei Uhr des Morgens. Noch in derselben Nacht ward ein reitender Bote mit der Nachricht an den Kurfürsten gesandt, der ihn mit dem Befehl zurückschickte, den Leichnam nach Wittenberg zu bringen.

Es ward sogleich ein zinnerner Sarg gegossen, und der Körper im Sterbekleide hineingelegt. Freitags, den 19. Nachmittags um zwei Uhr, ward der Sarg, in der Begleitung aller anwesenden Grafen, vieler Edelleute, und fast des ganzen Volks in Eisleben, aus dem Drachstedtischen Hause nach der Kirche getragen, wo ihm der Doctor Jonas eine Leichenpredigt hielt. Die Leiche blieb hierauf über Nacht in der Kirche stehen, bis sie am folgenden Tage auf einen Wagen gehoben, und unter großer Begleitung nach Halle abgeführt ward. Auf dem Wege dahin wurden in allen Dörfern die Glocken geläutet, und Männer, Weiber und Kinder schlossen sich wehklagend an den Zug an. Abends nach fünf Uhr näherte sich derselbe der Stadt Halle, deren Einwohner ihm schon von Weitem entgegenströmten, indeß der Magistrat, die Geistlichkeit und die Schule ihn in einer förmlichen Procession einzuholen kamen. Unter dem entsetzlichsten Gedränge ging der

Zug über die hohe Brücke und Schieferbrücke, durch das Moritzthor, über den alten Markt, und so durch die Schmeerstraße nach der Marktkirche hin. Weil aber das zuströmende Volk die Brücken und Straßen fast verstopfte, so daß der Leichenwagen alle Augenblicke still halten mußte, so brachte man auf diesem kurzen Wege durch die Stadt fast zwei Stunden zu, und erst gegen sieben Uhr ward der Sarg in der Sacristei der Marktkirche niedergesetzt, wo er die Nacht hindurch unter der Aufsicht einer Bürgerwache stehen blieb. Ein Künstler benutzte diese nächtlichen Stunden, einen Wachsabdruck von dem Gesichte des Todten zu nehmen. Das nach dieser Maske verfertigte Bildniß ist noch jetzt auf der Marienbibliothek in Halle zu sehen. Des folgenden Morgens ganz frühe ging die Reise weiter über Bitterfeld nach Wittenberg, wo der Zug am 22. Februar ankam. Der Einzug durch das Elsterthor war eben so feierlich als rührend. Eine große Anzahl von Grafen und Herren zu Pferde, dann die ganze Universität und der Magistrat, zogen vor und hinter dem Leichenwagen her, welchem sich auch der ganze Haufe der um ihren großen Lehrer trauernden Bürger mit Weibern und Kindern anschloß. Kein Auge blieb trocken, und hier bedurfte es wahrlich nicht erst der Beredsamkeit, um die Verdienste des Verstorbenen in's Licht zu setzen. Dennoch hielt der Doctor Pommer (Bugenhagen), Luther's Freund, ihm eine lange Leichenpredigt, worauf noch eine Parentation von Melanchthon folgte. Dann ward der Sarg von einigen Wittenberger Magistern in die vom Kurfürsten angewiesene Gruft in der Schloßkirche gesenkt, über welcher noch jetzt seine Grabschrift auf einer messingenen Tafel zu lesen ist.

Luther hinterließ eine Wittwe und drei Söhne, die aber weiter nicht berühmt geworden sind. Sein letzter männlicher Nachkomme ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Dresden gestorben.

---

3. Reichstag zu Regensburg.

(1549.)

So hat also Luther die traurige, lange gefürchtete Katastrophe nicht mehr gesehen, in welcher aus dem seit neun und zwanzig Jahren still gehäuften Zunder die offenbare Flamme hervorbrach. Aber nahe war der Ausbruch da er starb, und der Reichstag zu Regensburg warf die Funken in jenen Zunder.

Schon bei dem vor diesem Reichstage gehaltenen Religionsgespräche beklagten sich die protestantischen Fürsten über Ungerechtigkeit von katholischer Seite, und beriefen deswegen ihre Theologen noch vor der Zeit wieder nach Hause. Auch vermehrten sich jetzt schon im ganzen Reiche die Gerüchte, daß der Kaiser und der Papst sich vereinigt hätten, die Protestanten von drei Seiten her, nämlich von Italien, Böhmen und den Niederlanden, anzufallen, und daß deswegen ein Waffenstillstand mit den Türken betrieben werde. Im März erhob sich Karl von den Niederlanden, um den ausgeschriebenen Reichstag zu besuchen. Unterwegs sandte er zum Landgrafen von Hessen, und ließ ihn nach Speier zu sich entbieten; aber so groß war schon das Mißtrauen gegen ihn, daß Philipp nicht eher zu kommen wagte, als bis ihm der Kaiser einen zwiefachen Geleitsbrief ausgestellt hatte, wovon er das eine Exemplar für sich behielt, das andere aber dem Kurfürsten Johann Friedrich zur sichern Verwahrung zustellte. Bei den Unterredungen in Speier verhehlte der Landgraf nicht, daß ihm wegen der vielen bösen Gerüchte und wegen des nachgesuchten Stillstandes mit den Türken ein Argwohn aufgestiegen sey. Granvella versicherte darauf: der Kaiser habe nie friedlichere Absichten gehabt als jetzt; daß er Truppen werben lasse, sey eine sehr nöthige Maßregel gegen Franz, welcher dasselbe thue; und der Stillstand mit Soliman werde aus wahrer Liebe zum Deutschen Reiche eingeleitet, welches man nicht durch immer erneuerte Türkensteuern habe drücken und entkräften wollen. Der Landgraf erwähnte darauf des alten Kurfürsten von Köln, dem der Kaiser, wegen seiner Bemühung, die Reformation in sein Land einzuführen, mit der Absetzung gedroht hatte. Da nahm Karl selbst das Wort: „Wie sollte der gute Herr reformiren? sprach er; er hat seine Lebtage nicht mehr als drei Messen gelesen, wovon ich selber zwei gehört, und kann das Confiteor nicht.“ Der Landgraf nahm sich seiner an, und rühmte seine vernünftige Einsicht, richtete aber nichts aus. Nach vielem Reden forderte endlich der Kaiser, er solle doch mit auf den Reichstag kommen; aber ob er gleich die Bitte dreimal wiederholte, und Granvella ihm vorstellte, daß der Kaiser, dem das Reich nicht das Geringste eintrüge, mit Zurücksetzung aller seiner übrigen Geschäfte dennoch auf den Reichstag komme, weil ihm die Vergleichung über die Religion sehr am Herzen liege: so blieb Philipp doch bei seiner Weigerung, und schützte bald Geschäfte, bald die großen Kosten vor. Dennoch entließ ihn der Kaiser mit den Worten: er hoffe, ihn in Regensburg wieder

zu sehen. Aber vergebens. Er blieb, so wie der Kurfürst von Sachsen und die übrigen Schmalkaldischen Bundesgenossen, zu Hause.

Die Unterhandlungen auf dem am 5. Juni eröffneten Reichstage mußten, mit Ausnahme weniger Fürsten, mit den Gesandten gepflogen werden. Karl sah die Weigerung der protestantischen Häupter, auf dem Reichstage zu erscheinen, als eine so verderbliche Widerspenstigkeit an, daß er sich jetzt alles Ernstes zum Kriege entschloß. Von Regensburg aus sandte er einen Bevollmächtigten an den Papst, um das schon verabredete Bündniß schnell zu vollziehn. Auch gewann er, indem er den Zweck des Krieges nicht als einen religiösen, sondern als einen politischen darstellte, sogar einige protestantische Fürsten: den jungen Herzog Moritz von Sachsen und die Brandenburgischen Markgrafen Johann von Küstrin und Albrecht von Baireuth; die beiden Letzteren nahm er förmlich in seine Dienste, und gab ihnen den Auftrag, eine gewisse Anzahl Reiter zusammenzubringen. Desgleichen befahl er dem Grafen Maximilian von Büren, der in den Niederlanden commandirte, die dort stehenden Truppen herbei zu führen. Die Protestanten ließen darauf den Kaiser fragen, worauf diese Rüstungen zielten; worauf er ihnen durch seinen Vicekanzler Naves erwiedern ließ: Alle diejenigen, welche ihm gehorsam wären, würden wie bisher einen gnädigen und väterlich gesinnten Kaiser an ihm finden; diejenigen aber, welche ihm zuwider handelten, könnten erwarten, daß er gegen sie sein kaiserliches Ansehn gebrauchen werde. Und einige Tage nachher (am 25. Juni) ließ er den Ständen durch seinen Rath, den Doctor Viglius, erklären: Da nun bisher auf so vielen Reichstagen nichts Fruchtbarliches zu Stande gekommen, so möchten sie in Geduld erwarten, wessen er sich auf die Artikel der Religion, Friedens und Rechtens entschließen werde. Auf diesen Bescheid entfernten sich die protestantischen Gesandten schnell, ohne Abschied zu nehmen, die Fürsten rüsteten sich in größter Eil, und die Lutherischen Prediger riefen von den Kanzeln das Volk auf, an die Vertheidigung der reinen Lehre Gut und Leben zu setzen.

---

4. Moritz von Sachsen.

(Geb. 1521.)

Ehe die Leser auf den Kriegsschauplatz geführt werden, ist es nöthig, sie mit einem Manne bekannt zu machen, der eine Hauptrolle auf demselben spielen wird. Es ist der schon vorhin erwähnte Herzog Moritz

von Sachsen, Albertinischer Linie. Er war 1541, ein zwanzigjähriger Jüngling, seinem Vater, dem Herzog Heinrich, in der Regierung gefolgt, und hatte, wie dieser, den Lutherischen Glauben, zu dem er sich bekannte, in seinem Lande befördert, ohne jedoch dem Schmalkaldischen Bunde beizutreten, ungeachtet der Landgraf Philipp sein Schwiegervater, und der Kurfürst von Sachsen sein Vetter war. Schon früh hatte er deutliche Spuren von einem feinen Verstande, großer Geistesgegenwart und feurigem Ehrgeiz gezeigt, und wenn gleich nicht auf dem wissenschaftlichen, doch auf dem praktischen Wege eine Bildung erhalten, vermöge welcher er den hellesten Köpfen seiner Zeit beizuzählen ist. Schon als Jüngling hatte er sich an verschiedenen Deutschen Höfen umgesehen, bei Albrecht von Mainz das schwelgerische Leben eines geistlichen Kurfürsten, und bei Johann Friedrich die religiöse Stille und Einförmigkeit eines protestantischen Hofes kennen gelernt, und wahrscheinlich schon damals einen Widerwillen gegen diesen seinen Vetter gefaßt. In der That war auch der Kurfürst wol kein Mann für einen Jüngling von Moritzen's heiterm und leichtem Sinne. Er war ein frommer, rechtlicher, von edlem Glaubenseifer erfüllter Fürst, aber in seinem fetten, schwerfälligen Körper schien sich auch sein Geist nur langsam und in einem beschränkten Kreise zu bewegen; dabei war er äußerst empfindlich, und hatte eine hohe Meinung von seiner Einsicht. Bei einer solchen Gemüthsart läßt sich's auch erklären, wie gegenseitig der Kurfürst einen in seiner Nähe so kühn aufstrebenden Verwandten nicht ohne Eifersucht und Mißtrauen betrachten konnte, zumal wenn dieser vielleicht noch durch unvorsichtige Reden den Grund dazu verstärkte. Luther selber sagte einmal bei der Tafel, da er vom Kurfürsten heimlich gefragt ward, was er von seinem Vetter da halte: er solle sich hüten, daß er nicht einen jungen Löwen auferziehe. Worauf der Kurfürst antwortete: er hoffe das Beste.

Kaum hatte aber Moritz seine Herrschaft angetreten, so gerieth er schon mit dem verhaßten Vetter in öffentliche Händel wegen des Städtchens Wurzen. Der sonst so bedenkliche Kurfürst zog hier mit der größten Erbitterung gegen ihn zu Felde, und es wäre auch gleich zur Schlacht gekommen, wenn nicht der Landgraf Philipp in Person nach Sachsen geeilt wäre, um die Sache gütlich auszutragen. Auch Luther legte sich drein, und schrieb ihnen: sie sollten sich schämen vor der Welt; vernünftige Leute würden ihren Krieg ansehen, als schlügen sich zwei betrunkene Bauern um ein zerbrochenes Glas, oder zwei Narren

um ein Stück Brot. Aber wenn auch dieser Zwist noch beigelegt ward, so war es doch im Grunde diesmal nur eine Handvoll Asche auf einen glimmenden Brand gestreut.

Um ein Feld für seinen Thatendrang zu finden, führte Moritz 1542 ein treffliches Geschwader nach Ungern, als der Kurfürst von Brandenburg die Türken aus diesem Lande schlagen sollte, und zeigte sich hier so klug und entschlossen, daß Jeder wünschte, er möchte Feldherr seyn; ein Anerbieten, das er billig ablehnte, das aber wahrlich für den zweiundzwanzigjährigen Jüngling eine große Meinung erweckt. Der Kaiser, der auf Alles aufmerksam war, zog darauf mit großer Auszeichnung den jungen Herzog an sich, und übergab ihm 1544 ein Commando in Frankreich, dessen er sich gleichfalls mit großem Ruhm entledigte. Von der Zeit an betrachtete man ihn als des Kaisers Liebling, fürchtete aber doch kein verstecktes Verständniß mit diesem von ihm, da man bisher nur Handlungen, die mit der Ehrliebe bestehen konnten, von ihm zu sehen gewohnt gewesen war. Dennoch ließ er sich jetzt zu einer That fortreißen, die nur um der großen Dienste willen, die Moritz späterhin seinen bedrängten Glaubensgenossen geleistet, ein nachsichtigeres und milderes Urtheil verdient, als es sonst von dem Richterstuhle der Ehre und des Gewissens gefällt werden müßte. Er schloß nämlich, wie bereits erwähnt ist, ein geheimes Bündniß mit dem Kaiser, als dieser wider die Schmalkaldischen Genossen rüstete. Moritz versprach darin, sich gegen den Kaiser, den Römischen König und das Reich gehorsam zu verhalten, und insbesondere dem Oesterreichischen und Burgundischen Hause stets Ergebenheit und Freundschaft zu bewahren. Zugleich verpflichtete er sich, den Entscheidungen des allgemeinen Concils sich in so fern zu unterwerfen, als die übrigen Reichsfürsten dies thun würden. Dagegen übertrug ihm der Kaiser das Schutzrecht über das Erzbisthum Magdeburg und das Bisthum Halberstadt, unter der Bedingung, daß beide Stifter bei der alten Religion bleiben sollten. Weitere Verabredungen wurden damals, so viel man weiß, nicht getroffen, daß aber Moritz von der Aussicht, durch Theilnahme am Kriege sich auf Kosten seines Vetters zu vergrößern, zu diesem Verständniß gelockt wurde, kann keinem Zweifel unterworfen seyn. Selbsttäuschungen mochten ihn beschwichtigen, wie es bei Seelen seiner Art in dem Kampfe zu geschehen pflegt, den Begierde nach Größe und Ruhm und die Forderungen der strengen Pflicht in ihrem Innern mit einander bestehen. Er mochte sich einer-

seits seinen Vetter als einen Rebellen vorstellen, gegen welchen ein Vasall seinem Kaiser beistehen müsse, und andrerseits mochte ihm das Gefühl des eignen Werths zuflüstern, daß er an des Kurfürsten Stelle die Sache des Protestantismus künftig ungleich klüger und kräftiger als dieser führen würde. Bei diesen geheimen Absichten konnte Moritz wol nichts Widerwärtigeres begegnen, als daß Johann Friedrich, der davon nichts ahnete, ihm bei seinem Kriegszuge die Aufsicht über sein Kurfürstenthum anvertraute. Doch einmal entschlossen, der Sache des Kaisers zu dienen, leistete er zum Schein die lästige Bürgschaft, und that es in so zweideutigen Ausdrücken als möglich.

Das Aeußere dieses genialen Mannes entsprach seinen inneren glänzenden Eigenschaften. Er hatte den Blick, die Brust und den Gang des Helden; sein kräftiger und doch geschmeidiger Gliederbau und sein braunes Gesicht verkündeten den Freund des Krieges und der Jagd; in seinen Mienen lag ein schönes Gemisch von Würde und Freundlichkeit, und seine Rede war kurz, kräftig und sinnreich. Er wußte so sehr die Herzen zu gewinnen, daß Karl, der keinen Deutschen achtete, doch ihn zu seinem Liebling erkor.

---

5. Der Schmalkaldische Krieg.
(1546.)

Der Kaiser war noch in Regensburg, als die Protestanten schon von allen Seiten her ihre Truppen in Bewegung setzten. Von Ober- und Niederdeutschland her waren bereits zahlreiche Heere gegen ihn in Anmarsch, als er noch weiter keine Macht um sich hatte, als etwa 700 Reiter und gegen 8000 Deutsche und Spanier, die er in der Eil aus Ungern an sich gezogen hatte. Ehe die in Schwaben anzuwerbenden Landsknechte, die Niederländer und die päpstlichen Truppen ankommen konnten, konnte er von den Feinden längst erdrückt seyn.

Das Bündniß mit dem Papste war auf die Bedingung geschlossen worden, daß dieser zur Vertheidigung der alten Religion wider die Ketzer im Reiche 200,000 Kronen und eine Macht von 12,000 Fußsoldaten und 500 Reitern, nebst den Kosten zu ihrer Unterhaltung auf ein halbes Jahr, hergeben, und dem Kaiser den halben Ertrag aller Spanischen Kirchengüter für das laufende Jahr bewilligen sollte. Jene, den Zweck des Krieges bezeichnenden Worte drückten weit mehr die

Absicht des Papstes als des Kaisers aus. Der Letztere führte den Krieg zunächst hauptsächlich, um das kaiserliche Ansehn gegen diejenigen Stände, die es verachteten, zu retten, aber von dem Papste hätte er zu diesem Ende gewiß nie kräftigen Beistand erhalten. Um daher den ausbrechenden Kampf nicht als einen Religionskrieg erscheinen zu lassen, da er es auf seinem Standpunkte in der That nur zur Hälfte war, suchte er die Verabredungen mit dem Papste sorgfältig geheim zu halten, und schrieb den meisten Städten des Schmalkaldischen Bundes, namentlich an Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm, im Sinne der Erklärung auf dem Reichstage: nur Friede und Recht wolle er in Deutschland erhalten und die Störer desselben zu ihrer Pflicht zurückführen; sie möchten daher denen nicht glauben, die ihm andere Absichten andichteten. Diese Versicherungen fanden aber keinen Eingang und um so weniger, da der Papst sein Bündniß mit dem Kaiser bekannt machte und eine Bulle ausgehen ließ, in welcher er Allen den reichsten Ablaß versprach, die den Zug zur Ausrottung der verstockten Ketzer durch Gebete, Fasten und Almosen befördern würden.

Die Kriegsmacht der Oberländischen Städte war einem entschlossenen und umsichtigen Führer anvertraut. Er hieß Sebastian Schärtlin, war aus ritterlichem Geschlecht, und besaß ein Familienschloß, Burtenbach, im Augsburger Gebiet. Gegen Türken und Franzosen hatte er rühmlich gefochten, hatte ein Fähnlein Deutscher Landsknechte in der Schlacht bei Pavia angeführt, und war unter dem Bourbon'schen Heere gewesen, als Rom gestürmt und geplündert ward. Er hatte einen so hellen Blick, und wußte so schnell den rechten Punkt zu treffen, daß er den Oberbefehl am besten geführt haben würde. Aber zum Unglück für die Protestanten war er von den Bundeshäuptern abhängig, und diese wiederum so uneinig unter sich, daß dadurch in alle Maßregeln eine unselige Zaghaftigkeit und Verkehrtheit kam.

Schärtlin war mit seinem Heer, das aus den Contingenten der Augsburger und Ulmer Bürgerschaft und anderer Reichsstädte bestand, zuerst im Felde. Damals waren die Sachsen und Hessen noch nicht angelangt, und der Kaiser lag mit weniger Mannschaft zu Regensburg. Schärtlin sah sogleich, daß es darauf ankomme, dessen Vereinigung mit frischen Truppen zu verhindern, und dann ihn selbst anzugreifen. Zuerst rückte er also auf einen großen Werbeplatz des Kaisers in Schwaben, an der Baierschen Gränze, los, wo einige tausend Mann zusammengebracht worden waren, die in Begriff standen, nach Regensburg

zu ziehen. Er erreichte sie am Abend vorher, lag die Nacht ganz still und gedachte, ihnen mit Tagesanbruch durch seine Sängerinnen *) einen guten Morgen zu bieten, wie er sich selbst in seiner drolligen Sprache ausdrückt. Aber am folgenden Morgen fand sich, daß die angeworbnen kaiserlichen Truppen fast Alle schon in's Baierische hinübergezogen waren. Und nun war unglücklicher Weise den Tag zuvor ein Befehl von den Bundsräthen zu Ulm angekommen, es sollten im Gebiet der Herzoge von Baiern keine Feindseligkeiten ausgeübt werden, damit man sich diese nicht zu Feinden mache. Mißmuthig zog sich Schärtlin zurück, und dachte auf einen andern Plan. Die päpstlichen Truppen konnten durch keinen andern Paß über die Tyroler Gebirge kommen, als über Inspruck und die sogenannte Ehrenberger Klause, ein festes Schloß, welches diesen ganzen Paß beherrschte. Verlegte man ihnen diese Straße, so konnten sie nicht zum Kaiser stoßen. Mit schnellen Märschen eilte Schärtlin also dorthin, überrumpelte die Klause glücklich, und legte einige Mannschaft hinein. Nun wollte sich der wackere Kriegsmann das Fest machen, nach dem benachbarten Trident zu reiten, und die dort zum Concil versammelten geistlichen Herren mit Furcht und Schrecken auseinander zu jagen. Aber ein eilender Bote brachte ihm (20. Juli) den Befehl von den Bundesräthen, er solle sich schleunigst aus Tyrol zurückziehen, um den König Ferdinand, mit dem man nicht im Kriege sey, nicht zu reizen.

Eitles Bestreben, den zum Freunde erhalten zu wollen, der seiner Gesinnung nach ganz dem Gegner angehört, und durch die Schonung, die man ihm beweis't, weit mehr hemmt und schadet, als wenn man ihn als offenbaren Feind behandelt! Schärtlin zog, dem erhaltnen Befehle gemäß, nach Günzburg, wo die Wirtembergischen Schaaren unter dem Hauptmann Hans von Heydeck sich mit ihm vereinigten. Er machte jetzt den Vorschlag, den Kaiser, der noch immer nur achttausend Mann bei sich hatte, in Regensburg zu überrumpeln, ehe er seine Verstärkungen an sich ziehen könnte. Aber auch dies ward verworfen, obschon man dadurch wahrscheinlich dem Kriege mit einem Schlage ein Ende gemacht haben würde.

Indeß hatten der Kurfürst und der Landgraf am 4. Juli ein Schreiben an den Kaiser erlassen, worin sie sich gegen den Vorwurf des Ungehorsams rechtfertigten, und ihre Maßregeln entschuldigten.

---

*) So nannte er im Scherz seine Kanonen.

Diesem folgte ein öffentliches Manifest, worin sie die Lage der Dinge noch ausführlicher entwickelten. Karl beantwortete diese Schriften am 20. Juli durch einen Erlaß, in welchem er beide Fürsten, „als Ungehorsame, Untreue, Pflicht- und Eidbrüchige, Rebellen, Aufrührische, Verächter und Verletzer der kaiserlichen Hoheit und Majestät und als Verbrecher des gemeinen Landfriedens," in die Acht erklärte. Damals waren die mit so harter Strafe Belegten schon auf dem Marsche gegen den Kaiser begriffen, und nach der Vereinigung mit Schärtlin bei Donauwerth 60 bis 70,000 Mann stark, so daß Karl es nöthig fand, sich nach Landshut zu ziehen, um sich dort so fest als möglich zu verschanzen. Aber anstatt ihn da anzugreifen, schickten sie ihm abermals einen Fehdebrief zu, den er nicht annahm, sondern durch den Herzog Alba den Ueberbringern sagen ließ, wenn sie noch einmal kämen, sollten sie einen Strick um den Hals bekommen. Schärtlin rieth, den Kaiser in Landshut zu umzingeln; aber der Landgraf meinte, der Weg dahin sey wegen der vielen Sümpfe gefährlich. „Ich sahe wohl, schreibt Schärtlin, er wollte den Fuchs nicht beißen; ihm waren alle Furten und Graben zu tief, und alle Moräste zu breit."

Indem sie so unthätig bei Donauwerth lagen, und die beste Gelegenheit versäumten, vereinigten sich achtzehn tausend Mann Spanischer und Italienischer Truppen mit dem Kaiser. Dieser sah sich nun stark genug, seine alte Stellung bei Regensburg wieder einzunehmen, dann zog er weiter die Donau hinauf, nach Ingolstadt, und verschanzte sich hier trefflich unter den Kanonen der Stadt. Die Evangelischen zogen ihm dahin nach, und bei dieser Gelegenheit kamen des Landgrafen Reiter mit einigen kaiserlichen in ein kleines Handgemenge. Die Sache war unbedeutend, aber sie reizte doch die Empfindlichkeit des Kurfürsten so sehr, daß er dem Landgrafen sagen ließ, wenn mehr der Art ohne sein Wissen vorfallen würde, so werde er sogleich mit seinen Leuten nach Hause ziehen. Ein Beweis von der Eintracht der Bundesgenossen! Aber es sollte noch besser kommen.

Schärtlin sahe, daß bei einer noch immer so überlegenen Macht, als worüber die Bundesgenossen geboten, ein Angriff auf das kaiserliche Lager, und zuletzt ein allgemeiner Sturm nothwendig gelingen müßten. Die Beschießung des Lagers erfolgte wirklich am 30. und 31. August, und die Kanonenkugeln tödteten dem Kaiser ziemlich viele Leute. Als nun aber das Heer am folgenden Morgen ausrückte, eine wichtige Anhöhe gewann, und alle Hauptleute mit freudigem Muthe

Schärtlin die Versicherung gaben, daß sie bei dem Angriffe Leib und Leben zu ihm setzen wollten, eilte der Landgraf herbei und rief: Schärtlin solle ihm doch mit seinen unbesonnenen Reden die Haufen nicht verführen; er und der Kurfürst müßten mehr bedenken, sie hätten Land und Leute zu verlieren. „Und ich Burtenbach," entgegnete der mit Recht erzürnte Schärtlin. Ob der Landgraf den Sturm auf das Lager überhaupt gewollt oder nicht, ist zweifelhaft *); indeß erfolgte er nicht, es blieb beim Aufmarschiren und Kanoniren, wol aber erließen die Verbündeten an demselben Tage wiederum eine Ausforderung an den Kaiser, worin sie ihn als Karl, der sich Römischer Kaiser nenne, bezeichneten, eine Sprache, die mit der von ihnen an den Tag gelegten Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit in dem seltsamsten Widerspruche stand. Karl, der während der Beschießung des Lagers wieder Proben großer Unerschrockenheit und Einsicht gegeben hatte, war jetzt schon überzeugt, daß er von solchen Gegnern nicht viel zu fürchten haben könne.

Indeß erfuhren die Bundesgenossen, daß der aus den Niederlanden herbeiziehende Graf von Büren bei Mainz bereits den Rhein überschritten habe. Um diesen erst zu Grunde zu richten, brachen sie plötzlich auf, und zogen nach Schwaben. Büren aber wich ihnen aus, zog über Nürnberg und kam nach mehreren starken Tagemärschen glücklich in Ingolstadt an, ohne einem Protestanten begegnet zu seyn (15. Sept.). Dadurch bis auf funfzigtausend Mann verstärkt, verließ nun der Kaiser sein Lager, machte sich Meister von der Donau, und bedrohte die Schwäbischen Reichsstädte. Die Bundesgenossen zogen ihm immer nach, versäumten aber wieder mehrere gute Gelegenheiten, ihn anzugreifen, denn ihnen war gar zu bange, er möchte, wenn sie geschlagen würden, in ihre Länder einfallen. Schärtlin konnte seinen Unwillen zuletzt nicht länger halten, und warf dem Landgrafen laut sein Benehmen vor. Dieser wußte sich eben so wenig zu mäßigen, und entgegnete: die Oberländischen Städte und derselben große Hansen riethen immer nur zu schlagen, damit sie der Gäste um ihre Mauern her los würden. Nachdem er dem Obersten noch einige unziemliche

---

*) Daß es der Landgraf gewesen, der den Angriff verhindert, erzählt Schärtlin in seiner Lebensbeschreibung, dagegen Sleidan und andere Geschichtschreiber mit ihm, der Landgraf habe darauf gedrungen; es sey aber wegen abweichender Meinungen anderer Führer unterblieben. Wir wissen jetzt aus dem durch Rommel, Philipp der Großmüthige, Bd. III. S. 139, bekannt gemachten, von Philipp aufgesetzten „Bericht vom Ingolstadter Zug," daß er selbst es so dargestellt hat wie Sleidan.

Worte gesagt hatte, ging dieser mit den Worten weg: „Gnädiger Herr, ich will mir gefallen lassen, was Euch wohlgefällt, mag aber an Ehre und Schande keinen Theil haben." Mehrere angesehene Hauptleute, welche Schärtlin's Abgang fürchteten, suchten am andern Tage eine Versöhnung zu stiften. Wirklich ließ sich auch der Landgraf zu dem Bekenntniß bringen, er sey am vorigen Abend voll Weins gewesen, und er wünschte, daß alles Vorgefallene im alten Stalle stehen gelassen würde. Schärtlin sagt in seiner Lebensbeschreibung, er habe zu diesem Kriege doch kein Herz mehr fassen können, ihm sey Zeit und Weile dabei lang geworden, da gar kein Ernst zum rechtschaffenen Kampf vorhanden gewesen. Bald darauf riefen ihn auch die Bürger von Augsburg von dem Heere ab, um ihre Stadt zu beschützen, und das Heer der Verbündeten blieb nun unter dem Befehl des Kurfürsten und Landgrafen, welche nichts Entscheidendes thaten.

Unterdessen kam der Winter heran, und die Heere hatten bereits sechs Wochen einander unthätig gegenüber gelegen; die Soldaten wurden mißmuthig und verloren alle Zuversicht zu ihren Führern, und da allmählig Geldmangel eintrat, fingen sie schon an, unruhig zu werden und zu entlaufen. Die Schwäbischen Bundesgenossen waren am allerverdrossensten, weil auf ihnen die ganze Last des Krieges lag, und die Fürsten gar nichts thaten, der Ungewißheit ein Ende zu machen. Der Kaiser, dessen Heer durch Proviantmangel, Seuchen und Kälte nicht weniger litt als die Verbündeten, hatte noch die Freude, sie um Frieden bitten zu sehen. Sie richteten (13. Nov.) das Gesuch an den Markgrafen Johann von Brandenburg, den sie baten, das Vermittlungsgeschäft zu übernehmen. Der Kaiser ließ das Schreiben vor dem ganzen Heere ablesen, und gar nicht beantworten. Erst als zwei Tage nachher ein abermaliges Schreiben einlief, befahl er dem Markgrafen zu erwiedern: er wisse keinen andern Weg zum Frieden, als daß der Kurfürst und der Landgraf sich mit Kriegsvolk, Land und Leuten dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergäben. Beschämt und zerknirscht beschlossen sie hierauf, den Kriegsschauplatz, der nicht der Schauplatz ihrer Ehre gewesen, zu verlassen. In den letzten Tagen des Novembers brachen sie von Giengen in guter Ordnung auf, und zogen sich getrennt nach ihren Ländern zurück, wobei der Kurfürst von Sachsen nicht ermangelte, die katholischen Städte und Fürsten, besonders Mainz und Fulda, tüchtig zu brandschatzen, um seinem großen Geldmangel ein wenig abzuhelfen.

Auf beide Beschlüsse, des Friedenantrags und des Heimziehns, hatten die Nachrichten von dem, was unterdeß in Sachsen vorgegangen, großen Einfluß gehabt. Der Kaiser hatte dem Herzoge Moritz aufgetragen, die gegen den Kurfürsten ausgesprochene Acht zu vollziehen, und Moritz erhielt die Einwilligung seiner Landstände zu einer vorläufigen Besetzung der kurfürstlichen Lande, durch die Vorstellung, daß die Eroberung derselben durch fremde Truppen auch ihm und seinen Unterthanen sehr nachtheilig seyn würde. In der That fielen König Ferdinand's Ungerische Reiter von Böhmen aus in Sachsen ein, und hauseten gräßlich daselbst. Zwischen ihnen und Moritzen's Sächsischen Kriegern war die Wahl leicht entschieden. Das ganze Kurfürstenthum nahm diese Letzteren auf, nur Wittenberg, Eisenach und Gotha verschlossen ihnen standhaft ihre Thore (Nov. 1546). Alle Lutherisch gesinnte Deutsche schrieen Zeter über den Verräther Moritz; der Kaiser aber lobte Moritzen's Stände in einem ausdrücklichen Schreiben, daß sie ihren Beistand so willig zu dieser gerechten Achtsvollziehung geleistet hätten.

---

6. Karl straft die Oberländischen Stände.

(1546, Nov. und Dec.)

Den Bundesgenossen war bei ihrem Abzuge von Giengen sehr bange gewesen, der Kaiser möchte sie verfolgen; allein dieser war im Grunde noch entkräfteter als sie, und freuete sich sehr, ihrer entledigt zu seyn. Seine Lage war schwierig in dieser Umgebung von feindlichen Gebieten, die voll von bedeutenden und nach damaliger Art sehr festen Städten waren, die sonst weit frischeren Belagerern getrotzt hatten. Karl besiegte sie dadurch, daß er die Miene und die Sprache des Siegers annahm, und zitternd unterwarf sich Alles, wohin er sich nur wandte, beim ersten Aufruf. Bopfingen, Nördlingen, Dünkelsbühl, Rothenburg, Heilbronn und Schwäbisch Hall waren die ersten, die ohne Schwertstreich ihre Thore öffneten. Am letzten Orte fleheten die Abgeordneten des mächtigen Ulm den Kaiser knieend um Gnade, und erhielten seine Verzeihung gegen eine Geldstrafe von 100,000 Goldgulden und gegen die Auslieferung von zwölf Kanonen. Dorthin kam auch der Kurfürst Friedrich von der Pfalz. Er hatte nur, gewissen Erbverträgen zufolge, dem Herzoge von Wirtemberg 300 Reiter und

600 Fußknechte zu Hülfe geschickt; dieser dagegen eine bedeutende Macht zu den Bundestruppen gestellt. Der Kurfürst erhielt Verzeihung, nachdem er in gebückter Stellung vor dem Sessel, in welchem der gichtkranke Kaiser saß, darum gefleht hatte; der Herzog aber kam so leicht nicht davon. Er mußte sammt allen seinen Räthen vor dem Kaiser Abbitte thun, 300,000 Gulden bezahlen, ihm drei Festungen einräumen, und alles von den Bundesgenossen in seinem Lande zurückgelassene Geschütz herausgeben, den Bündnissen gegen den Kaiser entsagen, und sogar versprechen, demselben in der Vollstreckung der Acht wider den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen beizustehen.

Diesen Vertrag bewilligte Karl dem Herzoge zu Heilbronn, wo er von Schwäbisch Hall hingezogen war, und mit der Einziehung seiner Strafgelder fortfuhr. Frankfurt mußte 80,000 Gulden versprechen, Memmingen 50,000, die kleineren Städte nach Verhältniß. „Es ist doch ganz unglaublich, schrieb der König von Frankreich an seinen Gesandten in Kassel, daß Leute, die bei gesundem Verstande und so mächtig sind, ihr Geld lieber hingeben wollen, um sich in die Sklaverei zu stürzen, als sich die Freiheit zu erkaufen." In der That muß man über Augsburg's Benehmen erstaunen. Diese reiche Stadt hatte unbezwingliche Mauern, einen großen Vorrath von Lebens- und Kriegsbedürfnissen, zweihundert Stück groben Geschützes, eine zahlreiche Bürgerschaft, und einen Hauptmann wie Schärtlin an ihrer Spitze. Dieser wackere Mann zeigte seinen Mitbürgern handgreiflich, daß sie sich noch lange halten könnten, und daß von ihrem Widerstande die Erhaltung des ganzen Bundes abhange, der nun wieder frischen Muth fassen, und auf das Frühjahr mit neuen Kräften den Kaiser angreifen könne. Er schalt die Ulmer feige Leineweber, die ohne Noth ihren Hals in's Joch gesteckt hätten; aber die angesehenen Kaufleute, die große Summen zu verlieren fürchteten, wollten von keinem Widerstande hören. Der reichste derselben, Anton Fugger, machte sich selbst auf zum Kaiser (der jetzt nach Ulm gegangen war), um zu hören, welche Bedingungen man wol bekommen könne. Es hieß, die Augsburger sollten einige Fähnlein kaiserliche Besatzung einnehmen, Schärtlin verbannen, und eine geringe Geldsumme zahlen. Schärtlin schalt sie feige Memmen, und verwies sie auf seine Capitulation mit ihnen kraft welcher sie nicht befugt waren, ihm die Wege zu weisen. Aber sie baten ihn mit Thränen, doch nur im Guten zu gehen, und verpflichteten sich schriftlich, ihm alle seine Güter zu ersetzen. Dieses

Anerbieten ließ er sich gefallen, und ging nach Constanz. Nachher fand sich, daß die Geldsumme in 150,000 Gulden, die Besatzung in zwölf Fähnlein bestand.

Der Kurfürst von Köln war schon im April vom Papste für abgesetzt erklärt worden. Da er nun sah, daß er von dem Bunde keinen Beistand zu hoffen hatte, und der Kaiser ihm schon eine Commission in's Land schickte, um die Absetzung zu vollziehen, wollte er lieber freiwillig weichen; er gab daher sein Erzstift auf, und zog sich auf seine Familiengüter zurück. Sein Nachfolger schaffte alle von ihm eingeführten Religions-Neuerungen ab.

Wo war nun der Muth geblieben, mit welchem die Religion sonst zu beseelen pflegt? Wohin war die berühmte Freiheitsliebe der Deutschen und ihre gepriesene Tapferkeit entwichen? Hier zeigte sich's einmal recht deutlich, daß bei aller Kraft der Glieder doch nur im Haupt die Seele wohne. Dabei erweckt es ein eigenes Gefühl, wenn wir erfahren, daß das treffliche Haupt der siegreichen Partei, der Kaiser, während des ganzen Feldzuges ein schwacher, kranker, von podagrischen Schmerzen geplagter Mann war, der sich seinen Soldaten in einer Sänfte nachtragen lassen mußte, und nur an gefährlichen Tagen mit dicht bewickelten Beinen selbst einmal zu Pferde stieg. Nachdem er sich in Ulm von den Mühseligkeiten des langen Winterlagers ein wenig erholt hatte, machte er sich im Anfange des neuen Jahres (1547) nach Nürnberg auf, um Moritzen und Ferdinanden näher zu seyn, von denen nicht die besten Nachrichten einliefen. Auch er war eigentlich in einer schlimmen Lage. Die päpstlichen Truppen hatten ihn verlassen, die übrigen hatte er durch die vielen Besatzungen sehr geschwächt, und für diejenigen, welche er noch bei sich hatte, fehlte es ihm an Solde. Alles das wußten die Protestanten; ja der König von Frankreich forderte sie dringend auf, des Kaisers Noth zu benutzen, und versprach sogar, ansehnliche Hülfsgelder dazu herzugeben; aber es fehlte ihnen an Fassung, Muth und Einigkeit.

---

7. Krieg in Obersachsen.

(1547.)

Der Kurfürst von Sachsen hatte allerdings zu Hause genug zu thun, da, wie wir wissen, der Herzog Moritz während seiner Abwesenheit

sein ganzes Land bis auf drei Städte erobert hätte. Entschlossen, demselben seine unrechtmäßige Beute wieder abzujagen, und voll Vertrauens auf die Treue seiner Unterthanen und die Tapferkeit seines Heeres, kam er im December 1546 nach Obersachsen. Zuerst nahm er Halle ein, dann griff er Moritzen's eigenes Gebiet an, und warf sich auf die Stadt Leipzig. Ehe er sie erreichte, ließ Moritz die großen und reichen Vorstädte derselben abbrennen, damit sie Jenem nicht zum bequemen Hinterhalte dienen könnten. Dann berief er die Besatzung, die er in der Stadt zu lassen gedachte, auf den Markt zusammen, und forderte sie zu standhafter Tapferkeit auf. Hierauf begab er sich selbst mit dem übrigen Theil seines Heeres nach Chemnitz. Der Kurfürst belagerte und beschoß darauf Leipzig (vom 5. Jan. an) drei Wochen lang, und zertrümmerte den größten Theil der Mauer; da er aber wegen der üblen Witterung und seiner vielen Kranken keinen Sturm wagen wollte, so mußte er fruchtlos wieder ab-, und nach Altenburg ziehen.

Bald kam, vom Kaiser gesandt, ein Jugendfreund Moritzen's, der junge Markgraf Albrecht von Brandenburg-Baireuth, diesem mit einigen Truppen zu Hülfe. Aber ihn überrumpelte der Kurfürst glücklich in Rochlitz zur Nachtzeit, bekam ihn selber gefangen, und entließ dessen Krieger, statt der Waffen, mit weißen Städchen, dem damals üblichen Zeichen der Verschonung (2. März 1547). Nach und nach bekam Johann Friedrich auch mehrere Städte in seinen Besitz, Moritz mußte sich nach Dresden zurückziehen, und es blieben ihm außer dieser Stadt von seinem Lande nur noch Leipzig und Pirna übrig. Die Ursache dieses schlechten Glücks lag zum Theil darin, daß der König Ferdinand mit dem versprochenen Beistande ausblieb, indem derselbe in Böhmen selbst für seine Herrschaft besorgt seyn mußte. In diesem Lande regte sich der alte Widerstandsgeist mächtig, der die Hussitischen Unruhen hervorgerufen, und ihnen einen nicht nur für die Kirche, sondern auch für den Staat so gefährlichen Charakter gegeben hatte. Die Utraquisten betrachteten sich als den Augsburgischen Confessionsverwandten nahe befreundet, und da sie unter den Ständen die Oberhand hatten, so ward dem Könige Ferdinand die Kriegshülfe wider Johann Friedrich verweigert, ja es entstand auch eine Einigung, die hinter dem Vorwande, das Königreich vor einem Einfalle Moritzen's zu schützen, ihre aufrührerischen Gesinnungen schlecht verbarg. Mit Johann Friedrich traten die Häupter dieser Partei in

Verbindung und Unterhandlung. So hätte also Moritz leicht selbst in die dem Kurfürsten gegrabene Grube fallen können, wenn ihm der Kaiser nicht zu Hülfe gekommen wäre. Um Zeit zu gewinnen, fing er zum Schein mit Johann Friedrich zu unterhandeln an, und dieser, der nicht der Mann war, aus den Böhmischen Bewegungen Vortheil zu ziehen, ließ sich auch wirklich dadurch hinhalten.

Er stand bei Meißen, und hatte einen Theil seiner Truppen nach der Böhmischen Grenze geschickt, um Ferdinand zu beobachten, als Karl in größter Stille und Eile mit seinem ausgeruhten und wohlversorgten Heere von Nürnberg aufbrach, um ihn zu überraschen. Denn jetzt kam ihm Alles darauf an, den ganzen Krieg mit Einem Schlage und bald zu endigen, da er nicht im Stande war, sein Heer lange in diesen Gegenden zu erhalten. Im heftigsten Platzregen langte er am 5. April zu Eger an, während der Kurfürst ihn noch in Oberdeutschland glaubte. Nicht weit davon stand der Sächsische Feldherr von Thumbshirn, der bei der Nachricht ganz ruhig blieb, weil er sie für ein von Moritz listig ausgesprengtes Gerücht, und die kaiserlichen Truppen für Moritz'sche Schaaren hielt. Hier in Eger kamen Ferdinand und Moritz zu Karln, Beide Flüchtlingen ähnlich. Er feierte mit ihnen das Osterfest in der Stadt; dann brach er sogleich mit seinem Heere nach der Elbe auf, um den Kurfürsten gar nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Zehn Tage hinter einander gönnte er seinen Soldaten keinen Rasttag, und am 22. April kam er in der Nähe von Meißen an. Jetzt sah Johann Friedrich, daß es Ernst war; er ließ daher, da er auf der rechten und Karl auf der linken Seite der Elbe stand, die Brücke bei Meißen abbrechen, und zog sich längs dem Ufer nach dem Städtchen Mühlberg. Der Kaiser, dem Alles daran lag, daß der Kurfürst nicht seine feste Hauptstadt Wittenberg erreichte, zog ihm schnell an dem diesseitigen Ufer der Elbe nach, bis er Mühlberg schräg gegenüber kam. Es war Abend, als er hier Halt machte; und die Sachsen hielten es gar nicht für möglich, daß die Feuer, welche sie jenseits des Flusses erblickten, aus dem kaiserlichen Lager kommen könnten. Sie glaubten es sey Moritz'sches Gesindel, welches da herumstreife, und waren die Nacht ganz ruhig.

8. Die Schlacht bei Mühlberg.

(24. Apr. 1547.)

Der Kaiser ritt noch spät am Abend mit seinem Bruder und Moritz längs dem Ufer hin, um die Ortsbeschaffenheit zu erkunden, sah aber gar keine Möglichkeit, wie man über den Fluß kommen wolle. Die Elbe war hier gegen dreihundert Schritte breit und fluthete gewaltig; dazu war das jenseitige Ufer, welches der Feind besetzt hielt, weit höher als das diesseitige, und der Kaiser hatte keine Schiffbrücken. Indem man so rathschlagte, führte der Herzog von Alba, welcher weiter vorausgeritten war, einen jungen Bauer herbei, der, aus Rache gegen die Kurfürstlichen, die ihm zwei Pferde mitgenommen hatten, eine Furt im Flusse nachzuweisen versprach, wo ein Pferd hindurch gehen könne. Moritz versprach ihm zwei Pferde und hundert Kronen dazu, und so erwartete man den Morgen.

Unter einem dichten Nebel versuchten die Spanischen Hakenschützen sich dem jenseitigen Ufer zu nähern, aber die Sachsen hielten gerade an dieser Furt das Ufer gut besetzt, und schossen tapfer hinüber. Vergebens erwiederten Jene, im Wasser stehend, aus ihren Flinten das Feuer, sie konnten doch nicht eher etwas ausrichten, als bis Schiffe herbeigeschafft waren. Da äußerte der Kaiser, wenn man nur die Nachen des Feindes wegnehmen könne, das wäre ein großer Vortheil. Sogleich sprang ein Haufe Spanier, ohne Harnisch, den Säbel im Munde, in's Wasser, schwamm hinüber, und fiel die in den Kähnen befindlichen Sachsen an. Nach einem mörderischen Gefechte eroberten sie wirklich die Fahrzeuge, und brachten sie herüber. Sogleich wurden diese mit tüchtigen Schützen bemannt, die nun die feindlichen gehörig beschäftigen konnten, indeß die Reiterei ihren Zug durch das Wasser antrat, und dadurch, daß jeder Reiter noch einen Fußknecht hinter sich auf's Pferd nahm, eine beträchtliche Anzahl von Spaniern übersetzte. Nachdem schon eine hinreichende Menge von Truppen drüben angelangt war, setzten auch Karl, Ferdinand, Moritz und Alba durch das Wasser, wobei der mitgenommene Bauer des Kaisers Pferd am Zügel führte. Hintennach folgte noch der Rest der Reiterei, und zuletzt schlug man aus den erbeuteten Kähnen eine Schiffbrücke zusammen, auf welcher auch das Fußvolk und der Schießbedarf nachkam. Den letzteren wartete der Kaiser gar nicht ab, sondern eilte, sein Heer in Schlachtordnung zu stellen. Freudig ritt er die Reihen auf und nieder, prächtig

und wie zum Siege geschmückt. Sein vergoldeter Helm und Panzer, seine reich gestickte Feldbinde und seine karmoisinrothe Roßdecke strahlten herrlich von Weitem; in der rechten Hand hielt er eine Lanze, und mit der linken tummelte er sein wildes Andalusisches Roß. Seine Siegeslust schien aller Krankheit zu spotten.

Es war ein Sonntagsmorgen. Der Kurfürst, welcher darauf bestand, daß dies nicht das kaiserliche Heer seyn könne, hatte sich in die Kirche begeben, um die Predigt zu hören. Vergebens meldete man ihm, der Feind sey schon ganz nahe; er blieb dabei, es sey der Kaiser nicht, er müsse den Gottesdienst erst abwarten. Nach der Predigt blieb ihm dann freilich nichts Anderes übrig, als einen Wagen zu besteigen (da er wegen seiner schweren Körpermasse zu Pferde nicht gut fortkommen konnte), um mit seinem Heere Wittenberg so schnell als möglich zu erreichen.

Alba und Moritz führten die Spanischen und Neapolitanischen Reiter, und waren den Sachsen dicht auf der Ferse. Drei Stunden von dem Uebergangsorte, auf der Lochauer Heide, brachten sie sie zum Stehen. Der Kurfürst ordnete seine ungleich schwächeren Schaaren, die Feinde zu empfangen. Sie zu besiegen hoffte er gar nicht; er wollte sie nur bis zum Abend aufhalten, damit er dann in der Dunkelheit der Nacht um so sicherer nach Wittenberg entkommen könnte. Aber ehe die Sonne unterging, war sein Schicksal schon entschieden. Die kaiserliche Reiterei, welche der seinigen weit überlegen war, hieb fürchterlich ein; Moritz selber focht unter den Vordersten und warf mehrere Adlige nieder, und die Verwirrung ward allgemein, als die zurückgeschlagenen Sächsischen Reiter sich auf ihr eigenes Fußvolk stürzten. Hispania! Hispania! riefen die Kaiserlichen; bald sah man nichts als Bestürzung und Flucht, und unendlich mehr, als fechtend gefallen wären, wurden im Fliehen getödtet. Die Wahlstatt erstreckte sich von Koßdorf bis Falkenburg und Bayersdorf immer durch die Heide hin, und diese ganze Strecke war mit Leichen bedeckt, wol dreitausend an der Zahl. Viele ergaben sich auch, und diese waren so verschüchtert, daß mancher einzelne kaiserliche Reiter bis auf funfzehn Gefangene um sich her hatte.

Unter Andern erreichten die Verfolger auch des Kurfürsten Sohn. Dieser wehrte sich tapfer, sank nach zwei starken Hieben vom Pferde, erschoß aber fallend noch einen seiner Feinde. Da sprengten noch Kurfürstliche zu Hülfe heran, hoben ihn wieder auf sein Pferd, und so

entkam er glücklich nach Wittenberg. Sein Vater hatte den Wagen verlassen, und einen starken Friesischen Hengst bestiegen, um rascher zu entfliehen, aber auch ihn holte zuletzt ein Schwarm leichter Reiterei ein. Von dieser drängten sich einige Ungern an ihn, indeß die Anderen sein Gefolge angriffen. Er wehrte sich verzweifelt, erhielt aber einen Hieb in die linke Wange, und in dem Augenblick rief ihn ein Herr von Trodt, ein Vertrauter von Moritz, in Deutscher Sprache an, ob er sich nicht ergeben wolle. Ja, sagte der Kurfürst, einem Deutschen wolle er sich ergeben, und darauf zog er zwei Ringe vom Finger, und gab sie ihm zum Wahrzeichen, daß er sein Gefangener sey.

Der Herr von Trodt brachte ihn zum Herzog von Alba, der in der Nähe war, und diesem befahl der Kaiser, den Kurfürsten vor ihn zu führen. Alba suchte es zweimal abzulehnen, und übernahm es zuletzt mit sichtbarer Bewegung. Der Kaiser hielt zu Pferde mitten in der Heide, und hatte eben Befehl ertheilt, die zerstreuten Schaaren zu sammeln. Da kam Alba langsam mit dem Kurfürsten heran. Der Anblick des Letztern erregte allgemeine Rührung. Sein Gesicht blutete stark, sein ganzes Panzerhemd war mit Blut befleckt. Als er den Kaiser erblickte, hob er die Augen gen Himmel und seufzte: „Herr Gott, erbarme dich meiner! nun bin ich hier!" Alba half ihm vom Pferde und führte ihn an seiner Rechten vor den Kaiser. Er wollte auf sein Knie sinken und seinen Blechhandschuh abziehen, um dem Kaiser nach Deutscher Sitte die Hand zu geben. Aber Karl litt keins von beiden, und wandte sich mit einer bittern Miene ab. Da sagte der Kurfürst: „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser" — „So? fiel ihm dieser in die Rede, bin ich nun Euer gnädigster Kaiser? So habt Ihr mich lange nicht geheißen." Worauf der Kurfürst fortfuhr: „Ich bin Ew. kaiserlichen Majestät Gefangener, und bitte um ein fürstliches Gefängniß." — „Wohl, war die Antwort, Ihr sollt gehalten werden, wie Ihr es verdient habt."

Mit dem Kurfürsten zugleich war auch der Herzog Ernst von Braunschweig-Grubenhagen gefangen genommen worden. Beide wurden von Alba in das kaiserliche Lager geführt, wo sie die Nacht in Thränen zubrachten. Karl verließ den Wahlplatz mit Cäsar's berühmten Worten, nur daß er ändernd sagte: „und Gott siegte." In der That war es ein Cäsarsglück, in einigen Stunden einen Krieg geendigt zu haben, der, wenn seine Gegner ihn in die Länge zu ziehen verstanden hätten, seine Kräfte leicht hätte erschöpfen können.

Nach einer Rast von zwei Tagen zog er nun nach Torgau, welches sich sogleich ergab, und von da nach Wittenberg. Hier gerieth Alles in Angst und Verwirrung. Die Universität hatte sich schon im Winter zerstreut, und Melanchthon irrte unentschlossen in Dessau, Zerbst, Magdeburg und Braunschweig umher. Die Stadt war übrigens nach damaliger Art so fest, daß eine Belagerung die größten Schwierigkeiten vorhersehen ließ. Daher ließ Karl den Kurfürsten auffordern, den Seinigen die Uebergabe zu befehlen, und als Johann Friedrich, selbst bei angedrohter Todesstrafe, sich weigerte, diesem Ansinnen zu willfahren, ihn förmlich zur Strafe des Schwertes verdammen. Das Urtheil ward dem Unglücklichen angekündigt, als er eben mit seinem Mitgefangenen, dem Herzog Ernst, am Schachbret saß. Mit der Fassung und Ergebung, die er seiner Religiosität verdankte, erwiederte er: „Ich kann nicht glauben, daß der Kaiser dermaßen mit mir handeln sollte; ist es aber gänzlich also bei der kaiserlichen Majestät beschlossen, so begehre ich, man soll es mir fest zu wissen thun, damit ich, was meine Gemahlin und Kinder angeht, bestellen möge."

Auf diese Schreckensnachricht kamen alsobald der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg und der Herzog Wilhelm von Kleve, der Bruder der Kurfürstin, in's kaiserliche Lager, um sich für den Verurtheilten zu verwenden. Karl, wenn es ihm anders, was höchst unwahrscheinlich ist, mit seinem harten Beschlusse je ernst war, gab den Vorstellungen der Vermittler über das Unnütze, Zweckwidrige, ja Bedenkliche der Ausführung gern Gehör, nur wollte er das Leben des Kurfürsten so theuer als möglich verkaufen. Am 19. Mai kamen die Verhandlungen zum Schluß. Johann Friedrich mußte für sich und seine Nachkommen auf die Kurwürde Verzicht thun und sie an Moritz abtreten. Seine Festungen Wittenberg und Gotha mußte er dem Kaiser ausliefern, und den Markgrafen Albrecht frei geben, wogegen der Herzog Ernst von Braunschweig seiner Gefangenschaft erledigt seyn sollte. Des Kaisers Gefangener sollte er bleiben, so lange es diesem gefallen würde. Seine Länder sollten zwar gleichfalls dem Herzoge Moritz überlassen seyn; doch sollte dieser den Kindern des Gefangenen ein jährliches Einkommen von funfzigtausend Meißnischen Gulden daraus lassen, und ihnen dazu die Bezirke von Weimar, Jena, Eisenach, Gotha und einige andere Gebiete einräumen. So ging also die Kur der Ernestinischen Linie mit dem größten Theile ihrer Besitzungen auf die Albertinische über.

Am 23. Mai stattete die unglückliche Kurfürstin mit ihren Kindern und Frauen einen Besuch im kaiserlichen Lager ab, um ihren Gemahl zu sehen. Die Söhne des Römischen Königs führten sie in das Zelt des Kaisers. Sie wollte einen Fußfall thun, aber Karl hob sie auf, begegnete ihr mit ausgezeichneter Milde, tröstete sie wegen ihres Unglücks, und bewilligte ihr jede Bitte, die dem Vertrag nicht zuwider war. Er erlaubte sogar, daß der Kurfürst acht Tage auf dem Schlosse zu Wittenberg mit den Seinen zubringen durfte. Er selbst erwiederte den Besuch der Kurfürstin, und sagte ihr so viel Tröstliches, als das unangenehme Verhältniß nur erlaubte. Auch ward Johann Friedrich während der ganzen Gefangenschaft von seinen eigenen Leuten bedient, und so wohl gehalten, daß er selber einmal sagte: „Meine Freunde haben mich verlassen, aber meine Feinde thun mir alles Gute." Ueberhaupt strebte Karl recht sichtbar, die gehässige Meinung auszulöschen, welche die Protestanten von ihm hegten. Als er erfuhr, daß man während seiner Anwesenheit den Gottesdienst in der Schloßkirche eingestellt habe, rief er betroffen aus: „Behüte, wer richtet Uns das an? Ist in Unserm Namen hier der Dienst Gottes unterlassen, so gereicht Uns dies nicht zum Gefallen. Haben Wir im Oberlande doch nichts gewandelt in der Religion, wie sollten Wir es hier thun?" Hierauf ward wieder Gottesdienst gehalten, und in der Pfarrkirche predigte Bugenhagen während der ganzen Pfingstwoche in Gegenwart vieler Zuhörer aus dem kaiserlichen Heere von dem Unterschiede der Lutherischen und papistischen Religion. Karl selber besuchte die Schloßkirche, und ließ sich Luther's Grab zeigen. Alba und Andere riethen ihm, die Gebeine dieses Erzketzers ausgraben und verbrennen zu lassen; aber er erwiederte: „Laßt ihn ruhen, er hat seinen Richter schon gefunden. Ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Todten." — Es konnte nicht fehlen, daß sein Gemüth von vielen großen Gedanken unter so wunderbaren Umständen bewegt seyn mußte. Diese Fürstenfamilie, um ihres Glaubens willen so tief von ihm gebeugt; dieses Volk, um eben dieses Glaubens willen so schwer geängstigt; ein Volk, so treuherzig, nichts weniger als rebellisch; das Alles brachte ihn zu dem Ausruf: „Wir haben's in diesen Landen ganz anders gefunden, als Uns gesagt ist."

Bei seinem Abzuge besetzte Moritz die Stadt — nun sein Eigenthum — mit seinen Kriegern, und sagte den Bürgermeistern und

Rathmännern: „Ihr seyd Eurem Fürsten, meinem Vetter, treu gewesen; das will ich Euch ewig in Gutem gedenken." Auch ihn trieb, wie man sieht, das Gefühl der Schuld zu erhöhter Milde.

---

9. Der Landgraf von Hessen gefangen.

(1547, Juni.)

Es war nun zu erwarten, daß Karl nach der Besiegung des ersten Hauptes der Bundespartei sich mit demselben Nachdruck auf das zweite werfen werde. Mit Schrecken betrachtete der Landgraf von Hessen das an seinem unglücklichen Bundesbruder vollzogene Beispiel. Einem ähnlichen Schicksal zuvorzukommen, sah er kein anderes Mittel, als einen leidlichen Vertrag mit dem Kaiser. Einen solchen suchte er durch den Kurfürsten Joachim von Brandenburg, der noch um den Kaiser war, und Moritz, seinen Schwiegersohn, zu erhalten. Schon damals, als das Bundesheer im Winter nach Hause zog, und Karl die Oberländischen Städte unterwarf, war der Landgraf so kleinmüthig geworden, daß er dem Kaiser sogar Hülfsvölker anbot. Jetzt hatte er durch Moritz andere Unterhandlungen angeknüpft, in deren Folge er nach Leipzig ging, um sich in der Nähe des Kaisers zu befinden, der sich nach Halle gewandt hatte. Der Kaiser bestand auf gänzliche Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, und auf die Auslieferung aller Festungen und Kanonen. Aber dies verwarf Philipp, weil er bei unbedingter Unterwerfung das Aergste befürchten zu müssen glaubte. Er ritt von Leipzig weg, in tiefen Gedanken. Mit ihm ritt Christoph von Ebeleben, einer von Moritzen's Räthen. Wenn er nur wüßte, daß ihn der Kaiser frei wieder heimziehen, und ihm wenigstens eine Festung lassen wollte, äußerte er unruhig auf dem Wege, so wolle er sich doch noch ergeben. Auf dies Wort kehrte Ebeleben schnell zu Moritz zurück, und die Unterhandlungen wurden auf's Neue angesponnen. Karl ging jedoch von folgenden Bedingungen nicht ab: der Landgraf solle sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben, und ihn fußfällig um Verzeihung bitten; sich von allen Bündnissen, besonders von dem Schmalkaldischen, lossagen; dem Kaiser hundert und funfzig tausend Gulden zahlen; alle seine Festungen, bis auf Kassel oder Ziegenhayn schleifen; den Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhne frei geben. Als die beiden Vermittler dem Landgrafen diese Punkte

übersandten, fügten sie das Versprechen hinzu, daß er darüber hinaus „weder an Leib und Gut, noch mit Gefängniß oder Schmälerung seines Landes beschwert werden solle," und verhießen, daß sie sich widrigenfalls zu seiner Genugthuung persönlich einstellen wollten.

So hart und schwer diese Bedingungen auch waren, entschloß sich der Landgraf doch, mit Bewilligung seiner Landstände, zur Annahme derselben. So kam er am 18. Juni in Halle an. Moritz und der Kurfürst von Brandenburg bewirtheten ihn am Abend auf das freundschaftlichste, und heiterten sein Gemüth auf. Am folgenden Tage ging die Audienz vor sich. In einem großen Saale (in der sogenannten Residenz) saß der Kaiser auf einem Throne; und rings um ihn standen viele Deutsche, Spanische und Italienische Fürsten und Edelleute, unter diesen auch der Herzog Heinrich der jüngere von Braunschweig, der, schon freigegeben, nach Halle gekommen war, dieses seines ehemaligen Ueberwinders Demüthigung mit anzusehen. Jetzt öffnete sich die Thür, und der Landgraf, geführt von Moritz und Joachim, und begleitet von seinem Kanzler, trat herein. Mit niedergeschlagenen Blicken knieete er am Fuße des Throns nieder, und sein Kanzler, der hinter ihm knieete, las die Abbitte in seinem Namen ab. Es hieß darin, daß ihm sein Vergehen von Herzen leid sey, daß er sich dem Kaiser zu Gnade und Ungnade ergebe, und ihn um Gottes und seiner Barmherzigkeit willen bitte, er wolle ihm das Vergangene allergnädigst verzeihen; daß er bereit sey, den Kaiser als seinen einigen, rechten, von Gott geordneten Oberherrn zu ehren, und ihm gehorsam zu seyn, u. s. w. Nach dem Berichte eines Augenzeugen soll der Landgraf während des Vorlesens einige Mal höhnisch gelacht, und der Kaiser ihm mit drohend aufgehobenem Finger in seiner Niederländischen Mundart zugerufen haben: „Wöll, ick soll di lachen lehren."

Als der Kanzler fertig war, las der Reichs-Vice-Kanzler Seld die Antwort vor. Obgleich der Landgraf, hieß es darin, wie er selbst bekenne, die schwerste Strafe verdient hätte, so wolle dennoch der Kaiser, in Betracht einiger für ihn eingelegten Fürbitten die Achtserklärung aufheben, und ihm die Lebensstrafe, die er für seine Rebellion wohl verdient hätte, erlassen, u. s. w. Hierauf las der knieende Hessische Kanzler noch eine kurze Danksagung her, und nun erwartete der Landgraf des Kaisers Wink, um aufzustehen. Aber es erfolgte nichts, und als er von selbst aufstand, um dem Kaiser die Hand zu reichen, hielt dieser die seinige zurück. So entfernte sich denn Philipp mit

seinen beiden Freunden. Mit diesen aß er zu Abend bei dem Herzog von Alba; aber hier stand ihm noch das Schrecklichste bevor. Als er nämlich, da es schon sehr spät geworden war, aufbrechen wollte, ließen ihm die beiden Kurfürsten eröffnen, Alba bestehe darauf, daß er verhaftet bleiben solle. Die Sache sey ihnen äußerst verdrüßlich, sie würden am folgenden Tage mit dem Kaiser selbst sprechen. Dies geschah denn auch; aber Karl entgegnete, er habe niemals versprochen, den Landgrafen gar nicht gefangen zu halten, sondern nur, ihn nicht mit ewigem Gefängniß zu belegen; und Philipp sah sich genöthigt, dem kaiserlichen Hoflager als Gefangener zu folgen. So bitter und schmerzlich sahen sich die beiden Kurfürsten getäuscht, ob sie aber, in ihrem Eifer den Frieden herzustellen, des Kaisers Willen nicht genau genug erforscht haben, oder, wie Viele behaupten, vorsätzlich und listig hintergangen worden sind, ist eine schwer zu lösende Frage. Ist das Letztere der Fall, so ist der Betrug gewiß nur den Räthen Karl's zuzuschreiben, nicht dem Kaiser selbst *). Höchst ungroßmüthig aber hat er sich bei dieser Gelegenheit gezeigt und in der Folge auch die bitteren Früchte eines solchen Benehmens eingeärndtet.

Als die beiden Kurfürsten einige Tage nachher nochmals ihr Fürwort einzulegen kamen, fuhr sie der Kaiser hart an, und drohte, den Gefangenen nach Spanien abführen zu lassen, wenn noch einmal von seiner Befreiung geredet werden würde. So hatte also der Landgraf kein besseres Schicksal als sein Bundesbruder, nur, daß sein Land seinen Söhnen blieb. Wohin von nun an der Kaiser zog, mußten die beiden Gefangenen ihn begleiten. In ihrer Behandlung fand ein großer Unterschied Statt. Dem Kurfürsten begegnete man ehrerbietig, und hielt ihn wohl; dagegen mußte der Landgraf die lästigsten Beschränkungen der Gefangenschaft und rohe Geringschätzung von seinen Hütern erfahren.

---

*) Wegen Karl's Rechtfertigung über diesen Punkt s. m. K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen Bd. III. S. 198. u. v. Raumer Geschichte Europa's Bd. I. S. 547. Vollkommen bestätigt wird diese Ansicht durch die kürzlich von v. Bucholtz, Geschichte Ferdinand's I. Bd. VI. S. 62 fg., bekannt gemachten Briefe Karl's und Ferdinand's über die Haft des Landgrafen.

10. Das Interim.

Indem der Kaiser solche Triumphe über die Häupter der Protestanten feierte, erwartete er die Ausgleichung der langwierigen Religionshändel fortdauernd von der Kirchenversammlung, welche seit dem December 1545 zu Trident ihre Sitzungen hielt, und schon über mehrere bedeutende Punkte der Lehre und Kirchendisciplin Beschlüsse gefaßt hatte. Aber die päpstlichen Legaten hatten wenig Freude daran, sie nach dem Ausbruche des Schmalkaldischen Krieges unter dem nahen Waffengeräusche fortzusetzen, und da sie die Verhandlungen auch dem Einflusse des Kaisers, der sich durch die Spanischen Bischöfe merklich spüren ließ, zu entziehen wünschten, trugen sie auf Verlegung an. Diese aber war dem Kaiser so unangenehm, daß er an einen der Legaten, den Cardinal Cervino, die härtesten Drohungen ergehen ließ, und sogar äußerte, er werde ihn in die Etsch werfen lassen. So sehr die Legaten nun auch im Sinne der päpstlichen Staatskunst handelten, wollte Paul III. doch offene Entzweiung mit dem Kaiser vermeiden; als er aber sah, daß dieser nach seinem entscheidenden Siege gar keine Anstalten traf, die Ueberwundenen zur Rückkehr in die katholische Kirche zu nöthigen, rief er die ihm gestellten Hülfstruppen zurück, und nun wurde ihr Verhältniß gespannter. Die Legaten aber ergriffen den Anlaß einer im März 1547 in Trident ausbrechenden ansteckenden Krankheit, die mehrere Prälaten zur Abreise bewog, mit Freuden, um das Concil mit Zustimmung der Mehrzahl nach Bologna zu verlegen. Da der Papst diesen Schritt öffentlich billigte, blieb seine Mühe, den heftig zürnenden Kaiser, der ihm seit seinem neuen Triumphe bei Mühlberg doppelt furchtbar erschien, zu versöhnen, vergeblich. Karl erklärte seinem Gesandten, der Papst sey ein hartnäckiger, alter Mann, der die Kirche zu Grunde richte. Er hatte die Ueberzeugung, daß die Römische Curie ihn hintergehen und die Fortsetzung des Concils verhindern wolle. Gegen diese Fortsetzung erhoben aber auch die Protestanten unaufhörliche Einwendungen, so daß der Kaiser sich mit seiner darauf gestellten Hoffnung zwischen beiden Parteien in einer seltsamen Lage befand.

Er hatte sich von Halle nach Bamberg begeben, und daselbst einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, der am 1. September 1547 eröffnet wurde. Er fuhr fort, der Protestanten zu schonen, und war bemüht, eine einstweilige Beilegung der Händel bis zum Schlusse des

Concils zu Stande zu bringen. Dies sollte das Hauptgeschäft des neuen Reichstags seyn. Karl suchte zur Entwerfung einer solchen Interimsvorschrift drei Theologen aus, den Naumburgischen Bischof Julius Pflug, den Mainzischen Weihbischof Michael Helbung und den Hofprediger des Kurfürsten von Brandenburg, Johann Agricola. Der Letzte, sonst einer der heftigsten Lutheraner, war jetzt zu zweideutiger Schlaffheit übergegangen, weil sein Herr durch Milde und Verträglichkeit den Kirchenfrieden hergestellt zu sehen wünschte. So entstand eine Religionsvorschrift, das Augsburger Interim genannt, deren Inhalt auf eine durch Wendungen und Ausdruck versteckte Billigung der katholischen Lehren über die wesentlichsten Streitpunkte hinauslief. Alles, was den Protestanten bewilligt wurde, bestand darin, daß einige Feiertage abgeschafft, daß ihren verheiratheten Geistlichen ihre Weiber bis zu der Entscheidung des Concils gelassen, und daß denjenigen, welche es verlangen würden, der Gebrauch des Kelchs im Abendmahl verstattet wurde. So mußte das Interim seinen Zweck verfehlen und bei dem allergrößten Theile der Protestanten nothwendig entschiedenen Widerwillen erregen. Sie nahmen es mit Verachtung und Hohn auf, und machten dieser Stimmung in Flugschriften, Spottgedichten, satirischen Kupferstichen und Holzschnitten, und von Munde zu Munde gehenden Volkswitzen Luft. Auch die Katholiken erklärten ihre Unzufriedenheit damit, obschon der Kaiser es auf die Anhänger des alten Glaubens gar nicht angewendet wissen wollte. Nachdem das Interim am 15. Mai 1548 in der Versammlung der Reichsstände amtlich verlesen worden war, trat, den Uebrigen unerwartet, der Kurfürst von Mainz auf, und dankte im Namen der ganzen Fürstenversammlung für dies Denkmal kaiserlicher Gnade. Der Kaiser nahm diesen Dank mit einer solchen Zufriedenheit auf, daß man glauben konnte, er meine sich am Ziele. Aber schon am folgenden Tage übergab ihm der neue Kurfürst Moritz schriftliche Einwendungen, und der Markgraf Johann von Küstrin, sowie der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken verweigerten die Annahme des Interims auf das bestimmteste. Dasselbe that, mit einer in seiner Lage doppelt ehrenvollen Standhaftigkeit, der entsetzte Kurfürst Johann Friedrich. Dagegen ließen sich die Augsburger durch die Gegenwart des Kaisers zum Gehorsam einschrecken, und in Ulm that die Spanische Besatzung dieselbe Wirkung. Einige Geistliche, die sich in der letztern Stadt widersetzten, wurden in Ketten gelegt. Um seine Maßregeln zu befestigen, schaffte Karl an beiden Orten die

Zunftverfassung ab, und gab, wie es vormals gewesen (Th. VI. S. 56.), das Stadtregiment in die Hände der Patricier oder vornehmen Geschlechter. Denn bei der zünftigen Bürgerschaft herrschte die größte Vorliebe für die neue Lehre.

Auf demselben Reichstage wurde auch die feierliche Belehnung Moritzen's mit dem Kurfürstenthum Sachsen vollzogen. Die Ceremonie geschah auf öffentlichem Markte zu Augsburg, und der abgesetzte Kurfürst sah aus seinem Fenster zu. Ein neuer Versuch Moritzen's und Joachim's II., des Landgrafen Freiheit zu erbitten, blieb wiederum ohne Erfolg; ja als die beiden Fürsten dem Kaiser vorstellten, es bleibe ihnen nun nichts übrig, als sich auf ihre Verschreibungen und Geleitsbriefe nach Kassel zu begeben, um sich zum Gefängniß zu stellen, ließ Karl sogleich dem Landgrafen befehlen, durch seine Familie diese Urkunden zurückstellen zu lassen, welches dieser aber verweigerte.

Nach geendigtem Reichstage (1548) verließ Karl Deutschland, seiner Gewohnheit gemäß, wieder, und brachte fast zwei Jahre in den Niederlanden zu. Hier stellte er den Ständen seinen Sohn Philipp zuerst vor, und ließ sie demselben, als seinem künftigen Nachfolger, mit großer Pracht huldigen. Während seiner Abwesenheit war Deutschland voll von Bewegungen wegen des Interims. Die Reichsstadt Constanz weigerte sich anfangs standhaft es anzunehmen, als sie aber deshalb in die Acht erklärt ward, ergriff die Bürger eine solche Verzagtheit, daß sie sich dem Könige Ferdinand ergaben, dem Hause Oesterreich für immer unterwarfen und die alte Lehre und Kirchenordnung wieder vollständig bei sich einführen ließen. Hierauf bequemten sich auch Lindau, Frankfurt, Regensburg und Straßburg zur Annahme des Interims, und dasselbe geschah in den meisten protestantischen Gebieten des Rheinlandes, Westphalen's und Franken's. Anders stand es im Mutterlande der Lutherischen Lehre. Moritz wünschte damals freilich es mit dem Kaiser nicht zu verderben, noch weniger aber wollte er die Volksstimmung in seinen neuen Provinzen wider sich aufbringen. Nach unsäglicher Mühe kam es zu einer neuen Religionsordnung für Kursachsen (genannt das Leipziger Interim), welche aber, obschon die Wittenberger Theologen ihre Zustimmung gaben, den Meisten noch viel zu papistisch schien. Ueberhaupt nahmen der Widerstandsgeist gegen die kaiserliche Religionsordnung und die Schmähungen wider dieselbe und gegen ihre Verfasser, besonders gegen Agricola, immer mehr zu. Fast überall, wo das Interim eingeführt war, war es nur zum Schein

geschehen, und selbst im Brandenburgischen behielt die Opposition die Oberhand. Hauptsitz und Mittelpunkt des Widerstandes wurde die damals reichsfreie, blühende und reiche Stadt Magdeburg, deren Bürger die aus manchen Orten ihres Eifers wider das Interim wegen vertriebenen Lutherischen Prediger mit Freuden aufnahmen und ihnen nicht nur eine sichere Zuflucht, sondern auch alle Freiheit gewährten, ihre Erbitterung auszusprechen, so daß von hier aus eine Fluth von Streitschriften wider das Interim verbreitet wurde.

In dieser Stimmung befand sich das Deutsche Volk, als Karl von den Niederlanden aus einen neuen Reichstag nach Augsburg ausschrieb. Dieser währte vom Julius 1550 bis in den Februar des folgenden Jahres, doch wurde nichts Erhebliches ausgemacht. Die Furcht vor dem Sieger im Schmalkaldischen Kriege schien schon ganz verschwunden, denn trotz eines ausdrücklichen kaiserlichen Befehls, daß Jeder in Person erscheinen solle, hatten sich doch von allen weltlichen Fürsten nur zwei eingefunden. Die Execution gegen Magdeburg, welches der heftig erzürnte Kaiser schon 1549 von Brüssel aus in die Acht erklärt hatte, übernahmen die Reichsstände, und Moritz ward zum Oberbefehlshaber ernannt. Der junge Held machte sich noch während des Reichstags (Nov. 1550) auf den Weg, und umlagerte die Stadt mit großen Kriegsschaaren, brachte aber ein ganzes Jahr zu, ehe er sie zur Uebergabe nöthigte.

Damals beschäftigte den Kaiser der Plan, seinem Sohne Philipp dem er seine Erbstaaten hinterließ, dereinst auch die Römische Kaiserwürde zu verschaffen. Ferdinand weigerte sich aber, seine und seiner Nachkommen Ansprüche aufzugeben, und ließ sich zuletzt nur zu einer Uebereinkunft willig finden, kraft deren Philipp als Kaiser ihm, sein Sohn Maximilian aber diesem folgen solle. Sogleich verbreitete sich das Gerücht, Karl gehe damit um, das Kaiserthum in seinem Hause erblich zu machen, und erregte unter den Fürsten große Besorgnisse. Karl ließ nun zwar die Kurfürsten von dem eigentlichen Stande der Dinge unterrichten und forderte ihre Zustimmung zu der zwischen ihm und Ferdinand getroffenen Verabredung, aber auch darauf gingen sie keinesweges ein. Philipp, den der Vater mit nach Augsburg auf den Reichstag gebracht hatte, machte mit seinem stolzen, zurückhaltenden, finstern Wesen auf die Deutschen ohnehin einen sehr widerlichen Eindruck, und so gab Karl zuletzt die Hoffnung auf, seinen Plan durchzusetzen, und schickte ihn wieder nach Spanien zurück.

Er selber verfügte sich im Spätjahre 1551 von Augsburg nach Insbruck. Da nämlich der Papst Julius III. (der Nachfolger des am 10. Nov. 1549 gestorbenen Paul III.) es seinem Vortheil angemessener fand, das gute Verhältniß mit dem Kaiser wieder herzustellen, und demnach das Concil zu Trident am 31. August 1551 wieder eröffnen ließ, wollte Karl in der Nähe desselben seyn. Zugleich fand er sich jetzt körperlich sehr übel, und sehnte sich nach Ruhe. Daher wählte er zu seinem Aufenthalt diese entlegene Festung, die ihm gleichsam zur Warte diente. Aber wie sorgsam er auch von derselben herabspähen mochte, doch entging ihm der Feind, dem es aufbehalten war, die Glaubensfreiheit gegen ihn siegreich zu begründen.

---

11. Moritz erzwingt den Passauer Vertrag.

(1552.)

Noch immer war der Landgraf von Hessen Karl's Gefangener; ja da er in den Niederlanden zu entfliehen gesucht hatte, ward er fast so hart wie ein gemeiner Verbrecher gehalten. Sein Gefängniß war ein noch nicht zehn Fuß langes Kämmerlein in der Citadelle von Mecheln, dessen Fenster man sogar vernagelt hatte. Moritz machte noch einige Versuche, seinen Schwiegervater zu befreien, aber der Kaiser blieb unerbittlich. Diese lange Schmach des unglücklichen Fürsten erweckte großen und allgemeinen Unwillen, vorzüglich aber kränkte sie den lebhaften Moritz, der seine Ehre und seine Freiheit für die seinige verpfändet hatte. Er hatte bei seinen Glaubensgenossen den häßlichen Flecken, seinen eignen Vetter beraubt zu haben, abzuwaschen; eine That, wie die Befreiung des Landgrafen, würde seinen Ruhm wieder hergestellt, und sein eignes Gewissen beruhigt haben. So entwickelte sich der Gedanke in ihm, da der Weg gütlicher Verhandlungen vergeblich sey, den der Gewalt einzuschlagen, und die Waffen, die er für den Kaiser geführt, jetzt wider ihn zu kehren. Auch konnte ja Niemand wissen, wessen sich die Protestanten nach Beendigung des Concils zum Kaiser zu versehen hatten.

Als sich dieser Plan in Moritzen's Seele weiter entwickelte, kam ihm die übernommene Belagerung Magdeburg's sehr zu Statten, da sie ihm Gelegenheit gab, Truppen unter den Waffen zu haben. Das für Deutschland Verderbliche und Gefährliche bei dem Vorhaben war,

daß Moritz, um der kaiserlichen Macht nicht allein die Spitze bieten zu dürfen, es für nöthig hielt, die Franzosen hineinzuziehen. König Heinrich II., Franzen's Nachfolger, schickte einen Abgeordneten nach Sachsen, und mit diesem schloß Moritz, so heimlich, daß selbst seine Räthe nichts davon erfuhren, am 5. October 1551 einen Vertrag, kraft dessen er dem Könige in seinem und im Namen des jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen, des Markgrafen George Friedrich von Brandenburg-Anspach und des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg, gestattete, die zum Reiche gehörigen Städte Cambrai, Metz, Toul und Verdun in Besitz zu nehmen; Heinrich aber sich anheischig machte, die Fürsten in ihrem Kriege zu unterstützen. Zur Vollziehung dieses Vertrages sandte Moritz nachher den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach nach Frankreich, in dessen und des in Französische Dienste getretenen Schärtlin Gegenwart der König das Bündniß beschwor. Den ehemals Würtembergischen Obersten, Hans von Heydek, brauchte Moritz als Unterhändler und Vertrauten bei der Belagerung von Magdeburg. Mit der letztern war es ihm natürlich kein großer Ernst, darum zog er sie absichtlich in die Länge, und bewilligte der Stadt zuletzt eine Capitulation, welche ihr den Worten nach völlige Unterwerfung auflegte, der That nach einen sehr guten Frieden gewährte. Es fehlte daher auch nicht an aufmerksamen Beobachtern, die aus Moritzen's Betragen allerlei Verdacht schöpften. Ganz besonders fiel es auf, daß er nach beendigter Belagerung (Nov. 1551) die Truppen nicht entließ, sondern sie in Thüringen zusammenbehielt, wo sie allerlei Ausschweifungen begingen, und das dem Kurfürsten von Mainz gehörige Erfurtsche Gebiet plünderten. Diese Dinge machten die in Trident befindlichen geistlichen Kurfürsten so besorgt, daß sie das Concilium verlassen wollten, um nach der Gefahr zu sehen, die ihren Ländern drohe. Sie meldeten dieses dem Kaiser und schrieben ihm ausführlich über ihren Verdacht. Aber Karl antwortete ihnen (am 3. Jan. 1552): sie möchten sich doch nicht durch jedes flüchtige Gerücht in Furcht setzen lassen! Der Kurfürst habe sich durch Schreiben und Gesandte bei ihm gerechtfertigt, und werde nächstens selbst zu ihm nach Insbruck kommen. Ueberhaupt thue ihm Moritz solche Versicherungen, daß der Kaiser, wo anders einige menschliche Treue und Glauben auf Erden, sich nur Gutes zu ihm versehen könne. Eine solche Verstellung würde bei einem Deutschen Fürsten unerhört seyn, und der Kaiser, selbst Deutschen Stammes und Her-

kommens, könne unmöglich daran glauben. Jene Unordnungen seyen bloß daher entstanden, daß Moritz die Truppen nicht habe entlassen können, weil er ihnen den Sold noch schuldig geblieben sey. Jetzt aber habe der Kaiser Sorge getragen, daß das Geld gezahlt werde. Auf verschiedene unmittelbare Warnungen vor Moritz und Albrecht erwiederte er: er habe beiden Fürsten so wenig Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, ja Beide so sehr mit Güte überhäuft, daß er gar nicht wüßte, wie sie dazu kommen könnten, so undankbar gegen ihn zu handeln.

Inzwischen schickte Moritz Gesandte zu dem Tridentinischen Concil und ließ auch einige Theologen, die auf demselben erscheinen sollten, abreisen, für die Letzteren aber von den Gesandten besondere Geleitsbriefe verlangen, über deren Form lange gestritten und unterhandelt wurde. Den Kaiser recht sicher zu machen, stellte er sich, als sey er schon mit den Zurüstungen zur Reise nach Insbruck beschäftigt, ja er ließ dort schon eine Wohnung für sich miethen. Noch mehr, er trat seine Reise selbst zum Scheine mit einigen seiner Räthe an, stellte sich aber nach einigen Tagen krank, und schickte seine Begleiter voraus, um dem Kaiser den Unfall zu berichten. Alles dieses bestärkte Karl in seiner Verblendung, und zu jenem Zutrauen, welches er zu der Deutschen Treue hegte, kam bei ihm und seinen Räthen auch die Vorstellung, daß die Deutschen nicht klug und fein genug wären, um solche Ränke zu spinnen.

Im März 1552 zog Moritz seine Truppen rasch zusammen, und rückte mit ihnen in Franken vor. Hier stießen Hessische Völker zu den seinigen; und bald darauf vereinigte sich auch sein Freund Albrecht mit ihm bei Rothenburg ob der Tauber. Während sie mit schnellen Schritten nach Oberdeutschland zogen, sandten sie durch das ganze Reich Manifeste aus, worin sie ihr kühnes Unternehmen zu rechtfertigen suchten. Es wird dem Kaiser darin vorgeworfen, daß er unter dem Scheine, die Religionsspaltung heben zu wollen, nach Erhöhung seiner Macht und nach willkürlicher Herrschaft trachte, dabei aber auch „ihre wahre christliche Religion, wie sie dieselbe zu Augsburg bekannt," auszurotten; daß er den Landgrafen fortwährend gefangen halte, „eine Infamie und Unbilligkeit," die sie nicht länger mit Geduld ansehen könnten. Er habe, hieß es ferner, gegen seinen Schwur, fremde Truppen in das Land geführt, welche die armen Unterthanen in Grund und Boden verderbt, ihnen Weib und Kinder geschändet, ja wider alle Natur gemißbraucht hätten; er habe die Entscheidung der Streit-

sachen sehr schwierig und kostbar gemacht, die Stände mit überhäuften und theueren Reichstagen geplagt, unerhörte Strafgelder ausgeschrieben, und fast alles Geschütz aus Deutschland weggeführt. Es sey sein Vorhaben, durch diese Dinge Alle „zu einer solchen unerträglichen, viehischen, erblichen Servitut, Joch und Dienstbarkeit, wie bei andern Nationen vor Augen sey," zu bringen. Deshalb hätten sie Herz gefaßt und wollten mit Heereskraft die Erledigung des gefangenen Fürsten suchen, und die alte Freiheit der Deutschen Nation muthig erretten.

Zu Anfange des April war Moritz schon in Augsburg, und stellte hier den evangelischen Gottesdienst und den vom Kaiser abgesetzten Stadtrath wieder her. Von da ging er nach Ulm, und forderte Einlaß, Geld und Geschütz. Aber die Ulmer schlugen ihm Alles ab, und vertheidigten sich, als ihre Stadt nun angegriffen und beschossen wurde, so gut, daß Moritz für gut fand, die Belagerung nach einigen Tagen wieder aufzuheben. Von seinem Bundesgenossen, Albrecht von Brandenburg, trennte sich Moritz bald, da Jener nur plünderte und sengte, und dem ganzen Unternehmen dadurch einen bösen Leumund zuzog. Der Kaiser war in einer übeln Lage. Seine Truppen hatte er theils nach Ungern, theils nach Italien entlassen, und an Gelde fehlte es ihm gänzlich. Genua und Venedig wollten ihm keinen Credit mehr geben, ob er ihnen gleich ungeheure Zinsen bot. Uebrigens war mit Moritz zugleich Heinrich II. von Frankreich nach der Verabredung in Lothringen (das damals noch zum Deutschen Reiche gehörte) eingebrochen, und, indem er sich in einem Manifeste als den großmüthigen Schützer und Rächer der Deutschen Freiheit darstellte *), hatte er Toul und Verdun besetzt, und sich der trefflichen Reichsstadt Metz durch Verrath des dortigen Bischofs bemächtigt. Das waren die bösen Früchte einer Verbindung Deutscher Fürsten mit Frankreich, welches stets nur auf Gelegenheit gelauert hat, Deutschland zu berauben und sich die westlichen Grenzländer zuzueignen.

Unter diesen Umständen mußte der Kaiser auf Unterhandlungen denken. Sein Bruder Ferdinand übernahm das Ausgleichungsgeschäft, und lud den Kurfürsten zu einem friedlichen Gespräche nach Linz ein. Moritz erschien und trug seine Forderungen vor, Ferdinand erklärte dagegen, was der Kaiser bewilligen würde; da aber Moritz ohne Ein-

*) Er sagt darin unter andern: indem er die Deutschen aus ihrer Dienstbarkeit befreie, hoffe er einen unsterblichen Namen, wie vordem dem Flaminius in Griechenland zu Theil geworden, zu erlangen. Soll man dies für Unkunde oder für versteckten Hohn halten?

willigung seiner Bundesgenossen nichts beschließen wollte, so ward eine neue Zusammenkunft in Passau auf den 26. Mai verabredet, zu welcher auch viele andere Reichsfürsten eingeladen wurden. Man schied von Linz; Ferdinand ging nach Insbruck, Moritz nach Schwaben zu seinem Heere. Hier kam er am 8. Mai an. Noch achtzehn Tage waren es bis zu der versprochenen Zusammenkunft. Diese zu benutzen, wollte er auf Insbruck los, den Kaiser zu überfallen, während dieser ihn unthätig rastend glaubte. Dem gemäß drangen die Verbündeten in Tyrol ein, und zerstreuten am 18. Mai bei Reuten einen kaiserlichen Heerhaufen. Von hier ging's auf die Ehrenberger Klause los, die gleichfalls mit kaiserlichen Kriegern besetzt war. Ein Schäfer zeigte einen geheimen Pfad, durch welchen der Felsen in der Nacht bestiegen ward, ehe die Besatzung etwas von des Feindes Ankunft gewahr worden war; ein gewaltsamer Sturm eröffnete die Pforten, und die Kaiserlichen ergaben sich. Moritz stand nur noch zwei Tagereisen von Insbruck; jetzt aber verlangte das Regiment Reifenberg das Geschenk, das nach alter Sitte dem Sturmlaufenden gereicht wurde, und fing, als es nicht gleich befriedigt war, eine Meuterei an, durch deren Beilegung Moritz einen ganzen Tag aufgehalten ward. Als er am 23. in Insbruck ankam, fand er den Kaiser nicht mehr, er war am 20. in der Nacht bei schrecklichem Regenwetter in der Eil nach Trident zu entflohen. Sein ganzer Hofstaat und sein Bruder waren mitgezogen, der Kaiser wegen seiner Krankheit in einer Sänfte, die Uebrigen zu Pferde, Mehrere sogar in der Eil zu Fuße. Diener mit Fackeln hatten ihnen durch die engen Pässe in den Tyroler Gebirgen den Weg erleuchten müssen. In Trident war das Concil schon beim Ausbruche des Krieges auseinander gegangen, und hatte sich auf zwei Jahre vertagt; Karl kam nicht dahin, sondern wandte sich noch unterweges nach Villach in Kärnthen, wohin er auf ungebahnten, rauhen Pfaden gelangte. Moritz ließ dessen in Insbruck zurückgelassene Habe, so wie die der Spanier plündern, von Ferdinand's Eigenthum aber nichts anrühren. Den Entwurf, den Kaiser in seine Gewalt zu bekommen, wogegen ihm überhaupt schon Bedenklichkeiten aufgestiegen seyn mochten *), mußte er nun aufgeben; er kehrte daher in Insbruck um, und begab sich nach Passau zur Fürstenversammlung.

*) Er habe keinen Käfig für solchen Vogel, soll er geäußert haben. „Sehr richtig — bemerkt Böttiger, Geschichte Sachsen's, Bd. I. S. 513. — wenn er bedachte, daß der gefangene Kaiser ihm das nicht nützen könne, was der freie, aber gedemüthigte."

Unehre kann dem Kaiser die Flucht vor einem verbündeten, groß gemachten Fürsten, der sich plötzlich in einen Feind verkehrt, nicht bringen, aber scharf bezeichnet ist sein Glücksumschlag durch die Verschiedenheit zwischen diesem Auftritte, und jenem, wo er zu Halle auf dem Throne den knieenden Landgrafen empfing, oder jenem frühern auf dem Schlachtfelde in der Lochauer Heide, als der blutende Kurfürst vor ihn geführt ward! Den Letztern ließ er, noch vor der Entfernung aus Insbruck, seiner Haft entbinden, aber das Versprechen abnehmen, daß er bis auf Weiteres dem kaiserlichen Hoflager freiwillig folgen wolle.

In Passau hatten sich außer Ferdinand und Moritz mehrere Fürsten in Person eingefunden, andere hatten Gesandte geschickt. Moritz forderte Befreiung seines Schwiegervaters, beständigen Religionsfrieden, und daß seine Beschwerden wegen Verletzung der Reichsverfassung sogleich durch den Römischen König und die Fürsten untersucht und entschieden werden sollten. Es war dem Kaiser höchst empfindlich, sich solche Dinge mit Gewalt abtrotzen zu lassen, daher antwortete er den Fürsten, die in ihn drangen, den Frieden abzuschließen: nicht er müsse zum Frieden ermahnt werden, sondern die, welche ihn gebrochen, dieses läge den Fürsten vermöge ihrer Pflichten gegen ihn und gegen das Reich ob. Hierauf verließ Moritz Passau, ging zum Bundesheere ab, und unternahm die Belagerung von Frankfurt, wo eine starke kaiserliche Besatzung lag. Indeß reis'te auch Ferdinand nach Villach, und es gelang ihm, den Kaiser zur Nachgiebigkeit in den Hauptpunkten zu bewegen, doch so, daß er ihre Erledigung an eine Reichsversammlung verwies. Mit dieser Erklärung kehrte Ferdinand nach Passau zurück (13. Jul.) und sandte von da den Böhmischen Kanzler von Plauen in das Lager bei Frankfurt, um Moritz davon in Kenntniß zu setzen. Moritz sah, daß er sich bei längerer Weigerung auf einen schweren Kampf gefaßt machen müßte, dessen Gefahr er sich nicht verhehlen konnte. Auch war, im Falle die Reihe geächtet zu werden nun ihn treffen sollte, zu besorgen, daß der abgesetzte Kurfürst in Sachsen gefährliche Bewegungen erregen würde. So kam denn der am 2. August zu Passau unterzeichnete Vertrag zu Stande. Nach demselben erhielt Landgraf Philipp seine Freiheit, mußte aber geloben, die Hallische Capitulation zu halten, und seine Gefangenschaft nicht zu rächen. Die Religionssache sollte auf dem nächsten, innerhalb sechs Monaten zu haltenden Reichstage entschieden werden; auf demselben wolle man

berathschlagen, durch welche Mittel die Uneinigkeit in Glaubensangelegenheiten gehoben werden könnte, mittlerweile solle keiner den andern deswegen anfechten. Auch die Erledigung der Beschwerden, die Moritz erhoben, sollte auf diesen Reichstag verschoben werden. Das Kammergericht sollte beiden Religionsverwandten mit gleicher Gerechtigkeit dienen, auch sollten die Richter aus beiden Parteien gewählt werden können; allen in den Aufstand gegen Karl verflochtenen Personen sollte verziehen, und denen, die wegen des Schmalkaldischen Krieges geächtet worden, die Acht erlassen seyn. In einem besondern Nebenvertrage war auch noch die Bedingung hinzugefügt: „daß es bei dem verabredeten Friedensstande bleiben sollte, auch, wenn kein Religionsvertrag zu Stande gebracht würde." Dies war es, was dem Passauer Vertrage seine große und entscheidende Wichtigkeit gab, da alle bisherigen Friedensversicherungen von einer künftigen Vereinigung über die Religion abhängig gemacht waren, und also immer in eine ungewisse Zukunft blicken ließen. Daß die Protestanten auf diesen seit einem Menschenalter vergeblich gesuchten Punkt gekommen waren, war Moritzen's Werk, das er eben so ungehofft als schnell, wie mit einem Schlage und mit geringem Blutvergießen vollbracht hatte. Er führte seine Truppen jetzt nach Ungern gegen die Türken, mit welchen bald nach dem Frieden 1547 der Krieg wieder ausgebrochen war, aber seine Uneinigkeit mit dem kaiserlichen Befehlshaber ließ es zu keiner erheblichen Unternehmung kommen.

---

12. Karl's letzte Feldzüge und Moritzen's Tod.
(1552—1555.)

Karl's sehnlichstes Verlangen war jetzt, nachdem die inneren Händel vorläufig beigelegt waren, als Kaiser die Würde des Deutschen Reiches gegen dessen äußere Feinde zu schützen, die Franzosen für ihren Einfall zu züchtigen, und sie wieder aus Lothringen zu vertreiben. So krank er auch war, setzte er sich doch vor, persönlich zu Felde zu ziehen, ging von Villach nach Insbruck und dann nach Augsburg, und betrieb die Rüstungen mit Eifer; denn noch in diesem Jahre sollte der Kampf beginnen. Mit sechs und sechzig tausend Mann drang er in Lothringen ein, aber die beste Zeit des Jahres war schon vorüber, als das Heer vor Metz ankam. Diese Stadt war eben von

den Franzosen stark befestigt und mit allen nöthigen Vorräthen wohl versehen worden, und hatte an dem Herzog Franz von Guise einen so tapfern, unternehmenden und einsichtigen Vertheidiger, daß Karl vergeblich seine Kräfte gegen sie aufbot. Mit seiner gewöhnlichen Beharrlichkeit schwur er zwar, er wolle entweder die Stadt erobern, oder vor ihr sterben; aber die Angriffe und Gefechte, die Winterkälte und Krankheiten rieben einen so großen Theil seines Heeres auf, und die Uebrigen zeigten so wenig Muth zu fortdauernden Anstrengungen, daß der Kaiser, wiewol sehr unwillig, am zweiten Weihnachtstage die Aufhebung der Belagerung befahl, welche ihm dreißig tausend Mann gekostet hatte. „Ich sehe wohl, rief er aus, Fortuna ist ein Weib wie alle Weiber; nur jungen Männern ist sie hold und den alternden kehrt sie den Rücken." Ein Ausfall der Franzosen brachte das Heer beim Rückzuge so in Unordnung, daß man alle Kranke im Stich lassen mußte. Der Herzog von Guise war menschenfreundlich genug, daß er sie mit Sorgfalt verpflegen, und die Hergestellten mit einem Geschenk an Gelde in ihre Heimath gehen ließ. — Karl, mißmuthig und krank, brachte den Winter in Brüssel zu, und machte Pläne zur Fortsetzung des Krieges für das folgende Jahr.

Deutschland würde jetzt der Ruhe genossen haben, wenn der Markgraf Albrecht von Brandenburg hätte bewogen werden können, die Waffen niederzulegen. Der Passauer Vertrag, meinte er, kümmre ihn nicht, und Moritz habe sehr unrecht gethan, ihn abzuschließen. Daher setzte er den Krieg gegen die katholischen Reichsstände an der Spitze seiner Schaaren keck fort, als Bundesgenosse Frankreich's, aber auch mit wahrhaft Französischer Raubsucht. Die geistlichen Bisthümer am Rheine und in Franken und viele Städte brandschatzte er fürchterlich, ließ Städte, Dörfer, Schlösser, Kirchen und Klöster verwüsten und niederbrennen. Der Kaiser hatte ihn zwar während der Belagerung von Metz vermocht, aus den Diensten des Königs von Frankreich in die seinen zu treten, ihm aber bei dieser Gelegenheit die Gültigkeit der Verträge, die er den Bischöfen von Bamberg und Würzburg abgetrotzt hatte, verheißen, wodurch eine neue Verwirrung entstand; denn das Kammergericht entschied zu Gunsten der Bischofe, während man wegen jenes Vergleiches zwischen Albrecht und dem Kaiser auf den Verdacht gerieth, er erhalte geheime Aufmunterung und Unterstützung von diesem, der ihn als einen Feind Moritzen's vielleicht in der Folge zu großen Absichten gebrauchen wolle. Es ent=

standen zwei Verbindungen gegen den Ruhestörer, die eine jedoch ohne Entschlossenheit zum Handeln, aber die zweite desto thätiger, weil Moritz, der dem Vaterlande helfen wollte und auch durch jene Gerüchte aufgeregt war, dazu gehörte. Er griff das Werk sogleich mit Ernst an, und rückte in Verbindung mit dem Herzoge Heinrich von Braunschweig auf den Markgrafen los, der damals Niedersachsen mit seinen Schaaren heimsuchte. Die Verbündeten trafen ihn bei Sievershausen auf der Lüneburger Heide, und griffen ihn auf der Stelle an. Das Treffen war blutig, und endete mit der Niederlage des markgräflichen Heeres (9. Jul. 1553), aber es kostete dem Herzog von Braunschweig zwei Söhne, und Moritz selbst ward tödtlich verwundet. Zwei Tage darauf hauchte er seine Seele aus, im zwei und dreißigsten Lebensjahre. Wie man auch über seine Handlungsweise denken mag, dem Geiste und der Wirksamkeit seiner Thaten nach war er einer der ersten Männer seines Jahrhunderts. Granvella gab auf die Nachricht von seinem Tode ein großes Freudenmahl; Karl soll mit David's Worten ausgerufen haben: „O Absalon, mein Sohn, mein Sohn!" Moritz hinterließ nur eine Tochter, sein Bruder August hatte schon 1548 zu Augsburg die Mitbelehnung erhalten, es trat aber jetzt Johann Friedrich auf und verlangte die Zurückgabe der verlorenen Würde und Länder. Indeß wurde, unter Vermittelung des Römischen Königs und des Königs von Dänemark, am 24. Februar 1554 zwischen den beiden Sächsischen Häusern zu Naumburg ein Vertrag geschlossen, welcher dem Albertinischen die Erwerbungen und Vortheile der Wittenberger Capitulation von Neuem bestätigte, bis auf Altenburg und einige andere Aemter, die den Besitzungen der Ernestinischen Linie noch hinzugefügt wurden.

Albrecht hielt sich nach der Schlacht bei Sievershausen noch eine Zeitlang im Braunschweigschen, wurde aber von den verbündeten Truppen nochmals am 12. September 1553 geschlagen und in's Thüringische getrieben. Jetzt wurde die Achtserklärung wider ihn erlassen und vom Kaiser bestätigt, er jedoch wies fortwährend alle Vergleichsvorschläge mit stolzer Verachtung ab, und erst nach einem höchst ausdauernden und tapfern Widerstande konnte er gezwungen werden, nach Frankreich zu flüchten (im Jun. 1554). Nach zwei Jahren kehrte er aber nach Deutschland zurück, und fand bei seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden, Aufnahme auf dem Schlosse zu Pforzheim. Dort starb er (8. Jan. 1557), fünf und dreißig Jahre alt, ehe es seinen

Verwandten gelungen wär, seine Wiedereinsetzung, die sie auf dem Wege der Unterhandlung betrieben, zu bewirken.

Karl ließ in demselben Jahre, da Moritz fiel, ein Heer in das Französische Gebiet einrücken, und die Städte Terouanne und Hesdin, welche dasselbe eroberte, schleifen und gänzlich zerstören. Aber weder in diesem noch in den beiden nächsten Jahren, wo der Krieg fortgeführt ward, wurden entscheidende Vortheile erfochten. Endlich ließ Karl in einem am 5. Februar 1556 zu Vaucelles geschlossenen Waffenstillstand die Franzosen im Besitz des Eroberten, und vererbte die Fortsetzung des Krieges auf seinen Nachfolger, unter welchem erst der Friede zu Stande kam.

---

18. Der Religionsfriede zu Augsburg.
(1555.)

Nicht weniger Mißmuth als diese Französischen Händel erweckte dem durch seine zunehmende Krankheit ohnehin völlig verstimmten Kaiser der Gedanke, daß auch ein anderes Werk, an dem er während seiner ganzen Regierung gearbeitet, zerstört sey, die Wiederherstellung der Religionseinigkeit in Deutschland, die nach seiner Meinung freilich ziemlich mit der Herrschaft des alten Kirchenthums zusammenfiel, mit Verbesserungen allerdings, die auch er für wünschenswerth hielt; sie aber von der Entscheidung des Concils, dem er die höchste Autorität beilegte, abhängig machte. Durch den Drang der Umstände zu unwilliger Nachgiebigkeit genöthiget, wollte er seinem kaiserlichen Ansehen wenigstens nicht so viel vergeben, bei den Verhandlungen darüber den Vorsitz zu führen, und überließ daher Alles seinem Bruder Ferdinand. Dieser war nun mit Ernst darauf bedacht, die Religionsstreitigkeiten endlich abzuthun, indeß mußte der deshalb ausgeschriebne Reichstag vier Mal vertagt werden, ehe er endlich am 5. Februar 1555 durch Ferdinand zu Augsburg eröffnet werden konnte. Nur sehr wenige Fürsten waren in Person erschienen, doch hatten die Meisten Abgeordnete geschickt. Daß hier die Sachen einen andern Gang nehmen würden, als auf den vielen Reichsversammlungen, die bisher zur Wiederherstellung der Einigkeit zusammenberufen worden waren, konnte man schon aus dem Vortrage abnehmen, mit welchem Ferdinand die Versammlung eröffnete, da er darin zu erkennen gab, daß man hier

nicht sowol auf Mittel denken müsse, die verschiedenen Meinungen zu vereinigen, als vielmehr darauf, wie der Friede im Reiche auch bei der fortdauernden Verschiedenheit der Meinungen erhalten werden könne. So war man denn endlich auf den Gedanken einer gegenseitigen Duldung gekommen, zu dem aber auch die Lage der Dinge gewaltig drängte, weil man nach so vielen fruchtlosen Versuchen wohl belehrt seyn mußte, daß ohne Duldung an keine Ruhe zu denken sey. Dennoch stritt man bis zum Abschlusse des Friedens noch über ein halbes Jahr, und das zweier Punkte wegen, die allerdings beiden Parteien wichtig genug erscheinen mußten. Die Protestanten wünschten nämlich die Freistellung der Religion nicht bloß auf die unmittelbaren Reichsstände bezogen zu wissen, sondern auch auf mittelbare protestantische Stände katholischer Landesherren, konnten aber nichts bewirken, als die Bewilligung eines freien Abzuges für Unterthanen, welche der Religion wegen auswandern wollten, und ein allgemeines Versprechen, daß die der evangelischen Lehre schon seit Jahren zugethanen Unterthanen geistlicher Stände der Religion wegen nicht bedrängt werden sollten. Ein deutlicher Beweis, wie weit man noch von dem Grundsatze eigentlicher Gewissensfreiheit entfernt war. Zu nicht weniger hartnäckigen Händeln führte die zweite Frage: ob die Bischöfe und andere Prälaten, welche zur Lutherischen Lehre übergingen, ihre Stifter und Pfründen behalten sollten, oder nicht. Die Katholischen verlangten, die geistlichen Stände müßten von der Freistellung der Religion in so fern ausgenommen werden, daß bei ihnen der Uebertritt von der alten Religion zur neuen den Verlust ihres Amtes und Standes unmittelbar nach sich ziehe. Von diesem geistlichen Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum), wie es genannt wurde, wollten sie so wenig nachlassen, daß Ferdinand sogar erklärte, er wolle lieber auf der Stelle davon reiten, als den Geistlichen den Uebertritt zum Lutherthum freistellen. Es ist auch nicht befremdend, daß die Katholischen diesen Punkt so eifrig und hitzig vertheidigten. Bei der noch immer wachsenden Neigung der Deutschen, zum Protestantismus überzugehen, konnten sie kaum hoffen, diesem durch irgend ein Mittel einen kräftigern Damm entgegen zu setzen, als durch den Verlust so schöner Länder und Güter, mit welchem seine Annahme die geistlichen Herren bedrohte. Sollte nun das ganze Friedenswerk darüber nicht rückgängig werden, so mußte man sich endlich mit der Uebereinkunft begnügen, sich wegen dieses Punktes — nicht zu vereinigen. Der geistliche Vor-

behalt wurde demnach zwar in das Friedensinstrument gerückt, aber mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß sich die Stände darüber nicht hätten vergleichen können.

Am 26. September ward endlich der Religionsfriede unterzeichnet. Außer jenen beiden Punkten war der Hauptinhalt desselben, daß sowol die Stände, die sich zur Augsburgischen Confession, als die, welche sich zur alten Religion bekennten, völlig gleiche und ungestörte Freiheit genießen sollten. Diejenigen aber, welche zu keiner von beiden Religionen gehörten, sollten von diesem Frieden ausgeschlossen seyn. Die eingezogenen Kirchengüter, welche nicht unmittelbaren Reichsständen zugehörig, und in deren Besitz die Geistlichen zur Zeit des Passauer Vertrages nicht gewesen, sollten den Protestanten verbleiben. Weder protestantische noch katholische Stände sollten einander zum Uebertritt zu verleiten suchen, oder fremde Unterthanen wider ihre Obrigkeit in Schutz nehmen.

So war also endlich der Zweck erreicht, um deswillen seit einem Menschenalter so viele wackere Deutsche Gut und Leben eingesetzt, und zwei der angesehensten Fürsten ein schmachvolles Schicksal erlitten hatten. Der eine derselben, der Kurfürst Johann Friedrich, erlebte diesen Frieden nicht mehr; er war das Jahr zuvor (3. März 1554) gestorben, mit aller der Ergebung und dem schönen frommen Sinne, die ihn im Leben ausgezeichnet hatten. Der andere, Landgraf Philipp, nahm sich, seinem Lande und seinen Unterthanen wiedergegeben, der Regierungsgeschäfte mit der alten Thätigkeit und vieler Einsicht an, und blieb bis an seinen Tod bemüht, Gebrechen zu heilen und Verbesserungen einzuführen *).

14. Karl's V. Abdankung und Tod.

In dem Gemüthe des Kaisers stiegen indeß Mißmuth, Unbehaglichkeit und Ueberdruß an den Welthändeln immer höher. Die Gicht, mit der er lange behaftet war, hatte seit den Anstrengungen der letzten Feldzüge an Stärke so gewonnen, daß er den Geschäften nur noch mit der größten Anstrengung obliegen konnte. Er wurde darüber so schwer-

*) Sein neuester Geschichtschreiber sagt von ihm, er sey „der gewissenhafteste Reformator aller Volks- und staatswirthschaftlichen Einrichtungen" gewesen. Rommel, Philipp der Großmüthige, Bd. I. S. 576.

müthig, daß er fast nicht aus dem Zimmer kam, sich, außer von seinen Schwestern, den Königinnen von Ungern und Frankreich, und seinen vertrautesten Dienern, von Niemanden sehen und sprechen ließ, und einmal neun Monate lang weder einen Brief noch einen Befehl zu unterschreiben bewogen werden konnte. Alles dieses bestärkte ihn in einem Gedanken, den er schon seit einigen Jahren hegte, sich nämlich, wie Diocletian, an dessen Abdankung er immer gern gedacht hatte, in die entlegenste Dunkelheit des Privatlebens zurückzuziehen. Endlich, nach langen Kämpfen, führte er im Herbste 1555 den Entschluß, aller irdischen Hoheit zu entsagen, wirklich aus, einen Entschluß, der, in seiner Lage, gewiß zu den großartigsten gehört, die in der Geschichte des menschlichen Herzens vorkommen *). Er ließ seinen einzigen Sohn Philipp aus England nach Brüssel herüber kommen, und bestimmte den 25. October zur feierlichen Abtretung der Niederlande. In einem großen Saale, worin die Niederländischen Stände und viele Personen vom höchsten Adel versammelt waren, saß Karl auf einem Lehnstuhle, neben ihm stand seine Schwester Maria, die Statthalterin der Niederlande, und sein Sohn Philipp, der damals als Gemahl der Königin Maria den Titel eines Königs von England führte, und dem Karl bei Gelegenheit dieser Vermählung schon das Königreich Neapel überlassen hatte. Einer von Karl's Räthen verlas eine Urkunde, kraft deren der Kaiser die Niederlande seinem Sohne feierlichst abtrat, und sodann erhob sich der kranke Monarch selbst von seinem Sessel, und hielt, gestützt auf die Schultern des Prinzen von Oranien, mit Hülfe eines kleinen Aufsatzes, eine Rede, bei deren Anhörung die ganze Versammlung in Thränen schmolz. Er sagte darin mit Würde, wie er seit seinem siebzehnten Jahre alle Gedanken allein auf die ruhmvolle Regierung so vieler ihm anvertrauten Reiche gerichtet, wie wenig Zeit zur Muße er übrig gehabt, und wie noch weit weniger er auf seine persönlichen Vergnügungen gewendet habe. Unablässig, betheuerte er, habe er überall mit eignen Augen zu sehen gesucht, daher sey seine Regierung eine stete Pilgerschaft gewesen. Neun Mal habe er Deutschland, sechs Mal Spanien, vier Mal Frankreich, sieben Mal Italien und zehnmal die Niederlande besucht; zwei Mal sey er in England und eben so oft in Afrika gewesen, und überhaupt habe er elf Seereisen gemacht.

*) To descend voluntarily from the supreme to a subordinate station, and to relinquish the possession of power in order to attain the enjoyment of happiness, seems to be an effort too great for the human mind. Robertson.

Jetzt erinnere ihn, sein hinfälliger Körper, sich aus dem Gewühl der irdischen Geschäfte zu entfernen, und ihre Last auf jüngere Schultern zu wälzen. Habe er während seiner vielen Beschäftigungen und Anstrengungen etwas Wichtiges versäumt oder nicht recht gemacht, so bitte er Alle, die dadurch gekränkt worden, recht herzlich um Verzeihung. Er selber werde seiner treuen Niederländer bis an sein Ende in Liebe gedenken, und Gott für ihre Wohlfahrt anflehen.

Hier wandte er sich an seinen Sohn, der auf ein Knie niedersank, und seine Hand küßte. Er erinnerte ihn, wie würdig er schon seines kindlichsten Dankes seyn müßte, wenn er ihm so viele blühende Länder nach seinem Tode hinterließe, wie sehr aber die väterliche Wohlthat noch dadurch an Werth gewinne, daß er ihm das Alles schon jetzt bei seinen Lebzeiten freiwillig abtrete. Nach den dringendsten Ermahnungen zu einer ruhmwürdigen und gerechten Regierung, mit denen er die Rede schloß, sank er zuletzt erschöpft in den Sessel zurück.

Im Januar des folgenden Jahres (1556) geschah zu Brüssel die nicht minder feierliche Abtretung von Spanien mit allen, sowol in der alten als in der neuen Welt, davon abhängigen Ländern; und durch ein am 7. September erlassenes Schreiben überwies Karl die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Deutschen Reichs an seinen Bruder Ferdinand.

Am 17. September schiffte er sich mit seinen beiden Schwestern nach Spanien ein. Ihn begleitete eine glänzende Flotte von Spanischen, Flandrischen und Englischen Schiffen, mit der er bei Laredo in Biscaya landete. Als er den Spanischen Boden bestieg, fiel er auf die Kniee, und küßte die Erde. Ein wehmüthiger Gedanke an die Nichtigkeit irdischer Größe durchflog seine Seele. In Burgos entließ er den größten Theil seiner Dienerschaft, und begab sich dann nach Valladolid, wo sich auf sein Geheiß auch seine Schwestern von ihm trennten. Er hatte sich schon vorher zu seinem künftigen Ruheplatz neben dem Hieronymitenkloster Juste in Estremadura, in einer wegen ihrer Schönheit und gesunden Luft berühmten Gegend, ein kleines Haus erbauen lassen. In dieser Einsamkeit verlebte er den Rest seiner Tage, und theilte seine Zeit zwischen dem Gartenbau, der Beschäftigung mit allerlei künstlichen und mechanischen Zusammensetzungen, die er sehr liebte, und Andachtsübungen. Letztere hatte er auch in seinem geschäftigsten Leben so wenig vernachlässigt, daß man schon in seinem dreißigsten Jahre von ihm zu sagen pflegte: der Kaiser rede mehr mit dem lieben Gott, als mit Menschen. Daß Gott ihn die

Nichtigkeit der irdischen Größe habe einsehen lassen, erklärte er für eine größere Wohlthat, als daß er dieselbe jemals besessen. Sechs Monate vor seinem Tode entsagte er, von Gewissenszweifeln geängstiget, jeder Erheiterung und Erholung, und lebte mit mönchischer Strenge unter harten Bußübungen. Ja, er kam in dieser düstern Stimmung, nach der Erzählung einiger Schriftsteller, kurz vor seinem Ende auf den seltsamen Gedanken, sein eignes Leichenbegängniß zu feiern. Er ließ in der Klosterkirche ein prächtiges Trauergerüst aufrichten, und für die Ruhe seiner Seele ein feierliches Todtenamt halten, dem er selbst beiwohnte. Der heftigen Bewegung, die ein so erschütternder Auftritt in Karl's Gemüth bewirken mußte, erlag sein siecher Körper. Er wurde am folgenden Tage von einem Fieber ergriffen, welches in einigen Wochen seinem Leben ein Ende machte (21. Sept. 1558).

In seiner Jugend war Karl ein schöner Mann von starkem Gliederbau; er liebte die Jagd und ritterliche Uebungen, und hatte sich so abgehärtet, daß er große Beschwerden ertragen konnte, bis ihn die Gicht übermannte, und auch dieser trotzte er so lange als möglich. Nach seinem Beispiele wurde in Europa der Titel Majestät für Kaiser und Könige allgemein, da man sie bis auf seine Zeiten in der Regel Hoheit oder Gnaden genannt hatte.

Die Urtheile über diesen berühmten, in mehr als einer Hinsicht groß zu nennenden Monarchen sind sehr verschieden ausgefallen; im Ganzen hat der laute Tadel vieler Französischer und protestantischer Geschichtschreiber so das Uebergewicht behalten, daß die Nachwelt in ihm meistens einen vom heftigsten Ehrgeiz beherrschten Fürsten erblickt, welcher das Wohl seiner Völker der Eroberungssucht und Ländergier zum Opfer bringt, ja wol gar die Errichtung einer Universalmonarchie bezweckt. Die Franzosen können es ihm, nach ihrer gewöhnlichen Parteilichkeit, nicht vergeben, daß er der beharrliche Gegner eines von ihnen besonders hochgeschätzten Königs blieb; verzeihlicher ist es, wenn die Protestanten einem Fürsten, der ihrer entstehenden Kirche zuwider war, nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber bei einer unbefangenen Betrachtung der Dinge bewähren sich die Beschuldigungen des Ehrgeizes und der Ländergier als grundlos, Franzen's Vergrößerungssucht erscheint vielmehr als der eigentliche Grund der Kriege, und Karl, diesem Könige gegenüber, großartig und gerecht. Am nachtheiligsten ist es dem Ruhme des Kaisers geworden, daß seine Regierung in die Zeit der Reformation fällt, und sein besonnenes Abwägen

der Verhältnisse, der glühenden Begeisterung eines Luther gegenüber, unmöglich glänzend in die Augen fallen kann. Zwar gleichgültig gegen die Religion war er keinesweges, aber der frische und kühne Glaubenseifer, der in die Zeit getreten war, war ihm fremd, obschon er keinesweges geneigt war, die Hartnäckigkeit und Erstarrung, mit welcher sich der Römische Hof gegen die neue religiöse Erregung zu halten und zu befestigen gedachte, durch Gewaltmittel zu unterstützen. Dem beunruhigten und gespalteten Deutschland Friede und Einigkeit, und der gänzlich gesunkenen Kaiserwürde wieder Ansehn zu geben, hielt er für seine Pflicht; daher der Krieg wider die Fürsten, deren Ungehorsam er für unverträglich mit der Reichsverfassung hielt, den er aber nicht führte, wie Mehrere geglaubt haben, um die Stände despotisch zu unterdrücken, noch lange vorher schon künstlich vorbereitete. Nach dem Schmalkaldischen Kriege, wo Furcht vor dem Sieger alle Gemüther eingenommen hatte, war die Lage der Dinge lockend genug zu einem Versuche, die Deutsche Verfassung umzustürzen, wenn Karl die Absicht und die Neigung dazu gehabt hätte. Nur gegen die überwundenen Fürsten verließ ihn die Mäßigung. Die Behandlung des Landgrafen zumal blieb ein Flecken in seiner Geschichte; es hat sich aber auch keine That seines Lebens so schwer und bitter an ihm gerächt als diese.

In Spanien hatte der Aufstand der Städte bald nach der Thronbesteigung Karl's die traurige Folge, daß die Regierung die ständischen Rechte zu beschränken suchte, und das politische Leben in Verfall gerieth. Zwar zeigten sich die Stände in den Geldsachen noch sehr hartnäckig gegen den Kaiser, und widersetzten sich mehr als einmal den Steuerbewilligungen, die er seiner vielen Kriege wegen zu fordern genöthiget war, standhaft; die Wirkung davon aber war, daß seit 1538 in Castilien gar keine allgemeine Ständeversammlung mehr Statt fand. Denn da Karl auf einem in diesem Jahre gehaltenen Reichstage sah, daß der Adel, der zu den Steuern gar nichts beitrug, seinen Forderungen den entschiedensten Widerstand entgegensetzte, so berief er ihn nun gar nicht mehr zu den Versammlungen. Nur die Abgeordneten der Städte versammelten sich von drei zu drei Jahren zur Bewilligung der von der Krone vorgelegten Forderungen. Der Gebrauch, daß erst die Beschwerden erledigt wurden, und dann die Geldbewilligung geschah, wurde auch von Karl aufgehoben. Den Castilischen Cortes blieb kein Recht übrig, als das der Bittschriften; so tief war ihre Bedeutung herabgesunken. Die Großen, von dem öffentlichen Leben getrennt,

gingen auf ihre Landsitze, um ihrer Reichthümer zu genießen, machten einen königlichen Aufwand, ließen sich mit ausschweifenden Ehrenbezeigungen bedienen, und vergaßen über der Befriedigung, die ihr Stolz in dieser Lebensweise fand, der kriegerischen Neigungen ihrer Vorfahren *). Die schönen Keime einer Verfassung, welche in den alten Spanischen Einrichtungen liegen, verdorrten ungenutzt, weil Niemand war, der sie zu einem neuen, den veränderten Zeitumständen gemäßen Leben zu entwickeln verstanden hätte.

Durch das Mißverhältniß der Staatseinnahmen zu den Bedürfnissen der Krone geschah es, daß Karl, trotz des Zuflusses von Gold und Silber aus der neuen Welt, beträchtliche Schulden hinterließ, viele Krongüter verpfändet, und viele den Ritterorden gehörige Güter verkauft hatte. Die königlichen Besitzungen waren schon bei seinem Regierungsantritt in allen seinen Staaten sehr herabgekommen. Für alle außerordentlichen Fälle wurden von den Provinzen außerordentliche Beisteuern gefordert, und da diese nicht zureichten, mußten Anleihen geschlossen werden, die, wenn nicht Güter oder öffentliche Einkünfte zum Pfande gesetzt wurden, bei dem damaligen Geldmangel und dem geringen Zutrauen, zuweilen gegen dreißig Procent jährlicher Zinsen kosteten **).

---

15. Italienische Verhältnisse. Die Verschwörung des Fiesco zu Genua.

Wir holen in diesem Abschnitte noch einige hervorstechende Ereignisse in Italien während der spätern Regierungszeit Karl's V. nach.

Herzog Alexander von Medici, der durch den Kaiser zur Herrschaft in Florenz gelangt war, und eine natürliche Tochter desselben, Margarethe, zur Gemahlin hatte, war ein den Lüsten ergebener und tyrannischer Fürst. Am 7. Januar 1537 wurde er von seinem Vetter Lorenzino, einem Genossen seiner Ausschweifungen, einem talentvollen, aber durchaus sittenlosen Menschen, ermordet. Seltsamer Weise machte der Mörder weder einen Versuch, sich selbst an die Stelle Alexander's zu setzen, noch die Republik wiederherzustellen, sondern ergriff die

*) Ranke Fürsten und Völker von Süd-Europa, Bd. I. S. 220 fg.
**) Ranke, S. 332 fg.

Flucht, so daß die Anhänger der Medici einen andern Sprößling dieses Hauses, Cosmo, an die Spitze des Staates stellten. Vergebens suchten ihn die republicanisch gesinnten ausgewanderten und vertriebenen Florentiner zu verdrängen; er befestigte sich durch schlaue Staatskünste, in denen er Meister war *), in der Herrschaft, und wurde vom Kaiser als rechtmäßiger Nachfolger Alexander's und als Herzog bestätigt. Da die Republik Siena, nach deren Besitz er trachtete, sich dem Französischen Interesse anschloß, und 1552 sogar eine Französische Besatzung aufnahm, so benutzte dies Cosmo sie anzugreifen, indem er im Namen des Kaisers Krieg gegen sie führte. Nach einem äußerst hartnäckigen Kampfe, in welchem das Gebiet der Republik schrecklich verwüstet wurde, mußte sich ihm die Stadt ergeben (1555) und zwei Jahre nachher trat ihm der Spanische Hof Siena mit allen Souverainetätsrechten ab.

In Genua hatte die Verfassung, welche Andreas Doria der Republik gegeben, und der fortdauernde große Einfluß dieses trefflichen Mannes lange Zeit die Ruhe erhalten, aber den Factionsgeist nicht unterdrücken können. Besondere Nahrung fand er in der Gunst und Liebe des alternden Andreas für seinen Großneffen Giannettino Doria, einen stolzen, herrschsüchtigen Jüngling, von dem man fürchtete, es würde mit den Gütern des Oheims auch dessen Gewalt auf ihn übergehen. Am heftigsten gährte der Haß gegen Giannettino in dem Herzen eines jungen Patriciers, Johann Ludwig Fiesco, Grafen von Lavagna. Man hat diesen Jüngling den Genuesischen Alcibiades genannt, so sehr erinnerte er durch Schönheit des Körpers, Anmuth der Sitten, Lebendigkeit und Gewandtheit des Geistes, und feurigen Ehrgeiz an jenen berühmten Athener. Giannettino war sein persönlicher Feind; ihn einst über sich und über alle Häupter in Genua herrschen zu sehen, ihn, dem er selbst sich in vieler Hinsicht überlegen fühlte — der Gedanke ließ ihn nicht schlummern, und führte ihn zu einem kühnen Plane, der kein anderer war, als Ermordung der beiden Doria, Eroberung des Hafens und der Stadt, und Umsturz der bisherigen Verfassung, so wie des Spanisch-kaiserlichen Einflusses.

Sein großes Vermögen setzte ihn allerdings in den Stand, Schiffe zu kaufen und Mannschaft anzuwerben, doch konnte er fremde Hülfe

*) „Er verstand es vortrefflich, ein Zeitalter, wo alle sittlichen Bande gerissen waren, durch die Macht der Arglist und des feinen Verstandes, die er wie Keiner vor ihm entwickelte, in Fesseln zu legen." Leo Geschichte von Italien, Bd. V. S. 451.

nicht entbehren. Er trat daher mit dem Französischen Gesandten in Rom in Unterhandlung, und gewann besonders den Peter Ludwig Farnese, dem Papst Paul III., dessen natürlicher Sohn er war, 1545 die von Julius II. für den Kirchenstaat erworbenen Herzogthümer Parma und Piacenza gegeben hatte. Farnese haßte den Kaiser, weil er ihm die Belehnung verweigerte; und man glaubt, daß dem Papst selbst Fiesco's Unternehmen nicht fremd gewesen sey. Nicht minder war Fiesco darauf bedacht, in Genua selbst sich Freunde zu verschaffen, und seine Feinde durch die schlaueste Verstellung möglichst sicher zu machen. Das Letztere gelang ihm in hohem Grade. Seine eigene Gemahlin fing nicht eher an, etwas davon zu ahnen, als in der Stunde der Ausführung. Spanische Kundschafter aus Rom brachten dem alten Doria selbst bestimmte Anzeigen, aber in dem Augenblick trat der immer heitere Fiesco zur Thür herein, und scherzte so unbefangen und zutraulich mit dem Greise, daß dieser heimlich den Gesandten in's Ohr flüsterte: „Urtheilen Sie jetzt selbst, ob Ihre Nachricht die geringste Wahrscheinlichkeit habe."

Der Liebling des Volks war der schöne, prächtige und leutselige Graf längst gewesen, aber jetzt legte er es recht darauf an, alle Herzen zu gewinnen. Sein Palast stand jedem Armen offen, und für die zahlreichen Seidenweberfamilien, die damals sehr heruntergekommen waren, sorgte er so weise und gütig, wie es sonst nur reiche Regierungen vermögen. Er kaufte ihnen Arbeitsgeräth, bezahlte die Miethe für sie und ließ ihnen Getreide und Geld an bestimmten Tagen reichen. Aus denen, die sich ihm bei dieser Gelegenheit genauer kenntlich machten, forschte er nun die Sichersten aus, und indem er vorgab, daß er von dem Herzog von Parma, an dessen Besitzungen seine Güter gränzten, nichts Gutes erwarte, erhielt er von mehreren Hunderten das Versprechen, ihm im Nothfalle mit Leib und Leben zu Dienste zu stehen.

Mit drei treuen Freunden, Calcagno, Verrina und Sacco, ward nun das Nähere überlegt. Fiesco wollte am 4. Januar (1547) ein großes Gastmahl geben, und auf diesem sollten die Doria ermordet werden. Aber Andreas lehnte die Einladung ab, weil er die Gicht hatte, und Giannettino, weil er gerade an dem Tage Geschäfte wegen außerhalb der Stadt seyn mußte. So ward denn der Plan dahin abgeändert, daß die That schon in der Nacht vom zweiten zum dritten Januar geschehen, und die Doria in ihrem Palaste überfallen werden

sollten. Vor allen Dingen wollte man sich dann des Hafens und der darin liegenden Galeeren Doria's bemächtigen, welches nicht schwer war, da sie alle abgetakelt und fast gar nicht bemannt waren.

Fiesco hatte unterdessen selbst vier Galeeren gekauft, wovon er eine in den Hafen von Genua kommen und bemannen ließ. Damit Niemand Verdacht schöpfen sollte, brachte er selber dem Giannettino Doria die erste Nachricht davon, indem er vorgab, er wolle gegen die Türken kreuzen. Er äußerte zuletzt die Besorgniß, ob auch der alte Doria das wol erlauben werde, und als ihn Giannettino darüber zufrieden gestellt hatte, bat er nur noch, den Lärmen nicht übel zu nehmen, den das Einschiffen so vieler Menschen in der Nacht verursachen werde. Er blieb noch eine Weile dort, war ungewöhnlich fröhlich, spielte mit den Kindern, und überzeugte sich beim Weggehen völlig, daß von seinem Vorhaben noch nicht das Geringste ruchtbar sey.

Den ganzen Tag über wanderten nun die fremden Knechte aus dem Parmesanischen ein, und da man sie in allerlei Kleidungen gesteckt hatte, und zu verschiedenen Thoren einließ, so fiel ihre Menge nicht so sehr auf. Die Lage und die Weitläufigkeit des Fieschischen Palastes kam den Verschwornen gleichfalls sehr zu Statten. Diejenigen Bürger von Genua, auf die man bei der Ausführung gerechnet hatte, wurden gegen Abend zu einem Schmause und Schauspiele in den Palast geladen, wo sie sich zu Hunderten einstellten. Jeder ward herein, Niemand hinaus gelassen. Die starken Wachen verhinderten alles Geräusch. Als die nöthige Anzahl beisammen war, trat Fiesco unter sie, und machte sie in einer ächt republicanischen Rede mit seiner Absicht bekannt, vertheilte dann die Rollen und erwartete die Mitternacht. Während den Verschwornen Speise und Wein gereicht ward, ging er zu seiner schönen Gemahlin, die erst jetzt von seinem Vorhaben Kunde erhielt, gesellte ihr einen treuen Diener zu, und entriß sich ihren Thränen mit den Worten: „Liebes Weib, es ist nicht mehr Zeit. In einer Stunde bin ich nicht mehr, oder Du siehst Alles, was in Genua ist, zu deinen Füßen."

Es war eine schöne, mondhelle Nacht. Alles schlief, und Todtenstille war in den Häusern, als ein Kanonenschuß auf Fiesco's Galeere das Zeichen zum Aufruhr gab. Jetzt entlud sich der Fieschische Palast der Menschenmenge. Ein Theil besetzte das Thor, ein anderer überrumpelte den Hafen und Doria's Galeeren, ein dritter die Hauptplätze der Stadt. Giannettino Doria, obgleich noch immer in de

Meinung, daß er die wahre Ursache des Lärms wisse, hielt doch, da das Getümmel zu allgemein schien, seine Gegenwart für nothwendig, etwanigen Unordnungen vorzubeugen. In seinen Mantel gehüllt und den Degen in der Hand, geführt von einem Pagen, der eine Fackel trug, und von einem Bedienten begleitet, eilte er durch die wogenden Straßen an das Hafenthor, und befahl es zu öffnen. Man erkannte ihn an der Stimme, und ließ ihn nur hindurch, um ihn niederzustoßen. Der alte kranke Andreas, dem das gleiche Schicksal zugedacht war, entging demselben durch schnelle Flucht. „Fiesco und Freiheit!" hallte es nun in den Straßen wieder, und die Umwälzung schien schon beendigt, als man gegen Morgen — den Anführer vermißte. Der Unglückliche hatte über ein Brett nach einer Galeere gehen wollen, das Brett war umgeschlagen, die schwere Rüstung und der tiefe Schlamm hatten es ihm unmöglich gemacht, sich durch Schwimmen zu retten. Auch hatte ihn Niemand als angeschmiedete Galeerensklaven hinabstürzen sehen. Jetzt hatte die Menge keinen Lenker mehr. Die republicanische Behörde, im Regierungspalaste versammelt, war schon auf Unterwerfung gefaßt gewesen, nun schrieb sie den bestürzten Verschwornen das Gesetz vor. Am Abend kehrte Andreas Doria zurück. Alle Fieschi wurden aus der Stadt verbannt, ihre reichen Güter und prächtigen Schlösser confiscirt. Der aus dem Schlamm gezogene Körper des Ertrunkenen ward, statt aller Bestattung, in's Meer geworfen.

Kurze Zeit nach dieser Begebenheit wurde der neue Herzog von Parma, ein in die schändlichsten Laster versunkner Mensch, der die ärgsten Gewaltthaten verübte, von fünf Verschwornen, die sich und ihr Vaterland von ihm befreien wollten, ermordet (10. Sept. 1547). Sofort besetzte Ferdinand von Gonzaga, der kaiserliche Statthalter von Mailand, Piacenza; in Parma erhielt sich Octavio, der Sohn des Ermordeten, Gemahl der Tochter des Kaisers, Margarethe, der Wittwe Alexander's von Medici, mit Unterstützung seines Großvaters, des Papstes. Bald aber kam dieser auf den Gedanken, den Kaiser, mit dem er damals wegen des Concils ohnehin gespannt war, und der die Herausgabe von Parma verlangte, dadurch zu versöhnen, daß er Parma wieder mit dem Kirchenstaat vereinigte, indem er seinen Enkel durch Camerino entschädigen wollte. Octavio aber, welcher fürchtete, wenn sein alter Großvater stürbe, um alle seine Aussichten zu kommen, unterhandelte mit Gonzaga, welches den Papst so betrübte, daß diese Nachricht eine mitwirkende Ursache seines Todes wurde. Sein Nachfolger

Julius III. befahl die Rückgabe von Parma an Octavio Farnese, der sich aber von den Kaiserlichen so bedroht sah, daß er sich den Franzosen in die Arme warf. Es kam darüber zu kriegerischen Auftritten zwischen kaiserlichen und französischen Truppen in Italien (1551), obgleich die beiden Monarchen einander den Krieg nicht erklärten. Indeß blieb Octavio im Besitz von Parma, und nach der Abdankung des Kaisers hielt es dessen Sohn Philipp seinem Interesse angemessen, dem Octavio auch Piacenza zurückzugeben, so daß dem Hause Farnese die Herrschaft über diese Herzogthümer gesichert blieb.

---

16. Die Jesuiten, das Tridentinische Concil und die Päpste nach der Mitte des Jahrhunderts.

Um die Zeit, wo Karl V. vom Thron und bald vom Leben Abschied nahm, hatte der Protestantismus sich nicht nur über Deutschland, die Schweiz und Preußen verbreitet, sondern er war auch in den Scandinavischen Reichen zur Herrschaft gelangt, in England nur für kurze Zeit durch Verfolgungen zurückgedrängt, um bald wieder sich siegreich zu erheben, in die Niederlande, Polen und Ungern war er eingedrungen, und hatte in Frankreich Wurzel gefaßt. In allen diesen Ländern gab die Reformation zu Kämpfen und Bewegungen Anlaß, die theils schon erzählt sind, theils einen Hauptgegenstand der folgenden Darstellung ausmachen werden. Geräuschloser und nach einiger Zeit unterdrückt, aber darum nicht unbedeutend, trat die Reformation in Italien, Spanien und Portugal auf.

In dem ersten Lande wurden die Schriften Luther's, Melanchthon's, Zwingli's früh verbreitet, zum Theil in Italienischen Uebersetzungen, und, um der Wachsamkeit der Inquisition zu entgehen, unter entstellten oder erdichteten Namen. Sie wurden mit Begierde gelesen, und machten großen Eindruck. Briefwechsel, Reisende und besonders die vielen Deutschen, die in den fortwährenden Kriegen nach Italien kamen, trugen viel zur Verbreitung der neuen Lehre bei und gewannen ihr zahlreiche Anhänger. Am Hofe von Ferrara bekannte sich die Gemahlin Herzog Herkules II., Renata, eine Tochter Ludwig's XII., dazu. Protestanten gab es zu Modena, Florenz, Bologna, Pisa, Mantua und an vielen andern Orten, selbst in Neapel und Sicilien; und in Venedig in solcher Anzahl, daß sie sich schon über öffentliche Versamm-

lungen beriethen, und bei diesem Vorhaben von Mitgliedern des Senats begünstigt wurden *).

Auch nach Spanien waren mit den Schriften der Deutschen Reformatoren ihre Lehren gekommen, und hatten an vielen Orten Beifall und Bekenner gefunden, als zu Sevilla und in der Umgegend, wo sie in die Klöster eingedrungen waren, zu Valladolid und in den meisten übrigen Städten des Königreichs Leon, in Toledo so wie in Aragonien und in den Provinzen Granada, Murcia und Valencia. Es ist gewiß ein großer und schlagender Beweis für die Stärke des Eindrucks dieser Lehren, daß sie sich so in einem Lande ausbreiten konnten, wo ein furchtbares Tribunal jede Abweichung von der alten Kirche mit Folterqualen und Flammen rächte. Ja ein eifrig katholischer Spanischer Schriftsteller legt selbst das überzeugendste Geständniß dafür ab, wenn er sagt: „Hätte nicht die Inquisition bei Zeiten Sorge getragen, diesen Predigern Einhalt zu thun, die protestantische Religion wäre gleich einem Lauffeuer durch ganz Spanien geflogen, da Leute von allen Ständen und Geschlechtern zur Annahme derselben wundersam geneigt waren" **).

So sah sich die Römisch-katholische Kirche in allen Landen gefährlich bedroht und erschüttert. Zu ihrer Erhaltung, zur Bekämpfung und Besiegung eines so mächtigen Feindes setzte sie alle ihre Kräfte und Waffen in Bewegung. Kein Mittel wirkte für diese Zwecke so förderlich, als eine neue aus ihrem Schoße hervorgehende Institution, der berühmte Jesuitenorden.

Der Stifter desselben, Don Inigo oder Ignaz von Loyola, war der, wahrscheinlich 1491 geborne, Sohn eines Edelmanns in der Spanischen Provinz Guipuzcoa, der viele Kinder hatte. Er verließ das väterliche Haus in seinem sechzehnten Jahre, und versuchte sich zuerst als Edelknabe am Hofe Ferdinand's und Isabellen's, dann als Soldat im Dienste des Herzogs von Najara, wo er sich durch sein schönes, kräftiges Aeußere und durch seinen Anstand auszeichnete. Er ahnete nicht, welchen schlimmen Ausgang seine Kriegsthaten nehmen, und noch weniger, welche merkwürdige Folgen dieser schlimme Ausgang für sein ganzes Leben haben würde.

*) M' Crie Geschichte der Reformation in Italien, deutsch von Friederich, S. 36. 57. 66 fg.

**) Desselben Geschichte der Reformation in Spanien, deutsch von Plieninger, S. 228. 234 fg. 246.

Als die Franzosen 1521 in Navarra einfielen, und Pampelona belagerten, befand sich Loyola unter dem kleinen Häuflein, welches die Stadt vertheidigen sollte. Vergebens feuerte er die Bürger zum Widerstande an, die Stadt ging ohne Schwertschlag über. Entschlossen, noch das Aeußerste zu wagen, warf er sich mit wenigen Getreuen in die Burg. Man forderte ihn auf, sich zu ergeben, er verachtete die unwürdigen Bedingungen, und reizte den Feind zum Sturmlaufen. Das Geschütz warf einen Theil der Mauer nieder, Loyola trat vor die Bresche und wehrte die Stürmenden ab. Da riß eine Kanonenkugel die Mauer neben ihm ein, ein losbrechendes Stück derselben verwundete ihm das linke Bein, und zugleich quetschte ihm eine zweite Kugel das rechte, seine Gefährten flohen, und die Franzosen eroberten die Burg.

Sie bewilligten den braven Spaniern freien Abzug, und Loyola ließ sich nun zu seinen Geschwistern bringen, um sich heilen zu lassen. Ein ungeschickter Wundarzt hatte ihm das Bein so falsch eingerichtet, daß bessere, die man nun zu Rathe zog, erklärten, die Wunde müsse wieder aufgerissen werden. Loyola unterwarf sich dieser schmerzhaften Operation ohne alle Klage, ja er ließ sich mit gleichem Heldenmuth noch ein Ueberbein aussägen, das sich unter dem Knie eingefunden hatte, und als trotz der zweiten Heilung das rechte Bein doch noch zu kurz zu werden drohte, ließ er sich auch noch mehrere Monate lang den schmerzhaften Zwang dehnender Gewichte und Compressen gefallen, Beweise genug von einer Stärke des Ehrgefühls, die ihm den Gedanken, sein ruhmvoll begonnenes Leben von nun an thatenlos zu vollenden, unerträglich machte.

Um die lange Weile zu zerstreuen, die er während einer so langwierigen Cur empfinden mußte, fiel er aufs Lesen. Aber auf dem Schlosse fanden sich keine anderen Bücher als eine Lebensbeschreibung Christi, und eine Sammlung von Heiligengeschichten. Diese durchlas er mit großer Aufmerksamkeit und steigender Theilnahme, bis die Vorzüge der Heiligen vor der weltlichen Ritterschaft und dem Kriegsleben ihm so einleuchtend schienen, daß er die letztere aufzugeben, und sein Leben der Nachahmung der erstern zu widmen beschloß.

Die Verwandten bemerkten mit Unruhe die Veränderung, die durch die Lesung jener Bücher in ihm hervorgebracht worden war, aber vergebens bemühten sie sich, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Sein Entschluß stand fest, und sobald nur sein Bein geheilt war,

beurlaubte er sich bei den Seinen, um eine Wallfahrt nach Jerusalem anzutreten. Das Reisegeld, welches ihm sein ältester Bruder mitgab, schenkte er einem Armen, und setzte seinen Pilgerstab auf den Weg nach Barcelona. Unterwegs legte er in der Capelle der Mutter Gottes zu Montserrate das Gelübde der ewigen Keuschheit ab, und empfahl sich dem Schutze der Himmelskönigin; beichtete dann, und machte hierauf von seinem Schwerte den letzten Gebrauch, indem er damit vor dem Bilde der Mutter Gottes die Waffenwache hielt. Dann hing er Schwert und Dolch in der Kirche auf, und vertauschte seine Kleider mit einem Sack und einem Strick, ging auch anfangs barfuß, bis ihn der Schmerz in seinem geschwollenen Fuße zwang, diesen mit Pfriemenkraut zu bewickeln. Bettelnd half er sich von Dorf zu Dorf, bis er nach Manresa kam. Hier lebte er eine Zeit lang im Hospital; dazwischen brachte er eine Woche ohne Speise und Trank in einer Höhle vor der Stadt zu, und wäre gewiß vor Entkräftung daselbst gestorben, hätten nicht zufällig Leute ihn entdeckt, die ihm Speise reichten, und in das Hospital zurückbrachten. In dem Zustande geistiger Anspannung, in dem er sich befand, glaubte er die seltsamsten Erscheinungen zu sehen, deren er sich als göttlicher Offenbarungen rühmte. Selbst die Dreieinigkeit war ihm in einem sichtbaren Abbilde erschienen.

Eine übertriebene Strenge gegen sich selbst unterhielt diese Schwärmerei ununterbrochen. Dreimal des Tages geißelte er sich, sieben Stunden brachte er mit Gebet zu, seine Nahrung war Wasser und Brot, sein Lager die bloße Erde. Je mehr diese Lebensart ihn abzehrte, desto stolzer ward er, und je ähnlicher sein Aeußeres einem Abgeschiedenen wurde, desto heiliger kam er sich vor. In Manresa machte er so großes Aufsehen, daß Alt und Jung ihm nachlief; die Frauen nahmen lebhaften Antheil an ihm; sie halfen liebreich seinem Mangel ab, pflegten sein während eines heftigen Fiebers, und bewogen ihn, von seiner Strenge künftig etwas nachzulassen. So setzte er dann seine Reise, in einem Tuchkleide, und mit Hut und Schuhen bekleidet, fort.

Im Anfange des Jahres 1523 schiffte er sich zu Barcelona ein. Der Schiffscapitain nahm ihn frei mit nach Italien, aber den nöthigen Reisevorrath hatte er sich erst zusammenbetteln müssen. Angekommen zu Gaeta, wanderte er, in steter Gefahr zu verhungern (denn die Pest herrschte damals in Italien, und alle Einwohner verschlossen ihre Häuser), nach Rom, küßte Adrian's VI. Füße, und ging sogleich

nach Venedig, in der nämlichen Todesgefahr. Seine tiefliegenden, brennenden Augen und sein ganzes übriges Ansehen verscheuchten Alles von ihm; man glaubte, das Bild der Pest leibhaftig vor sich zu sehen. Ueberall zurückgestoßen, oft erschöpft von der entsetzlichsten Anstrengung, langte er in Venedig an, und begab sich auf ein Schiff, welches eben segelfertig lag. Während der Fahrt hielt er den Matrosen Strafpredigten über ihre gottlosen Reden, mit einem Eifer, in welchem ihn weder Gelächter noch Drohungen irre machen konnten. So kam er nach Cypern, und endlich nach Palästina. Ganz aufgelös't in entzückenden Gefühlen, begann er stehenden Fußes die Wallfahrt nach Jerusalem. Freudenthränen stürzten ihm aus den Augen, da er es erblickte; die Kreuzigungs- und Begräbnißstätte des Heilands verließ er in einigen Tagen nicht, und knieend küßte er unaufhörlich die geweihte Erde. Leider ward sein Entzücken bald unterbrochen; denn kaum hatte er seinen Vorsatz, in Palästina die Ungläubigen zu bekehren, dem Provincial der Franciscaner zu Jerusalem eröffnet, so erklärte sich dieser dagegen, und als er dennoch auf seinem Vorhaben beharrte, nöthigte ihn der Provincial zur Rückkehr. So gelangte er wieder nach Italien, und nach einer beschwerlichen Fußwanderung von Venedig nach Genua schiffte er sich nach Spanien ein, und kam glücklich im Hafen von Barcelona an

Der Bekehrungsplan war verunglückt, aber die Begierde, für Religion und Kirche zu wirken, brannte darum nicht minder lebendig in ihm. So kam er auf den Gedanken, einen Orden zu stiften. Doch dazu reichte der bloße Ruf der Heiligkeit nicht hin; um über den Willen Anderer zu herrschen, muß man ihnen an Einsicht überlegen seyn. Also Wissenschaft mußte erst erworben werden. Aber im drei und dreißigsten Jahre noch mit der Lateinischen Grammatik anzufangen — das mußte einem so leidenschaftlichen Gemüth doppelt schwer eingehen. Als er sich endlich nach zweijähriger Anstrengung fähig glaubte, einen Lateinischen Vortrag zu verstehen, ging er auf die Universität nach Alcala, begleitet von einigen Schülern, die er in Barcelona an sich gezogen. Sie lebten von Almosen. Ignaz fing bald an, sich in Predigten hören zu lassen, und erklärte mit seinen Schülern den Kindern auf der Gasse die Anfangsgründe des christlichen Glaubens. Darüber ward er von der Inquisition zur Untersuchung gezogen, kam in Verhaft, und wurde nur unter der Bedingung entlassen, sich mit seinen Schülern alles Unterrichts in der Religion zu enthalten, bis sie

vier Jahre Theologie studirt haben würden. Darüber ging er nach Salamanca, da er aber auch dort Lehrer und Gewissensrath seyn wollte, so folgte abermals Kerker, Untersuchung und nur bedingte Lossprechung. Unwillig entschloß er sich nun nach Paris zu gehen, um auf der dortigen Universität zu studiren.

Im Februar 1528 kam er in der Hauptstadt Frankreich's an. Sechs Jahre lang kämpfte er hier wieder mit Elend und Mangel, verschlang aber mit Heißhunger die philosophischen und theologischen Vorlesungen der berühmtesten Lehrer, bis er 1534 die philosophische Magisterwürde erlangte, und ward um so weniger in seinen Studien gestört, da er sich aus Unkunde der Landessprache den Volksunterricht, seine Leidenschaft, versagen mußte. Aber außerordentlich muß doch immer der Eindruck gewesen seyn, den er auf seine Umgebung zu machen wußte, denn er erwarb sich durch seine Reden auch hier in kurzem Verehrer. Hier in Paris reifte auch sein lange gehegter Plan, eine geistliche Gesellschaft zu gründen. War ihm auch das Ganze seines Vorhabens jetzt noch nicht klar, so warb er doch immer im Voraus für die neue Gesellschaft. Seine ersten Anhänger waren fünf Spanier, Franz Xaver, Jacob Lainez, Alfons Salmeron, Nicolaus Bobadilla und Simon Rodriguez, und ein Savoyarde Namens Peter Le Fevre. Er ließ sie am 15. August 1534 auf eine geweihte Hostie schwören, nach geendigtem theologischen Cursus allen weltlichen Dingen zu entsagen, und mit ihm nach Palästina zu reisen, wenn sie aber dahin nicht kommen sollten, oder dort nicht bleiben könnten, nach Rom zu gehen, sich dem Papste zu Füßen zu werfen, und ihn zu bitten, daß er nach seinem Gefallen über sie befehlen möge. Da Loyola aber zuvor sein Vaterland gern noch einmal wiedersehen wollte, so verließ er die Uebrigen im Herbst 1535, und verabredete mit ihnen, daß er sie in Venedig wieder treffen wolle.

Seine Reise durch Spanien — wie gewöhnlich im dürftigsten Aufzuge — war ein steter Wechsel von Predigen, Bekehren, Krankenpflegen und Betteln. Man kannte ihn nun schon, und verehrte ihn wirklich wie einen Heiligen. Seine Verwandten wollten ihn bereden, in Guipuzcoa zu bleiben, aber vergeblich. Er landete in Genua, pilgerte zu Fuße nach Venedig, und hatte sich auch hier schon durch seine Predigten und Bußübungen einen Namen gemacht, als seine Freunde im Januar 1537 zu ihm stießen. Sie verweilten hier bis zum Frühjahr, und beschäftigten sich mit Bekehrungen ruchloser Menschen, mit

Zuspruch an Sterbebetten, mit Predigten und mit der Verpflegung aller Kranken in dem dortigen Hospitale, wobei sie eine beispiellose Standhaftigkeit und Selbstverleugnung zeigten. Xaver z. B. sog einem Kranken, dessen Körper mit den giftigsten Beulen und Geschwüren bedeckt war, den Eiter aus denselben mit dem Munde aus.

Unterdessen war ein Krieg zwischen den Venetianern und den Türken ausgebrochen, so daß vor der Hand an keine Ueberfahrt nach Jerusalem zu denken war. Die Glieder der kleinen Gesellschaft zerstreuten sich größtentheils in die Städte Oberitalien's, trieben ihre christlichen Beschäftigungen fort, und fanden überall Zulauf und Beifall. In Loyola's Kopfe war mittlerweile der alte Plan, einen geistlichen Orden zu stiften, zur völligen Reife gediehen. Aber von dem Zweck, die Ungläubigen zu bekehren, war er nun zurückgekommen. Mit Lainez und Le Fevre machte er sich auf nach Rom. Auf dem Wege erzählte er ihnen, er habe in einer Entzückung den ewigen Vater gesehen, der ihn seinem mit einem Kreuze dabei stehenden Sohne empfohlen habe; der Herr Jesus aber habe ihm mit einem liebreichen Blicke gesagt: „In Rom will ich dir gnädig seyn." Paul III. nahm sie wohlwollend auf. Die übrigen Mitglieder kamen auch nach Rom, und dort wurde die Form der neuen Gesellschaft allmählig festgestellt. Den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden, der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams, wurde ein viertes hinzugefügt: sich unweigerlich in jedes Land senden zu lassen, wo es der Papst für gut finden würde, zu Heiden wie zu Ketzern. Dem Papste entgingen die außerordentlichen Vortheile nicht, welche dem Römischen Stuhle von einer solchen seinem Dienste sich ganz weihenden Genossenschaft erwachsen würden; daher bestätigte er sie am 27. September 1540 durch die Bulle Regimini militantis ecclesiae. Allmählig wurden die der Gesellschaft verliehenen Vorrechte außerordentlich erhöht und erweitert, und trotz der Feinde, die sie auch im Schoße der katholischen Kirche fand, verbreitete sie sich mit reißender Schnelligkeit. Ihr erstes Haupt oder General war Loyola. Er starb am 31. Juli 1556.

Die Einrichtung dieses Ordens, der von Loyola's Erscheinung auf dem Wege nach Rom den Namen der G e s e l l s c h a f t J e s u bekam, ist das Werk des feinsten Verstandes. Die Zwecke waren durchaus praktischer Natur, auf die Welt zu wirken berechnet; diese Richtung erhielt der Orden durch den zweiten General, den scharfsichtigen Lainez. Die Verfassung war monarchisch. Dem General, der in Rom lebte,

waren die Häupter der Provinzen, die Provinciale unterworfen, und von diesen ging wieder, wie bei einem stehenden Heere, eine Reihe von Stufen bis zum untersten Bruder hinab. Durchgängig herrschte die stärkste Unterordnung. Ueber das kleinste Unternehmen und Wirken jedes Einzelnen wurden Verhandlungen geführt, und dem General eingesandt. Ueber die Aufzunehmenden wurde die strengste Berathschlagung gehalten. Sie mußten eine lange Prüfungszeit bestehen, und die Oberen betrachteten während dieser Zeit auf's Sorgfältigste ihre Neigungen und Fähigkeiten, um zuletzt mit Sicherheit entscheiden zu können, wozu ein Jeder am besten zu gebrauchen sey. Die Gewandtesten und Verschlagensten sandte man an die Höfe, und schlug sie zu Beichtvätern oder Prinzenerziehern vor; die Gelehrtesten beförderte man zu Schulämtern, oder überließ sie ihrer Neigung zur Schriftstellerei; die Begeisterten versandte man als Heidenbekehrer. Das Gelübde des Gehorsams wurde als ein ganz unbedingtes gegen den jedesmaligen Vorgesetzten gefaßt. Wer dieses übertrat, ward sogleich aus dem Orden gestoßen. Die außerordentliche Gewalt, welche dadurch in die Hände des Generals gelegt ward, war nur durch die in gewissen sehr dringenden Fällen einer Generalcongregation des Ordens zustehende Befugniß, die Absetzung des Generals auszusprechen, beschränkt.

Damit kein Jesuit durch ein anderes Interesse von dem des Ordens abgezogen würde, wurde ein Gesetz aufgestellt, das die Mitglieder von allen feststehenden Aemtern und selbst von allen kirchlichen Würden ausschloß, wovon in der Folge nur einige wenige Ausnahmen gemacht worden sind. Dadurch, daß man Keinen zu einer bestimmten Beschäftigung zwang, und die Mitglieder zu den gehäuften Buß- und Andachtsübungen anderer Orden nicht verpflichtete, verschaffte man ihnen Zeit und Lust, sich mit den Wissenschaften, ihrer Neigung gemäß, zu beschäftigen. Daher hat der Orden ausgezeichnete Lehrer und Schriftsteller in mehreren Fächern der Wissenschaften aufzuweisen. Diese Vielseitigkeit erwarb den Jesuiten Achtung; was ihnen aber bei der Menge den größten Eingang verschaffte, war die Uneigennützigkeit, mit der sie sich überall des Jugendunterrichts annahmen. Man hielt es für eine göttliche Wohlthat, daß so viele geschickte Leute sich freiwillig erboten, unentgeltlich zu unterrichten. Auch als Prediger und Beichtväter gefielen sie weit mehr, als die anderen Geistlichen. So konnte es denn nicht fehlen, daß der Orden in weniger als dreißig Jahren nicht nur über das ganze Römisch-katholische Europa, sondern selbst

über die anderen Welttheile verbreitet war *), und unermeßliche Reichthümer erwarb, die er theils freiwilligen Geschenken und Vermächtnissen, theils dem Handel der Indischen und Americanischen Missionäre verdankte. Länger als zweihundert Jahre hatten die Jesuiten als Beichtväter der Könige und Fürsten außerordentlichen politischen Einfluß, waren im Besitz der Erziehung fast der ganzen katholischen Jugend, verbreiteten das Papstthum in den fernsten Weltgegenden, und errichteten sogar ein großes Reich im Innern von Südamerica in Paraguay. Auch in Asien und Africa gab es bald nach Stiftung des Ordens Jesuiten. Der oben erwähnte Xaver selbst ging als Bekehrer nach Ostindien, Ceylon und Japan, und endigte sein thätiges Leben in China (1552). Ihm folgten viele Andere, und die ersten umständlichen Nachrichten, die wir von jenen Ländern besitzen, rühren von Jesuiten her.

Weit wichtiger und nützlicher für den Römischen Stuhl und das katholische Kirchenthum wurden sie in Europa. Hier war ihr Hauptbestreben gegen die Reformation und den Protestantismus gerichtet. Der bereits so weit vorgeschrittenen Reformation Gränzen zu setzen, und so viele zu ihr Uebergetretene als möglich wieder in den Schooß der Kirche zurückzubringen. Dies waren die Zielpunkte, zu deren Erreichung sie jede Art von Triebfedern in Bewegung setzten, Ueberredung, List, Ränke, Verhetzungen und Verläumdungen, unaufhörliche Anreizung der Mächtigen, Gewalt zu brauchen. Wie Vieles ihnen auf solchen Wegen gelang, wird der Verfolg der Begebenheiten zeigen. Durch dieses Bestreben zur Unterdrückung des Protestantismus, durch die Beschränkung der Geistesfreiheit, welche ihnen dazu so wie zur festen Begründung ihres Ansehens nöthig schien, vor Allem durch die Unlauterkeit der angewandten Mittel haben sich die Jesuiten bei allem Rufe der Klugheit, in den sie sich gesetzt, einen bittern Haß zugezogen. Und obschon in den Beschuldigungen, die ihre zahlreichen Gegner wider sie vorbringen, Vieles als übertrieben betrachtet werden muß, so bleibt doch genug Verwerfliches übrig, vor Allem ein, zwar nicht vom Orden selbst, aber doch von Vielen seiner Glieder gelehrtes und in Anwendung gebrachtes moralisches System, welches Vergehungen gegen die Vorschriften der Sittlichkeit und des Rechts in gewissen Fällen als zulässig und

*) Als Loyola 1540 den Papst um die Sanctionirung seines Ordens bat, hatte er nur zehn Schüler; als er starb, hatte seine Gesellschaft bereits über tausend Mitglieder. Im Jahre 1608 zählte man 10,581 Jesuiten, und 1710 nahe an 20,000.

erlaubt bezeichnete, und darauf berechnet war, die Großen und die Weltleute zu gewinnen.

Mit der Bestätigung des Jesuiterordens fällt der Beginn der katholischen Reaction in Italien zusammen. Paul III. erließ 1542 eine Bulle, durch welche er ein höchstes Tribunal der Inquisition einrichtete, mit dem Auftrage, Alles zu thun, um die hervorgetretenen Irrthümer mit der Wurzel auszurotten. Den Rath dazu hatte der Cardinal Caraffa gegeben, ein Mann, zu dessen Grundsätzen es gehörte, daß man sich Ketzern gegenüber mit keinerlei Toleranz herabwürdigen müsse*); und unterstützt wurde der Vorschlag durch Loyola. Nun fingen durch ganz Italien die schrecklichsten Verfolgungen und Hinrichtungen an, und mit unmenschlicher Grausamkeit wurden die Bekenner der reformatorischen Lehren in der Halbinsel ausgerottet**).

Nachdem auf Paul III. Julius III. gefolgt war, und nach dessen Tode (23. März 1555) Marcellus II. nur ein und zwanzig Tage den päpstlichen Stuhl eingenommen hatte, wurde der eben erwähnte, damals schon neun und siebzigjährige Caraffa erhoben. Er nannte sich Paul IV. Dieser heftige, zornmüthige, harte Greis verfolgte theils die Protestanten mit unablässigem Eifer, theils wandte er auch, um den Klagen und Beschuldigungen derselben die Kraft zu nehmen, seine Strenge gegen manche Mißbräuche in der katholischen Kirche und gegen die in Rom herrschende Sittenverderbniß. Dadurch hatte er sich so verhaßt gemacht, daß bei seinem am 18. August 1559 erfolgten Tode der Pöbel Feuer an das Inquisitionsgebäude legte, und die Bildsäule des Papstes zerschlug.

Dennoch schien es so nöthig, den eingeschlagenen Weg zu verfolgen, daß der nächste Papst, Pius IV., ihn gleichfalls betrat ***), obschon er von Natur lebenslustig und weltlich gesinnt, und die mönchische Härte des Inquisitionsverfahrens ihm persönlich zuwider war. Die Reformen wurden fortgesetzt, d. h. entschiedene Mißbräuche abgestellt, welche die Kirche nie gebilligt hatte, ohne daß man sich dadurch den Protestanten genähert oder ihnen nachgegeben hätte.

Derselbe Geist herrschte in dem Tridentinischen Concil, welches die-

*) Ranke, die Römischen Päpste. Bd. I. S. 208.

**) M'Crie hat das 5. Capitel seines Werkes über die Reformation in Italien der Schilderung dieser furchtbaren Auftritte gewidmet.

***) „Die ernsten Tendenzen kirchlicher Gesinnung hatten in Rom das Uebergewicht bekommen, und ließen selbst in dem Papste keine Abweichung weiter zu." Ranke, a. a. O. S. 322.